

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2008 · Neue Folge Nr. 47

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2008 · Neue Folge Nr. 47

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e. V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv Reutlingen)

Redaktionsbeirat:
Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Werner Krauß,
Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Kirchentellinsfurt
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1100 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2009 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
Ölgemälde von Wilhelm Laage (1868–1930), abgedruckt in: Schwabenalb in Wort und Bild
(Verlag des Schwäbischen Albvereins, Geschäftsstelle Tübingen), Tübingen 1914, Tafel 24.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Irmtraud Betz-Wischnath</i> Die Achalm in Kunst und Literatur Ein Streifzug durch fünf Jahrhunderte	9
<i>Hermann Bausinger</i> Gerd Gaiser – Erinnerung an die Kindheit	69
<i>Theodor Karst</i> Gerd Gaiser – ein Dichter in Reutlingen	87
<i>Hermann Bausinger</i> „Eine sterbende Welt, die nach Dauer klagte ...“ Zum literarischen Werk Gerd Gaisers	137
<i>Bernhard Vöglin</i> Gerd Gaiser – Flieger, Träumer und vergessener Dichter Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Gerd Gaiser	159
<i>Hermann Josef Pretsch</i> Das Frauenkloster in Zwiefalten	169
<i>Christoph Kleiber</i> Reutlingen, Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56 Bauhistorische Untersuchung zweier Reutlinger Pfarrhäuser	197
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	255
Autoren und Rezensenten	301
Abbildungsnachweise	303

Buchbesprechungen

- Heimatmuseum und Stadtarchiv Reutlingen (Hrsg.): Frühe Fotografie in Reutlingen. Porträts, Stadtbilder und Ateliers bis 1918, 2008 (W. Jaworek) 255
- Otto-Günter Lonhard: Die Türkensteuerlisten der Stadt Reutlingen (Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wappenkunde, Bd. 4), 2009 (R. Brühl) 257
- Ellen Pietrus: Heinrich Dolmetsch. Die Kirchenrestaurierungen des württembergischen Baumeisters, 2008 (G. Kronberger) 258
- Bernhard Karl Vöglin: Gerd Gaiser. Ein Dichter in seiner Zeit, 2004 (Th. Karst) 260
- Grieshaber und die Moderne, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen, 2009 (B. Krämer) 262
- Grieshaber 100 – Eine hundertfache Hommage. Weggefährten, Freunde, Museen und Galerien gratulieren, hrsg. von Hermann Pfeiffer, 2009 (B. Krämer) 266
- Christoph Dohse: „hommage à langenbacher“ – Künstler, Literat, Werbegrafiker, hrsg. von der Stadt Reutlingen, 2008 (B. Krämer) 268
- Hartmut Zweigle: Herrschen mög in unserm Kreise Liebe und Gerechtigkeit! Gustav Werner – Leben und Werk, 2009 (H. Ehmer) 271
- Fritz Streitberger: Es wird regiert, 1926 bis 1951, 2008 (O. P. Burkhardt) 273
- Thomas Faltin: Im Angesicht des Todes. Das KZ-Außenlager Echterdingen 1944/45 und der Leidensweg der 600 Häftlinge (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Leinfelden-Echterdingen, Bd. 13), 2008 (B. Serger) 274
- D. Wein, V. Mall, H. Roth: Spuren von Auschwitz ins Gäu. Das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen, 2007 (B. Serger) 276
- Volker Mall, Harald Roth: „Jeder Mensch hat einen Namen“. Gedenkbuch für die 600 jüdischen Häftlinge des KZ-Außenlagers Hailfingen/Tailfingen, 2009 (B. Serger) 278
- Marga Griesbach: Ein jüdisches Kind in Deutschland 1927 bis 1945. Eine Erinnerung der Zeitzeugin M. Griesbach, 2008 (K.-A. Böttcher) 280
- Rahel Bacher: Klarissenkonvent Pfullingen. Fromme Frauen zwischen Ideal und Wirklichkeit (Schriften zur südwestdt. Landeskunde, Bd. 65), 2009 (H. Taigel) 282
- Andreas Heusel, Peter Maier: Kirchentellinsfurt. Chronik eines Dorfes, 2007 (W. Krauß) 285
- Angelika Hauser-Hauswirth: Zwischen Kaiserzeit und Drittem Reich. Metzungen in der Amtszeit von Stadtschultheiß und Bürgermeister Wilhelm Carl (Sonderreihe A der Metzinger Heimatblätter, Bd. 7), 2007 (H. Schneider) 288
- Elisabeth Timm: Zwangsarbeit in Esslingen 1939–1945. Kommune, Unternehmen und Belegschaften in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft (Esslinger Studien, Bd. 21), 2009 (K.-A. Böttcher) 289
- Hermann Ehmer: Kleine Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg, 2008 (S. Drecoll) 291
- Reinhold Weber: Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918–1945, 2008 (Th. Gollhardt) 292
- Roland Deigendesch, Christoph Morrissey: Kleine Geschichte der Schwäbischen Alb, 2008 (W. Borth) 294
- Dieter Reichhold: Schwäbische Alb-Eisenbahn. Eine Zeitreise entlang der Strecke Reutlingen–Münsingen–Schelklingen, 2007 (B. Madel) 296
- Joachim Lenk: Letzter Appell in Schwäbisch Sibirien. Militär in Münsingen, Breithülen und Feldstetten 1895 bis 2007, 2008 (H. Schneider) 297
- Klaus Graf (Hrsg.): Sagen der Schwäbischen Alb, 2008 (Fr. Schmoll) 298

Vorwort

Bisweilen kann es auch einmal von Vorteil sein, wenn eine Veröffentlichung etwas später als geplant erscheint. Bei dem für die Drucklegung überarbeiteten und erweiterten Vortrag, den *Irmtraud Betz-Wischnath* 2001 bei der Schiedwecken-Veranstaltung des Reutlinger Geschichtsvereins gehalten hat, trifft dies in besonderem Maße zu. Der Zeitpunkt zur Publikation eines Beitrags über „Die Achalm in Kunst und Literatur“ hätte nicht passender gewählt sein können, ist doch die Stadt Reutlingen seit dem öffentlichkeitswirksamen Geländekauf im Juli 2009 erstmals in ihrer über 900-jährigen Geschichte Eigentümerin der Achalm geworden. Dabei waren die Burg und der Berg seit jeher von – im wahrsten Sinne des Wortes – herausragender Bedeutung für die zu ihren Füßen gelegene Stadt: politisch, militärisch-strategisch, topographisch-naturräumlich, (land)wirtschaftlich, touristisch und nicht zuletzt als literarisches und künstlerisches Sujet. Mit dem letztgenannten Aspekt beschäftigt sich der Aufsatz der Reutlinger Kreisarchivarin und sie kann dabei aus einem reichen Fundus schöpfen. Das Spektrum reicht von der berühmten Schilderung des Tübinger Professors Martin Crusius aus dem Jahre 1587 – seine Skizze mit einer Art Grundriss der Burg zierte seit vielen Jahren das Programm des Geschichtsvereins – über Sagen, Geschichten und Chroniken sowie eine große Zahl von Beschreibungen und Ansichten des 19. Jahrhunderts bis hin zu modernen Texten und künstlerischer Beschäftigung mit dem markanten Reutlinger Hausberg.

Der zweite thematische Schwerpunkt der neuen Geschichtsblätter-Folge ist ebenfalls literarisch ausgerichtet und dem Leben und Werk des Reutlinger Schriftstellers Gerd Gaiser gewidmet, der am 15. September 2008 hundert Jahre alt geworden wäre. Gerd Gaiser, der seit 1949 bis zu seinem Tod 1976 in Reutlingen gelebt und zunächst als Lehrer am Friedrich-List-Gymnasium, später als Professor für Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte an der hiesigen Pädagogischen Hochschule gewirkt hat, zählt zu den profiliertesten deutschen Autoren der frühen Nachkriegszeit, auch wenn sein schriftstellerisches Schaffen heutzutage weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Dies war Grund genug, in Reutlingen, aber auch in seiner Geburtsstadt Oberriexingen mit Vorträgen, Ausstellungen und Lesungen an Gerd Gaiser und seine Bedeutung zu erinnern. Die beiden Festvorträge des Kulturwissenschaftlers *Hermann Bausinger* in Reutlingen und Oberriexingen und der in der Stadtbibliotheks-Reihe „Literarische Profile“ gehaltene, mit Literaturauszügen angereicherte Vortrag von Gaisers PH-Kollegen *Theodor Karst* gelangen hier nahezu unverändert zur Veröffentlichung. Bei den Beiträgen handelt es sich nicht nur um profunde, keineswegs unkritische Würdigungen von Gaisers Werk, sondern sie vermitteln auch durch die Wiedergabe einschlägiger Textpassagen interessante Ein-

blicke in seine literarische Produktion. Ein kurzes Essay „von außen“, aus der Feder des Schweizer Germanisten *Bernhard Vöglin*, dessen 2004 publizierte Dissertation mit dem Titel „Gerd Gaiser – ein Dichter in seiner Zeit“ die jüngste wissenschaftliche Untersuchung zum „Thema“ darstellt, rundet das Bild und die unterschiedlichen Annäherungen an Gerd Gaisers Biographie und Oeuvre anlässlich seines 100. Geburtstags ab.

Die Geschichtsblätter haben sich in jüngerer Zeit vermehrt mit bau- und architekturgeschichtlichen Themen sowie mit Fragen der Stadtentwicklung und des historischen Stadtbildes beschäftigt. Der vorliegende Band enthält eine detaillierte bauhistorische Dokumentation der im unmittelbaren Umfeld der Marienkirche gelegenen traditionsreichen Pfarrhäuser Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56. Im Vorfeld des Verkaufs und Umbaus der beiden Immobilien hat die Evangelische Gesamtkirchengemeinde 2005 eine bauhistorische Bestandsaufnahme in Auftrag gegeben. Deren wichtigsten Ergebnisse werden von dem damals mit der Untersuchung betrauten Bauforscher und Denkmalpfleger *Christoph Kleiber* vorgestellt. Dabei kann der Autor mit einer Fülle neuer Erkenntnisse zur Geschichte, aber auch zur zeitlichen Abfolge des Wiederaufbaus der beiden Pfarrhäuser nach dem großen Stadtbrand 1726 aufwarten. Die auf gründlichen archivalischen Recherchen und einer fachkundigen Bewertung des Gebäudebestandes beruhende Dokumentation beschreibt dabei wohlgemerkt den 2005 vorgefundenen Status und lässt die seither erfolgten Umbaumaßnahmen außen vor. Inzwischen sind die beiden geschichtsträchtigen Gebäude von der Kirchengemeinde veräußert und mehrheitlich in privates Eigentum umgewandelt worden. In diesem Zuge wurden, in Abstimmung mit der Denkmalbehörde, insbesondere hinsichtlich der Raumstruktur größere bauliche Veränderungen vorgenommen. Als letzte Reminiszenzen an die frühere Nutzung befindet sich im 1. Obergeschoss des Gebäudes Aulberstraße 1, zur Metzgerstraße hin, noch eine Pfarrwohnung und im Erdgeschoss von Metzgerstraße 56 ein Gemeindesaal.

Schon seit jeher dienen unsere Geschichtsblätter auch als Publikationsforum für Forschungen aus dem Reutlinger Umkreis. Dabei spielen die seit dem hohen Mittelalter und den Grafen von Achalm bestehenden vielfältigen Verbindungen zum Kloster Zwiefalten eine besondere Rolle. *Hermann Josef Pretsch* beschäftigt sich in seiner Studie mit dem dortigen Frauenkloster, das, 1111 gegründet, das erste und zunächst einzige in diesem Raum war und etwa 250 Jahre lang bestand. Neben einem Abriss der Klostersgeschichte von seiner Stiftung bis zu den letzten urkundlichen Zeugnissen beschreibt der ausgewiesene Kenner der Zwiefalter Historie das Leben im Kloster, die Zusammensetzung des Konvents und die engen Kontakte zu Hildegard von Bingen. Eine wichtige Quelle und besondere bibliophile Rarität sind die in großer Zahl erhaltenen Handschriften, die vom hohen Bildungsstand der Klosterbewohnerinnen zeugen.

Die Achalm in Kunst und Literatur Ein Streifzug durch fünf Jahrhunderte¹

Von Irmtraud Betz-Wischnath

Achalm – geheimnisvoller Name, sagenumwobener Berg, „Zeugenberg“ vor der Schwäbischen Alb, uralter Siedlungsplatz, gekrönt mit einer der ersten Höhenburgen in Süddeutschland, Sitz von Grafen und adligen Burgvögten, besucht von Königen und Königinnen², voller Geschichte und Geschichten, Reutlinger und Eninger Hausberg. Wen wundert es, dass sich seit Jahrhunderten Geschichtsschreiber, Schriftsteller und Dichter, Maler, Lithographen und Holzschneider von ihr inspirieren lassen, dass sie Wanderer magisch anzieht und dass diejenigen, die ihr zu Füßen wohnen, die Achalm mit Heimat gleichsetzen?

Reutlinger und Eninger haben die Achalm als Sympathieträgerin aber auch ganz selbstverständlich in Gebrauch genommen. Geschäfte, Gasthäuser, Firmen, Vereine, Kultur- und Bildungseinrichtungen in „Achalmstadt“ und „Achalmgemeinde“ führen oder führten sie als Namensbestandteil, zum Beispiel: Achalmapotheke, Achalmgaststätte, Achalmhotel, Achalmbrauerei, Achalm-Lamm, Freimaurerloge „Glocke zur Achalm“, Schlaraffia Reutlingen „Trutze Achalm“, Achalmbad, Achalmschule, Achalmstraße, Achalmrad, Radio Achalm, Turgau Achalm, Achalm-Squash, wlv Achalm³, Achalm Pokal (Eiskunstlauf), Achalm Cup (Schwimmwettbewerb), Gau Achalm der Christlichen Pfadfinder und Pfadfinderinnen, DARC Ortsverband Achalm⁴.

Bei der Gemeinde Eningen zeigt sich die Verbundenheit mit ihrem Hausberg schon am Namenszusatz „unter Achalm“, der im 20. Jahrhundert fester Bestandteil des Ortsnamens geworden ist.⁵ Stolz darauf ist auch Eningens

¹ Überarbeitete und um einige Beispiele erweiterte Fassung eines Vortrags bei der Schiedwecken-Veranstaltung des Reutlinger Geschichtsvereins am 14. März 2001.

² König Rudolf besuchte die Achalm mehrere Male 1274 und 1281, ebenso König Adolf von Nassau. Dessen schöne, vielbesungene Gemahlin Imagina feierte das Weihnachtsfest 1293 auf der Burg.

³ Württembergischer Leichtathletik-Verband Bezirk Achalm.

⁴ Deutscher Amateur-Radio-Club e. V.

⁵ Nach Franz Georg Brustgi: Eningen unter Achalm. Bildnis eines altwürttembergischen Handelsortes, Sigmaringen 1976, S. 38, findet sich ein Beleg für die Lagebezeichnung „unter Achalm“ bereits 1488, als ein Martin Suter von „Ehningen, dem Dorf unter Achalm dem Schloß gelegen“ Urfehde schwören musste. 1842 und 1879 begegnet auch die Bezeichnung „an der Achalm“. – Im „Wegweiser für das Königreich Württemberg. Ein nützliches Handbuch“, Stuttgart 1860, S. 196, werden die beiden Ehningen durch ihre Zugehörigkeit zum Oberamt Böblingen bzw. Reutlingen unterschieden. Der erste Beleg für „Eningen unter



Abb. 1: Eningen ist stolz auf seinen Hausberg. Deshalb kürzt die Gemeinde ihren Namen nun nicht mehr mit „u.A.“ ab, sondern schreibt in voller Länge „unter Achalm“. Im April 2008 wurden auch die alten Ortsschilder durch solche mit dem neuen Namenszug ersetzt.

neuer Bürgermeister, der, erst 100 Tage im Amt, die Ortsschilder mit der Aufschrift „Eningen u. A.“ durch neue mit dem Namenszug „Eningen unter Achalm“ (*Abb. 1*) ersetzen ließ.⁶

Aber der Berg ist nicht nur von regionaler Bedeutung, nein, sein Ruhm ist fast in jedes Lexikon gedrunken. Bereits das Zedler'sche Universal-Lexicon erwähnt ihn in einem kurzen Artikel: „Achalm oder hohen Achalm, Achelen, ist ein Berg-Schloß und uralte Graffschafft in Schwaben, so oberhalb der Stadt Reütlingen, und eine starke Meile von Tübingen lieget; man hat zu solchem von der Stadt Reütlingen auf den Berg hinauf drey viertel Stunden zu steigen.“⁷

Achalm“, den die Verfasserin in einem Ortslexikon ermitteln konnte, findet sich in: Henius, Großes Orts- und Verkehrs-Lexikon für das Deutsche Reich, hrsg. von H. Höpker, Berlin 1928, S. 177.

⁶ „Eningen u. A.“ ist jetzt Vergangenheit. Albbote vom 23. April 2008.

⁷ Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden: Darinnen so wohl die Geographisch-Politische Beschreibung des Erd-Kreyses, ... Wie nicht weniger die völlige Vorstellung aller in den Kirchen-Geschichten berühmten Alt-Väter ... Endlich auch ein vollkommener Inbegriff der allergelehrtesten Männer, Band 1, Halle und Leipzig 1732,

Meyers Kleines Konversationslexikon aus dem Jahr 1898 nennt die Achalm einen „Berggipfel der Rauhen Alb bei Reutlingen, 701 m“⁸, und wenige Jahre später wird sie in Meyers Großem Konversations-Lexikon als „isoliert stehender Berg der Rauhen Alb, 701 m hoch, mit den Ruinen der gleichnamigen Burg, schöner Aussicht und einer Musterschäuferei am Abhang“ bezeichnet.⁹ Auch die Brockhaus Enzyklopädie widmet ihr einen Absatz: „Achalm, Zeugenberg (707 m) vor dem Albrauf bei Reutlingen. Die Burg Achalm, einst Sitz der 1098 ausgestorbenen Grafen von Achalm, im 13. Jahrhundert Sitz eines Reichsvogts, kam 1330 als Reichspfandschaft an Württemberg. Sie zerfiel im 17. Jahrhundert. Der Bergfried wurde 1838 erneuert“.¹⁰ Ähnlich lautet der Artikel auch in der im Internet recherchierbaren „Brockhaus Infothek“. Selbst im kleinen dtv-Lexikon von 1970 kommt die Achalm vor und wird als „frei stehender Berg der Schwäbischen Alb bei Reutlingen, 705 m hoch, mit Ruine“¹¹ beschrieben. Immer sind die wichtigsten Eckdaten genannt, nur über die Höhe der Achalm, nämlich exakt 707 Meter, scheinen sich die Nachschlagewerke nicht ganz einig gewesen zu sein. Im Internet ist die Achalm mit knapp 200 000 Treffern präsent¹² und ein ausführlicher Artikel mit zahlreichen Links findet sich auch in Wikipedia.

Literarische und künstlerische Zeugnisse

Das erste literarische Zeugnis über die Achalm stammt von dem Zwiefalter Mönch Ortlieb, der seine „Zwiefalter Chronik“¹³, die Geschichte des Klosters bis 1135, mit einem Bericht über den Bau der Burg Achalm einleitete. Er berichtet, der mächtige Graf Eginio habe den Berg Achalm gekauft und auf dem Gipfel den Grund zu einer Burg gelegt, sei dann aber gestorben, so dass seinem Bruder Rudolf die Aufgabe zufiel, die Burg erbauen zu lassen.¹⁴ Ortlieb erzählt dann weiter, dass Kuno von Wülflingen und Liutold von Achalm,

S. 311. Auf die Beschreibung folgen Informationen und Mutmaßungen über die Geschichte der Achalmgrafen.

⁸ Meyers Kleines Konversations-Lexikon, Band 1, Leipzig und Wien 1898, S. 14.

⁹ Meyers Großes Konversationslexikon, 6. Aufl., Band 1, Leipzig und Wien 1907, S. 74.

¹⁰ Brockhaus Enzyklopädie, Band 1, Wiesbaden 1966, S. 92.

¹¹ dtv-Lexikon, Band 1, München 1970, S. 27.

¹² Zum Vergleich: Der Killesberg, Stuttgarter Hausberg, hat knapp 230 000 Nennungen, der Schauinsland, Freiburger Hausberg, hat rund 1 380 000 Nennungen.

¹³ Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds. Neu herausgegeben, übersetzt und erläutert von Luitpold Wallach, Erich König und Karl Otto Müller (= Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Band 2), Sigmaringen 1978, S. 10–12.

¹⁴ Ebd., S. 10–12. Graf Rudolf nannte sich 1075 erstmals „Graf von Achalm“.

die beiden ältesten Söhne Rudolfs und letzten überlebenden legitimen männlichen Nachkommen, 1089 das Kloster Zwiefalten stifteten. Im gleichen Jahr schenkten sie ihrem Neffen Werner von Grüningen die Burg Achalm, was im sogenannten Bempflinger Vertrag festgehalten ist.¹⁵

Erst rund 450 Jahre später, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, beginnt die Achalm allmählich Gelehrte, Schriftsteller und Künstler zu interessieren. Zu dieser Zeit hatte die Burg ihre politische und militärische Bedeutung bereits eingebüßt.¹⁶

Nun begegnet die Achalm in Chroniken, Tagebüchern und Reisebeschreibungen, in Sagen und Märchen, in Gedichten, Biographien und Romanen. Auch wenn sie bestiegen, bewundert und bedichtet wird, spielt sie meist nur eine Nebenrolle. Es sind ihr keine ganzen Bücher gewidmet, sondern höchstens einige Strophen oder Sätze oder Seiten. Erst im späteren 19. und dann im 20. Jahrhundert steht sie auch manchmal im Mittelpunkt oder ist Schauplatz der Handlung, beispielsweise in Hermann Kurzens „Bergmärchen“, in Ludwig Finckhs „Bodenseher“ oder in Margarete Hannsmanns „Pfauenschrei“. Schließlich ist sie vielfach und in ganz verschiedenen Zusammenhängen in Briefen und Notizen HAP Grieshabers zu finden.

Ähnlich ist es in der Bildenden Kunst. Oft dient die Achalm einfach als natürliche Kulisse der Stadt Reutlingen. Diese Funktion hat sie vor allem in Stadtansichten des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie gehört zur Stadt wie Tore und Türme und ist neben der Marienkirche das Wahrzeichen Reutlingens. Aber im Lauf des 19. und vor allem im 20. Jahrhundert wird sie zum eigenständigen Objekt und um ihrer selbst willen dargestellt, beispielsweise bei Felix Hollenberg, bei Friedrich Hummel, Wilhelm Laage, HAP Grieshaber, Paul Jauch, bei Gerhard Grimm und Manfred Degenhardt.

¹⁵ Ebd., S. 38–40. – Vgl. dazu Stefan Schipperges: Der Bempflinger Vertrag von 1089/90. Überlieferung und historische Bedeutung, Esslingen 1990.

¹⁶ Zur Geschichte der Achalm vgl. u. a.: Carl C. Gratianus: Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen in ihrer Verbindung mit der vaterländischen Geschichte, 2 Bände, Tübingen 1831. – Beschreibung des Oberamts Urach, Stuttgart/Tübingen 1831 (künftig OAB Urach 1831), v. a. S. 169–183. – Beschreibung des Oberamts Reutlingen, Stuttgart 1893 (künftig OAB Reutlingen 1893), v. a. S. 176–182. – Wilhelm Heintzeler: Die Burg Achalm, in: RGB 2 (1891) S. 107 f. – Hans-Martin Maurer: Die Achalm und der mittelalterliche Burgenbau, in: RGB NF 6 (1968), S. 7–24. – Hermann Bürker: Auf den Spuren der Grafen von Urach. Ein namenkundlicher Beitrag zur Frage ihrer Herkunft, in: RGB NF 22 (1983), S. 25–48. – Der Landkreis Reutlingen, bearb. von der Außenstelle der Abt. Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, 2 Bände, Sigmaringen 1997 (= Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg) (künftig: KB Reutlingen), u. a. Band 1, S. 98–111, Band 2, S. 301–308.

Martin Crusius und die Achalm

Der Erste, der sich nach Ortlieb literarisch mit der Achalm beschäftigte, war der Tübinger Professor Martin Crusius (1526–1607). Seine vielzitierte Achalmbesteigung¹⁷ in Begleitung von M. Eusebius Stetter, dem jungen Edelmann Eberhard von Gemmingen und von dessen Lehrmeister, M. Andreas Baier, am 9. Juli 1587 ist für unsere Kenntnis der Achalm von großer Bedeutung. Die Skizze von Berg und Burg, die Crusius bei seiner Wanderung anfertigte (*Abb. 2*),¹⁸ und die dazugehörigen Aufzeichnungen des Gelehrten sind nämlich bis heute die einzigen zeitgenössischen Quellen über das Aussehen der Burg, wenn man von den eher schematischen Ansichten aus der Ferne einmal absieht. Crusius' Bericht und die Skizze sind so gut aufeinander abgestimmt, dass man mühelos mit ihm die Achalm besteigen und seinen Weg in die Burg verfolgen kann und man wird dabei feststellen, dass vieles mit der heutigen Situation übereinstimmt.

Die Wanderer stiegen „aus der Stadt Reutlingen auf den sehr hohen anmutigen Berg bey drey Viertel Stunden.“ Im linken Teil der Skizze gibt Crusius die Lage der Achalm an und zeichnet grob seinen Weg ein. Dieser führt von der Stadt durch „vineae“ (Weinberge) zur Bergkuppe. Dort erkennt man „arbores“ (Bäume), „gramina“ (Gras), dann „nullae vineae“ (keine Weinberge) und außerdem steht dort ein „bubile“ (Rinderstall). Der Gang durch die Burg lässt sich anhand der Skizze ebenfalls leicht nachvollziehen: „Wir giengen durch zwey Thüren in den ersten und andern Vorhoff, und endlich durch die dritte Thür in den grossen und fürnehmsten Theil des Schlosses. Fast in der Mitten ist ein hoher Thurn, in welchen wir aus dem Hause, welches zur Rechten bey der Maur ist, über einen hohen Gang gekommen sind. Dann unten auf der Erde hat der Thurn keine Thür. Innerhalb des Thurns aber ist in der Höhe ein Loch, dadurch vor Zeiten die Gefangene in ein sehr tieffes Gefängniß hinunter gelassen wurden. Die Mauren von allen drey Theilen des Schlosses sind sehr alt und ziemlich hoch. Es ist auch ein anderer Thurn in dem äussersten Winckel des Schlosses zur Lincken, nemlich in dem dritten Theil, um dessen Maur wir oben herum gegangen sind. Gewiß, dieses war vor Zeiten ein herrliches Schloß. Heut zu Tage bewohnt es ein Würtembergischer Forstknecht.“¹⁹

¹⁷ Zuletzt zitiert bei Werner Ströbele: Reutlingen in Reiseberichten, in: RGB NF 45 (2006), S. 93–119, hier: S. 96 f.

¹⁸ Martin Crusius: *Diarium 1573–1607*, Band 3, S. 517 (Universitätsbibliothek Tübingen Mh 466.3).

¹⁹ Martin Crusii, weyland Hochberühmten Professoris der Griechisch- und Lateinischen Sprache, so dann der Wohlredenheit bey der Universität zu Tübingen Schwäbische Chronick. ... Aus dem Lateinischen erstmals übersetzt ... von Johann Jacob Moser, ... Band 2, Frankfurt 1733, S. 365. – Ein Forstknecht war ein höherer Forstbeamter.

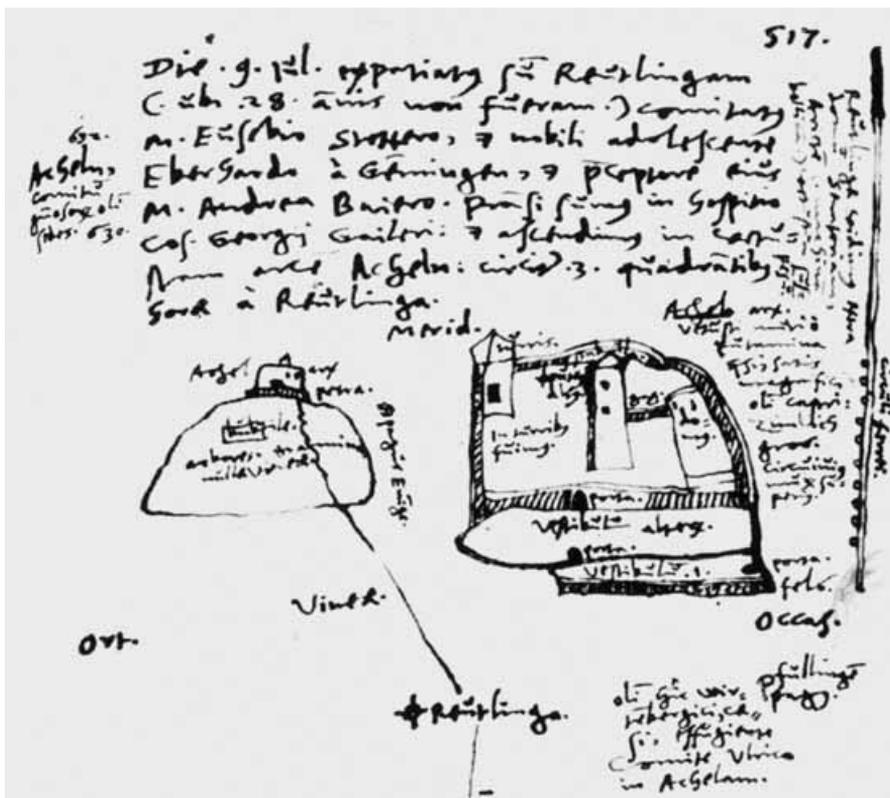


Abb. 2: Im Juli 1587 bestieg der Tübinger Professor Martin Crusius mit einigen Begleitern die Achalm. Die Skizze, die er dabei anfertigte, und die dazugehörigen Aufzeichnungen sind bis heute die einzigen zeitgenössischen Quellen über das Aussehen der Burg.

Crusius beschreibt die Burg, die noch fast bis zum Ende des 30-jährigen Kriegs bestand, noch nicht als Ruine, obwohl andere Berichte sie schon 1498 für baufällig hielten, 1561 das Dach als schadhafte einstufte und sie um 1600 als „decklos“, also ohne Dach, bezeichneten.²⁰

²⁰ OAB Reutlingen 1893 (wie Anm. 16), Band 2, S. 180. – KB Reutlingen (wie Anm. 16), Band 2, S. 308.

Der Name „Achalm“

„Achalm“ war und ist ein Name, der einem leicht über die Lippen geht, der sich aber nicht so leicht erklären lässt. Und so hat er zu mancherlei Deutungsversuchen und Spekulationen Anlass gegeben.

Der Erste, der den Namen Achalm erklärte, war wiederum Ortlieb. Er erzählt, der Berg, den Graf Eginio als Bauplatz für eine Burg gekauft habe, werde wegen des daran vorbeifließenden Flusses „Achalm“ genannt.²¹ Das heißt, er verstand die Achalm als „Berg am Fluss“, denn „ahe“ bedeutet im Mittelhochdeutschen „fließendes Gewässer“. Martin Crusius übernahm Ortliebs Erklärung in seine „Schwäbische Chronik“.²² Auch Zedler ging davon aus, dass der Berg, „von dem vorübergehenden Flusse Achalmin den Namen bekommen habe“²³, und bis heute ist Ortliebs Erklärung allgemein verbreitet.²⁴

Der Herausgeber der Beschreibung des Oberamts Urach 1831, Johann Daniel Georg Memminger, beschäftigt sich im Kapitel über die Achalm ebenfalls mit dem Namen: „Der Name der Burg wird mannigfaltig gedeutet, Ach Allm – (Allmächtiger) soll der letzte Laut des sterbenden Eginio gewesen seyn, als sein Bruder Rudolph ihn fragte, wie er die Burg geheissen haben wolle. Allein ohne Zweifel hatte schon vorher der Berg den Namen, und mit großer Wahrscheinlichkeit leiten die Zwiefalter Chronisten ihn von dem vorbeigehenden Flüsschen Ach, Achatz, jetzt Echatz, her, indem sie ihn durch Ach-Halm (Helm) erklären, gleichsam als wäre der Berg und die Veste der Helm und Schild des Achatzthals.“²⁵ Eine andere Erklärung, die sich nicht weniger empfiehlt, gibt der verstorbene Archivrath Leichtlen, indem er den Namen durch Aichel (Aiguille), eine gewöhnliche Benennung für Bergspitzen, erklärt, wobei wir noch bemerken, daß der Name Achalm gemeinlich noch vom Volke Achel gesprochen wird, und daß die Spitzen von Aehren noch Agel genannt werden.“²⁶

Diese „andere Erklärung“, die Memminger in der Oberamtsbeschreibung als durchaus einleuchtend einschätzte, geriet zugunsten der Berg-Fluss-Erklärung offensichtlich in Vergessenheit. Erst rund 130 Jahre später erscheint sie wieder im Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen von Lutz Reichardt. Sprachwissenschaftliche Befunde lassen vermuten, dass der Name aus der Zeit stammt, als sich die Einzelsprachen, beispielsweise das Keltische und das Germanische, aus dem Indogermanischen heraus entwickelten. Der Name

²¹ „... montem, qui a praeterfluente rivo Achalmin vocatur... coemit“. Die Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 13), S. 11.

²² Schwäbische Chronik (wie Anm. 19), Band 2, S. 407.

²³ Zedler (wie Anm. 7), S. 311.

²⁴ Vgl. z. B. Internetauftritt der Stadt Reutlingen, Stichwort „Achalm“.

²⁵ Mit dem Zitat bezieht sich Memminger auf die Annales Zwifaltenses des Zwiefalter Mönchs und Chronisten Arsenius Sulger (1644–1691).

²⁶ OAB Urach 1831 (wie Anm. 16), S. 172 f.

Achalm lässt sich über althochdeutsch *Acha auf die indogermanische Wurzel *ak-/*ok- zurückführen, was „scharf, spitz, kantig, Stein“ bedeutet. Achalm ist demnach ein alter Naturname und bedeutet „spitzer Berg“ oder „Steinberg“.²⁷

Im 19. Jahrhundert waren sprachwissenschaftliche Überlegungen allerdings weniger gefragt. Es war die Zeit der Sagen und des romantisierenden und idealisierenden Blicks in die Geschichte. Auch die Achalm, die so mächtig und eigenwillig vor dem Albtrauf steht und nach Eugen Nägeles Einschätzung „die Menschen von jeher angezogen“²⁸ hat, regte die Phantasie an und wurde zum Gegenstand von Sagen und Erzählungen, auch solcher, mit denen man den Bergnamen zu erklären suchte.

Im vergangenen Jahrhundert lernten noch viele Schulkinder in Württemberg Ludwig Uhlands Ballade „Die Schlacht bei Reutlingen“ (1377) aus dem Jahr 1815 kennen (*Abb. 3*). In der elften Strophe kommt der Dichter etwas unvernünftig auf den Namen Achalm zu sprechen:

„Ach, Allm-!‘ stöhnt’ einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß;
 ‚Allmächt’ger‘ wollt’ er rufen: Man hieß davon das Schloß.
 Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot, voll Blut und Qualm:
 Hät’ nicht das Schloß den Namen, man hieß’ es jetzt Achalm.“

Uhland spielt hier auf eine Sage an, die für den Namen „Achalm“ eine Erklärung sucht. Carl Christian Gratianus (1780–1852)²⁹, der diese als die älteste Namenssage bezeichnet, erzählt sie in seiner „Geschichte der Achalm“ nach und bezieht sich dabei auf Gustav Schwab: Auf der Achalm habe einst eine römische Festung gestanden und ein Römer, der Letzte seines Geschlechts, habe sie lange gegen die überlegenen Feinde verteidigt. Als aber die Burg in Flammen aufgegangen sei, habe er sich auf die Angreifer gestürzt, um den Berg zu retten. Ein Wurfspieß habe ihn tödlich verwundet und sterbend habe er „Ach Allm ...“ geröchelt. Von diesem letzten Seufzer beeindruckt, hätten die Sieger

²⁷ Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 102. Band), Stuttgart 1983, S. 9–11. Reichardt verweist auf vergleichbare Bergnamen, z. B. die Hohe Acht in der Eifel. – In Gundelfingen im Lautertal gibt es eine heute noch als „Ack“ bezeichnete Stelle, an der die Straße um einen Felsen herumgeführt wird. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde diese für größere Wagen gefährliche Stelle entschärft. Vgl. Irmtraud Betz-Wischnath: Die „Lauterthalstraße“ – Kommunalen Straßenbau im Oberamt Münsingen, in: Ritter und Bauern im Lautertal. 900 Jahre Bichishausen, Gundelfingen, Hundertingen, Dettingen/Erms 2005, S. 105–116, hier: S. 111 f.

²⁸ OAB Reutlingen 1893 (wie Anm. 16), S. 48.

²⁹ Carl Christian Gratianus war 1810–1825 Pfarrer in Hengen, danach bis 1850 in Sondelfingen. Er verfasste 1831 seine „Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen in ihrer Verbindung mit der vaterländischen Geschichte“, 2 Bände, Tübingen 1831.



Abb. 3: Johann Baptist Pflug (1785–1856) schuf zu Uhlands Gedichten einen Bilderzyklus, der 1834 erschien und auch Illustrationen zur Ballade „Die Schlacht bei Reutlingen“ enthält. Unter der dramatische Szene setzte er die bekannte Strophe, die auf eine der Achalm-Namenssagen anspielt.

die Burg „Achalm“ genannt.³⁰ Was Gratianus in Prosa wiedergab, hatte acht Jahre vor ihm Gustav Schwab, der sich seinerseits auf die „mündliche Volks-sage“ beruft, in Reime gefasst. Die drei folgenden Strophen aus der „Romanze von der Achalm“³¹ geben den Höhepunkt des Geschehens wieder:

„Den Pfeil, den todesträchtigen,
Empfängt sein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verschlingt der letzte Schmerz.

³⁰ Ebd., Band 1, S. 15 f. – Einige Seiten vorher weist sich Gratianus allerdings als Anhänger der „Ach-These“ aus: Er verweist auf den namenlosen Bach, der auf der Nordseite des Berges entspringt, und leitet von der „ältesten Benennung der Bergwasser – Ach, Aach“ den Bergnamen ab (S. 7).

³¹ Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donau-seite, eingestreuten Romanzen und anderen Zutaten. Wegweiser und Reisebeschreibung, Stuttgart 1823, S. 78 f., hier: S. 78.

Doch was er rief in letzter Not,
 Das halbe Wort: *Ach allm* –
 Das hat gewiß getönt vor Gott
 Als wie ein ganzer Psalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön,
 Das ernste Scheidewort,
 Er baute frisch auf diesen Höhn
 Und hieß *Achalm* den Ort.“

Eine andere Variante der Sage ist, dass es in vorgeschichtlicher Zeit gewesen sei, dass der letzte Spross eines uralten Herrengeschlechtes bei seinem Tod diese Worte ausgerufen habe. Die Volksüberlieferung nahm dies wiederum vom Erbauer der Burg an. Rückblickend bemerkt Hermann Fischer in seinem Schwäbischen Wörterbuch 1904 zu all diesen Erklärungsversuchen: „Die in älterer Zeit ernst gemeinten, bei Schwab und Uhland nur aus poetischem Bedürfnis entsprungenen Erklärungen ‚Ach Helm‘, ‚Ach äll‘, ‚Ach Alpen‘, ‚Ach Allm‘, beweisen nur, daß der Name früh aufgefallen ist.“³²

Weder wissenschaftlich noch mythisch, sondern eher emotional ging HAP Grieshaber mit der Achalm und ihrem Namen um. Er bemerkte in einem Brief: „Die Achalm ist immer gut. Schon der Name ist es!“³³

Weitere Sagen und Geschichten um die Achalm

Neben den Sagen, die den Namen erklären wollten, waren noch andere im Umlauf. Man erzählte von einem Heiligtum des Donar auf der Achalm und von dem großen Schatz, den zwei schwarze Pudel in der Tiefe des Berges bewachen sollen. Gratianus kannte noch andere Achalmsagen „aus der grauesten Vorzeit“. Er spricht von: „Halbriesen auf dem Berge – und von dem goldenen Zauberringe, welcher auf dem Grund des Bodens um den ganzen Berg sich schlingen soll.“³⁴

Diese „Sage von der goldenen Kette, die ihn im tiefsten Erdengrunde umschlingt und ihn feigt gegen Blitz und Hagel, mag die Wertschätzung dieses edlen Berges darthun, der selbst wie ein kostbares Kleinod sich in der Mitte einer schönen Landschaft erhebt“, sagt Eugen Nägele.³⁵ Sie ist wohl die bekannteste Achalmsage und der Glaube an die Wahrheit dieser Überlieferung war stark, so stark, dass in Reutlingen und Umgebung ein regelrechtes Goldfieber

³² Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Band 1, Tübingen 1904, Sp. 89.

³³ Margarete Hannsmann: Pfauenschrei. Die Jahre mit Grieshaber. Albrecht Knaus Verlag München/Hamburg 1986, S. 151.

³⁴ C. Chr. Gratianus, Geschichte der Achalm (wie Anm. 29), Band 1, Vorwort, S. I.

³⁵ OAB Reutlingen 1893 (wie Anm. 16), Band 1, S. 48.

ausbrach, als ein Bauer auf seinem Acker „Goldsteine“ gefunden hatte. Dass das nur „Katzengold“, also Schwefelkies, war, erkannten die Reutlinger erst später. Um die Sache systematisch anzugehen, stellte die Stadt Bergleute an und ließ Anfang August 1716 am Scheibengipfel einen Stollen graben. Man wusste ja aus alten Geschichten, dass da im Bergesinnern große Schätze verborgen sein sollten, vielleicht war doch etwas Wahres an der Geschichte? Das Unternehmen erwies sich aber bald als Fehlschlag und als ein Unglück zu einem Todesfall geführt hatte, wurde der Stollen zugeschüttet. Und noch heute heißt die Stelle „Goldloch“.³⁶

Bis ins 21. Jahrhundert hat die Sage ihre Anziehungskraft nicht verloren: Der Eninger Franz Georg Brustgi zum Beispiel gab einer Sammlung von 229 Sagen den Titel: „Die Goldene Kette“ und leitete das 1952 erstmals erschienene Buch mit dieser Achalmsage ein.³⁷ Walter Brants hat sie in ein Gedicht gegossen³⁸ und erst kürzlich fasste Rolf Winkler die Sage in ein Erzählgedicht.³⁹

Hermann Kurz (1813–1873) hat die Sage von der Goldenen Kette am Fuß der Achalm in seinem Märchen „Die Liebe der Berge“ verarbeitet.⁴⁰ In diesem Märchen spielt die Achalm eine Hauptrolle. Es ist „eine alte Geschichte“, die ein Riese aus seinen Kindertagen erzählt. Damals waren die Berge beweglich und hatten menschliche Gefühle.: „Meiner Treu, damals ging’s hoch her, das war eine andere Zeit!“ Neuffen und Achalm waren ineinander verliebt, in den Neuffen war aber auch die Teck verliebt und diese wiederum verehrte der Rauber. Als nun der Neuffen in den Krieg zog, schenkte er der Achalm zum Abschied eine goldene Kette, die er selbst geschmiedet hatte. Die Teck sah das mit Neid und der Rauber, der sich bei der Teck beliebt machen wollte, indem er Neuffen und Achalm auseinanderbrachte, raubte der Achalm ihre Kette. Als dann aber der Neuffen wieder ins Land kam „... zitternd vor Ungeduld – das erste, was er zu Gesichte kriegt, ist der Rauber, der mit der goldenen Kette vor ihm herumstolziert. Da gab er ihm einen Tritt, daß er der Länge nach zu Boden fiel. Dann warf er einen Blick auf die Achalm, die ihm voll Freuden entgegen kam, nur einen einzigen, und dann blieb er trotzig stehen und sah sie nicht mehr an. Die Achalm, wie sie die Kette am Rauber sah, merkte sogleich,

³⁶ Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt, itzt königlichen württembergischen Kreisstadt Reutlingen, ..., Band 2, Reutlingen 1845, S. 248 f.

³⁷ Franz Georg Brustgi: Die goldene Kette, Bartenschlager Reutlingen 1952.

³⁸ Walter Brants: Achalm. Erinnerungen an einen unvergleichlichen Berg, Metzingen 2000, S. 49.

³⁹ Rolf Winkler: Sagenumwobenes Schwabenland. Sagen als Erzählgedichte, Nürtingen 2007, S. 82 f.

⁴⁰ Hermann Kurz: Die Liebe der Berge. Eine antediluvianische Geschichte, 1837. Neu hrsg. von Jürgen Schweier: Bergmärchen. Abenteuer in der Heimath & Die Liebe der Berge, Kirchheim/Teck 1999, S. 61–97.

wie sich die Sachen verhielten; aber sie war zu stolz, um sich zu rechtfertigen, und daß ihr der Neufen kein besseres Vertrauen bewies, das kränkte sie so sehr, daß sie sich auch abwandte und den Neufen nicht mehr ansah. . . . Wie die Teck das Unheil sah, das der Rauber angerichtet hatte, nahm sie ihm die goldne Kette ab und warf sie der Achalm entgegen, diese aber stampfte sie mit Zorn und Haß in den Grund des Bodens, wo sie noch jetzt verborgen liegt, und dann kehrte sie sich noch einmal mit halbem Leibe gegen den Neufen herum und hub an bitterlich zu weinen, und der Neufen weinte mit und alle Berge weinten . . .“. So entstand die Sintflut. Als das Wasser sich verlaufen hatte, waren die Berge erstarrt und „. . . so stehen sie noch! Der *Neufen* ist stolz und trotzig in sich hineingesunken, die *Achalm* steht da, als hätte sie so eben die Kette in den Boden getreten und schaut, halb umgewendet, nach ihm hinüber; . . .“. ⁴¹

Die Achalm in Veduten und Chroniken vom 16. bis ins 19. Jahrhundert

Der Begriff „Vedute“ kommt von dem italienischen Wort „veduta“ und bedeutet „Gesehenes“. Denn bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war es das Ziel von Kupferstechern und Lithographen, Städte oder Landschaften so wirklichkeitsnah wie möglich und künstlerisch gefällig, aber ohne künstlerische Interpretation, darzustellen. ⁴² Gesamtansichten der Stadt Reutlingen sind deshalb auch immer Ansichten der Achalm, es gibt weder die Achalm ohne die Stadt noch umgekehrt.

Auf einer Karte des Tübinger Forstes aus dem Forstkartenwerk Georg Gadners von 1592, einer Inselkarte ⁴³, ist auch die Achalm eingezeichnet, obwohl sie nicht zum Tübinger, sondern zum Uracher Forst gehörte (*Abb. 4*). Sie war dem Kartographen offensichtlich so wichtig, dass sie neben der Stadt Reutlingen, allerdings in einiger Entfernung, auf der Karte nicht fehlen durfte. Die Reichsstadt und die württembergische Burg waren nur zusammen zu

⁴¹ H. Kurz, Bergmärchen (wie Anm. 40), S. 72–76.

⁴² Vgl. dazu Max Schefold: Alte Ansichten aus Württemberg, 3 Bände, Stuttgart 1956, 1957 und 1974, hier: Band 1, S. 7. – Edith Neumann: Mit Spazierstock und Sonnenschirm – Gesamtansichten als populäre Bilderproduktion, in: Stadt, Bild, Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 69 f. Dieser Band enthält einen großen Teil der in diesem Beitrag abgedruckten Bilder. Um die Fußnoten nicht zu sehr auszuweiten, wird aber nur in Ausnahmefällen auf Belegstellen dort verwiesen. Zur Entwicklung der Landschafts- und Stadtansicht vgl. auch z. B.: Albert Walzer/Hans Widmann: Die Schwäbische Alb in Dichtung und Malerei, Stuttgart 1963; Anne Peters/Adolf Smitmans: Das Landschaftsbild der Schwäbischen Alb Bd. II, Reutlingen 1987 (= Veröffentlichungen der Städtischen Galerie Albstadt Nr. 49/1987).

⁴³ Inselkarten sind im Gegensatz zu Rahmenkarten inselartig abgegrenzte Karten bestimmter politischer oder topographischer Bereiche.



Abb. 4: Georg Gadner gab 1585 bis 1596 sein Forstkartenwerk „Chorographia Ducatus Wirtembergici“ heraus. 1592 fertigte er die Karte des Tübinger Forstes (hier ein Ausschnitt), in die auch die Achalm eingezeichnet ist, obwohl sie zum Uracher Forst gehörte.

denken. Sie sind allerdings, wie auch die anderen Ortsansichten auf der Karte, ziemlich schematisch dargestellt, wobei man bei der Stadt immerhin die Stadtmauer, Tortürme und zwei Kirchen deutlich erkennen kann.⁴⁴

Das Städtebuch von Georg Braun und Franz Hogenberg, in mehreren Bänden erschienen zwischen 1572 und 1617, enthält eine Ansicht der Reichsstadt

⁴⁴ Karte des Tübinger Forstes mit Schönbuch. Tafel 12 der „Chorographia Ducatus Wirtembergici, Beschreybung des löblichen Fürstentums Wirtemberg. Ausschnitt, 1592 (HStA Stuttgart, N 3 Nr. 1).



Abb. 5: Die im 6. Band des zwischen 1572 und 1617 erschienenen Städtebuchs von Georg Braun und Franz Hogenberg enthaltene Ansicht der Reichsstadt Reutlingen (hier ein Ausschnitt) ist zwar nicht genau zu datieren, aber auf jeden Fall die älteste naturgetreue Darstellung der Stadt.

Reutlingen, die nicht genau datiert werden kann. Sie zeigt die älteste naturgetreue Ansicht der Stadt⁴⁵ und ist so auch die früheste Ansicht der Achalm von weitem (Abb. 5). Der Berg gibt den natürlichen Hintergrund für die Stadt ab. Die Burg scheint noch in gutem Zustand zu sein. Bemerkenswert ist der Name „Agel“ für die Achalm, die Namensform, auf die Memminger in der Oberamtsbeschreibung Urach angespielt hatte.

1620 schuf Ludwig Ditzinger⁴⁶ ein Bild der Stadt Reutlingen, einen Kupferstich mit Radierung, von dem seines Formats wegen hier nur ein Ausschnitt gezeigt werden kann.⁴⁷ Mit viel Liebe zum Detail ging der Goldschmied ans Werk, um das Bild der Reichsstadt lebendig zu gestalten. Er zeigt sie aus südwestlichem, erhöhtem Blickwinkel. Die Stadt ist von einem mächtigen Mauerring umgeben, davor liegen die Vorstädte. Im Hintergrund der Stadt zieht eine sanfte Hügelkette mit Weinbergen und Obstbäumen zur Achalm hin.

Ditzinger hat es nicht allein bei der Abbildung gelassen, sondern hat auch noch eine ausführliche gereimte Bildunterschrift unter das 76 Zentimeter breite und 28 Zentimeter hohe Bild gesetzt. Der Anfang lautet:

⁴⁵ „Revtlinga“. Ansicht von Westen. Radierung aus Georg Braun und Franz Hogenberg: *Civitates Orbis Terrarum*, Band VI, Köln 1617, fol. 16 v/17 r (KreisA Reutlingen, S 4 Nr. 14). Vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 14.

⁴⁶ Ludwig Ditzinger, Bürger und Goldschmied in Reutlingen, ist zwischen 1593 und 1620 fassbar, aber seine Lebensdaten sind bis jetzt unbekannt. Vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 25 f.

⁴⁷ Ludwig Ditzinger, Kupferstich mit Radierung (StadtA Reutlingen, S 90 Nr. 412; Schefold Nr. 6455). Die Stadtansicht ist vollständig abgedruckt in: Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 28/29.

„Hie sichst vor Augen Leser milt
 Die Statt Reittlingen abgebildet.
 Ein glid deß Heiligen Reichs zur frist
 Wie sie vil Jar gewesen ist.

An Echatz dem fischreichen fluss
 Der hatt inn Negker sein außguss
 Achelm das altt Gräflich Stammhauß
 Ligt nach dabei hoch vberauß.“

Der breit hingelagerte Scheibengipfel ist fast ganz mit Weinstöcken bepflanzt, aber der eigentliche Gipfel ist kahl und der höchste Punkt bekrönt von einem Baum, der auf einem Hügelchen steht (*Abb. 6*). An der Stelle der heutigen Meierei ist ein einstöckiges Gebäude zu erkennen, in dessen Nähe Kühe weiden. Der Burgabhang ist bewaldet und der kleine äsende Hirsch – wenn er nicht nur reizvolles Beiwerk ist – könnte darauf hindeuten, dass dort Wild anzutreffen war. Die Burganlage scheint in recht gutem Zustand zu sein, worauf das Wohngebäude, das Dach des Bergfrieds und der Ostturm hinweisen. Die untere Burg könnte als Ruine angedeutet sein.

Zwischen 1623 und 1639 verfasste Johann Fizion (1573–1653), Schulmeister zu Reutlingen, eine Reim-Chronik⁴⁸, deren zweiter Teil mit dem Kapitel beginnt: „Beschreibung des Uhr alten Schloss Und Stammhaus Achalm, Wer selbige Vor Tausent Jaren in gehabt, sampt derselben Graffen und herren, Rütterliche Thatten, Leben Und Endt Welche auch dz Uhr alt Dorff Reüttling Bessen haben.“ Nach einer allgemeineren Einleitung geht Fizion dann direkt auf die Burg und ihre Erbauer und Bewohner ein:

„Es ligt ein Schloss Und Hohes Haus / Nechst Vor der Statt Reuttlingen
 drauss, /
 Uff hohem Berg Und felssen dort / Richt sich auff disses Schlosses Port /
 Und Rieret an Reuttlinger Gräntz; / Ein Grefflich sitz Und Residentz /
 Vor Vilen Hundertt Jor gewesen / wie mans in der Cronic thutt lesen, /
 ... / Diess Uralt gschlecht die Achel handt /
 Erstlichs Und anfanglichs gebawen / Wie sie noch ist Vor Augen z’schawen /
 Im Gantzen Lanndt sehr wol bekandt, / Gantz fruchtbar ist dorumb dz
 Lanndt /
 Stett Uff ein hertten fels Unnd stain, / Kan in dz Landt Weitt sehen ein; /
 Dann diser Berg ligt gantz Und gar / Abgsöndert Von all Berg für war /
 Ligt in eim ebnen Weitten feld, / Hatt Weinberg Unnd auch Lustig wäld, /

⁴⁸ Johann Fizion: Cronica unnd grindtliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reüttlingen ... hrsg. von Adolf Bacmeister, Stuttgart 1862, S. 115–129.

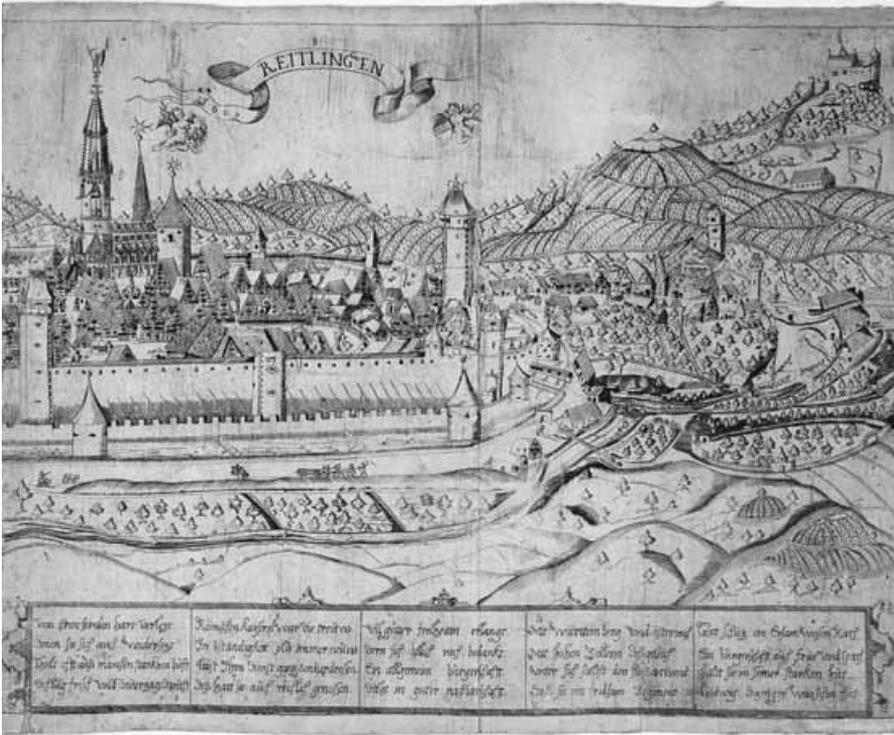


Abb. 6: Im Jahr 1620 gelang dem Reutlinger Goldschmied Ludwig Ditzinger ein lebendiges Bild der Reichsstadt, das er mit viel Liebe zum Detail in Kupfer stach. Damit Einzelheiten noch erkennbar bleiben, ist hier nur die rechte Bildhälfte abgedruckt (Ausschnitt).



Abb. 7: Die bekannteste Gesamtansicht der Stadt Reutlingen ist mit Sicherheit der Kupferstich von Matthäus Merian, der in dem 1643 erschienenen Werk „Topographia Sueviae“ veröffentlicht wurde.

Dorin man Hirsch Unnd Rech kann Jagen⁴⁹ / Und ander kurtzweil doruff
Haben.“⁵⁰

Der Kupferstich von Matthäus Merian (1593–1650)⁵¹ von 1643 ist sicher die bekannteste Ansicht der Stadt Reutlingen mit der Achalm (*Abb. 7*). Er lehnt sich allem Anschein nach an Braun/Hogenberg und vielleicht auch an Ditzinger an, wobei die Türme der Stadt etwas überhöht erscheinen, während die Achalm dafür etwas flach ausgefallen ist. Die Burg ist aber auf jeden Fall von der Braun/Hogenberg'schen Darstellung im wahren Sinn des Wortes „abgekupfert“.

Dass sich weitere Gesamtansichten der Stadt mit der Achalm aus dem 17. und 18. Jahrhundert gleichen, ist selbstverständlich, denn das Motiv Stadt mit umgebender Stadtmauer, beherrscht von der Marienkirche, ließ kaum Varianten zu. Außerdem wählten die Künstler meist die „klassische“ Ansicht von Westen,⁵² denn so konnten sie die Breitseite der Stadt darstellen mit allen Türmen und mit der Achalm als Kulisse, vor der sich der Turm der Marienkirche besonders gut ausnimmt. Die umgebende Landschaft wurde zunächst ausgeklammert. So unterscheiden sich diese Ansichten meist lediglich in Details und durch die mehr oder weniger hohe künstlerische Qualität.

Gesellen- und Meisterbriefe zeigen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert durchgängig eine Ansicht der Stadt, in der sie ausgestellt wurden. Für die „Kundschaften“ aus Reutlingen wurden sogar häufig eigens neue Vorlagen geschaffen.⁵³ Eine Abbildung der Reichsstadt mit der Achalm zog so in manches Haus und in manche Werkstatt ein und war der Stolz des Inhabers. Bei dieser Kategorie der Stadtansichten fiel die künstlerische Ausführung aber oft etwas schlichter aus. So auch bei der „Kundschaft“, einer Auskunft der Schlosser- und Uhrmacherzunft, über Johann Jacob Heß aus Reutlingen und dessen Verhalten in zwei Gesellenjahren aus dem Jahr 1784.⁵⁴ Der Bildaufbau ähnelt den bekannten Vorlagen, aber die Stadt ist vereinfacht und starr dargestellt (*Abb. 8*).

Stadtansichten blieben das ganze 19. Jahrhundert lang beliebt, aber nun beginnen die Künstler allmählich, sich von der immer gleichen Perspektive zu lösen. Sie bevorzugen nun Ansichten von Nordwesten und zeigen, wie die Stadt in die Landschaft eingebettet ist. Die Achalm ist jetzt nicht mehr allein Kulisse für die Stadt, jetzt treten auch die benachbarten Berge, der spektakuläre Albtrauf, mit ins Bild. Das verleiht der Stadtansicht neue Reize, macht sie

⁴⁹ Ob Fizion da Ditzingers Abbildung mit dem Hirschlein vor Augen hatte?

⁵⁰ J. Fizion (wie Anm. 48), S. 116 f.

⁵¹ „Reütlingen“. Radierung mit Kupferstich. Erschienen in: M. Merian: *Topographia Sueviae* . . . , Frankfurt/Main 1643 (nach S. 68). KreisA Reutlingen, S 4 Nr. 110.

⁵² Vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 9.

⁵³ Vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 57.

⁵⁴ Kundschaft 1784 (HMR, Inv. Nr. 155).



Abb. 8: „Kundschaft“ – Auskunft der Schlosser- und Uhrmacherzunft über den Gesellen Johann Jacob Heß aus Reutlingen, ausgestellt „Anno 1784“. Die Stadtansicht, die das Blatt ziert, ist zwar den bekanntesten Vorlagen nachempfunden, aber Stadt und Achalm wirken schematisch und starr.

lebendiger, malerischer, aber auch naturgetreuer. Andererseits wird häufig der Landschaftseindruck durch Übertreibung noch verstärkt, so beispielsweise bei der Vorlage für eine kolorierte Vedute des Stuttgarter Vedutenmalers Karl Urban Keller (1772–1844) aus der im Jahr 1817 entstandenen Serie „Kleine Ebnersche Radierungen“ (Abb. 9).

Keller hatte von seinen Reisen nach Italien und der Schweiz zahlreiche Landschaftsskizzen mitgebracht und ist um 1800 der produktivste Vedutenmaler Württembergs gewesen.⁵⁵ Vielleicht haben Eindrücke aus der Schweiz zu der alpinen Überhöhung der Achalm und der anderen Albberge geführt. Aber es entsprach wohl auch dem Stil der Zeit, der Landschaft etwas Grandioses abzugewinnen.

⁵⁵ Gert K. Nagel: Schwäbisches Künstlerlexikon vom Barock bis zur Gegenwart, München 1986, S. 65.



Abb. 9: Die kolorierte Vedute des Stuttgarters Karl Urban Keller von 1817 zeigt die Stadt Reutlingen von Nordwesten. Dieser Standort erlaubte es dem Künstler, die Stadt nicht nur vor die Achalm, sondern auch vor die imposante Kulisse des hier allerdings deutlich zu dramatisch gestalteten Albtraufs zu stellen.

Die Übertreibung des Landschaftseindrucks auf einem Gesellenbrief der Sattlerzunft aus dem Jahr 1848 mag auch mit dem künstlerischen Unvermögen des Lithographen zusammenhängen (Abb. 10).

Die Farblithographie von Eberhard Emminger⁵⁶ entstand um 1856. Die Stadt liegt hier in die Landschaft eingebettet im Zentrum des Bildes, aber auch die Achalm, die hoch über der Stadt thront, hat ihren Stellenwert. Dass der Künstler der Stadt und dem Berg gleiche Aufmerksamkeit schenken wollte oder beide als zusammengehörig betrachtete, sagt schon der Titel, den er seiner Lithographie gab: „Reutlingen und die Achalm“ (Abb. 11).⁵⁷ Das Gebirge ist auf diesem Bild eher vertraut, auch wenn der Hausberg und die Stadt- und Kirchtürme immer noch überhöht erscheinen. Der Lithograph wollte aber nicht nur die Stadt und ihre freundliche Umgebung zeigen, sondern auch einige Gewerbebetriebe und Schornsteine entlang der Echaz, also das, was

⁵⁶ Eberhard Emminger (1808–1885), Schüler von J. B. Pflug, war einer der produktivsten Veduten- und Ansichtenmaler und Lithographen. Vgl. G. Nagel, Schwäbisches Künstlerlexikon (wie Anm. 55), S. 38. – Vgl. auch z. B. Rudolf Henning/Gerd Maier: Eberhard Emminger. Süddeutschland nach der Natur gezeichnet und lithographiert, Stuttgart 1986.

⁵⁷ In: Die Schwäbische Alb. Eine Schilderung ihrer schönsten und interessantesten Punkte von Dr. Alb. Moll und A. L. Pleibel. Mit 14 lithographischen Ansichten von Eb. Emminger, C. Schacher und J. Wölffle. Urach, Verlag von Th. Caelius, 1860. Zweite Abtheilung. Reutlingen mit seinen Umgebungen – Lichtenstein – Tübingen – Hohenzollern, vor S. 33.



Abb. 10: Auch dieser Meisterbrief der Sattlerzunft von 1848 zeigt Stadt und Umgebung aus der neuen Blickrichtung. Achalm und Albberge sind aber noch stärker überhöht und stehen wie versteinert da, was mit dem künstlerischen Unvermögen des Lithographen zusammenhängen mag.

heutige Werbeprospekte gerne ausblenden. Im 19. Jahrhundert war man stolz auf diese Errungenschaften der Neuzeit, denn sie standen für Fortschrittlichkeit und Wirtschaftskraft.⁵⁸

Diesen Stolz drückt auch der Reutlinger Chronist Carl Bames zum 25-jährigen Stiftungsfest des Reutlinger Gewerbevereins im November 1865 in einem Gedicht aus, in dem er die Vorzüge seiner Stadt rühmt:

⁵⁸ Zur Industrialisierung der Stadt Reutlingen und ihre Auswirkung auf die Stadtansicht vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 209–244.



Abb. 11: Um 1856 schuf Eberhard Emminger die Lithographie „Reutlingen und Achalm“. Der harmonische Bildaufbau und die feine Ausarbeitung aller Details weisen Emminger als Meister seines Fachs aus.

„An unserer Echaz da könnet Ihr seh’n
 Fabriken und Mühlen mit Räderwerk steh’n;
 Die liefern Artikel hinaus in die Welt
 Beinahe wie Barmen und Elberfeld.

Hoch sehet die Schlöte Ihr ragen hier auch
 Mit ihrem kohlschwarzen, vulkanischen Rauch;
 Das rasselt und siedet und brauset und kocht,
 Von ferne schon hört man, wie’s klappert und pocht.“⁵⁹

⁵⁹ Aus dem Gedicht „Willkommen seid alle von nah’ und von fern“, in: Carl Bames, *Chronica von Reutlingen und Pfullingen in Freud und Leid im Festtags- und im Werktagkleid*. Von 1803 bis 1874. Neue Ausgabe, Reutlingen 1985, S. 304–306, hier: S. 305.

Die Achalm in landeskundlichen Werken

Im 19. Jahrhundert wird Württemberg von Landeshistorikern und Topographen beschrieben und vermessen. Das Land wird aber auch erwandert und seine Schönheit wird gemalt, lithographiert und bedichtet. So ist das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der ersten umfassenden Landes- und Oberamtsbeschreibungen, der Reiseberichte und ersten Wanderführer, der Panoramen, Bildatlanten und schließlich der großen Sammelbilder und der Ansichtskarten. Diese Bücher und Bilder, die dem interessierten Bürgertum als angenehme Lektüre oder als Reisebegleiter willkommen waren, hatten darüber hinaus ein gesellschaftspolitisches Ziel: Sie sollten über das noch junge Königreich Württemberg informieren.⁶⁰ Dieses Königreich vereinigte seit 1803/1806 das protestantische „Altwürttemberg“ mit einer großen Anzahl ehemals selbständiger geistlicher und adliger Gebiete und Herrschaften von ganz unterschiedlicher Geschichte und Struktur und einer mehrheitlich katholischen Bevölkerung, die zusammengenommen etwa die Hälfte des Königreichs ausmachten. Dass es da auf beiden Seiten Vorbehalte gab, liegt auf der Hand. Die beschreibende Literatur sollte dazu beitragen, Alt- und Neuwürttemberger mit den jeweils unbekanntem Landesteilen bekannt zu machen und Vorurteile abzubauen. Es war also in Württemberg nicht nur die im 19. Jahrhundert verbreitete Freude an Vermessung, Beschreibung und Statistik, die solches Schrifttum entstehen ließ, sondern auch der Wunsch der Regierung, bei der Bevölkerung eine neue „Württemberg-Identität“ zu wecken.

Reiseberichte

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gewann das Reisen, gerade auch die Fußreise, an Bedeutung. Dabei spielte meist auch ein lebhaftes landeskundliches Interesse mit: ein Interesse an Geologie und Geschichte, an den Menschen und an der sie prägenden Landschaft. Vielen Reisenden war es ein Bedürfnis, ihre Erlebnisse und Beobachtungen mitzuteilen, und so entstanden Reiseberichte, die heute von hohem kulturgeschichtlichem und volkskundlichem Quellenwert sind. Auch wurde eine neue Sehweise modern: Die Menschen entdeckten den Fernblick. Von einer ungestörten Sicht in die Ferne waren sie oft geradezu hingerissen und bisweilen tief bewegt.

Einer der berühmtesten Reisenden und Reisetagebuchschreiber dieser Zeit war Johann Wolfgang Goethe. Auf seiner Reise in die Schweiz im September

⁶⁰ Neben den Landes- und Oberamtsbeschreibungen zählen dazu zum Beispiel: Albert Moll/A. L. Pleibel: *Die Schwäbische Alb* (wie Anm. 57). – Eduard Paulus/Robert Stieler: *Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild*, Stuttgart 1887. – Louis Rachel: *Illustrierter Atlas des Königreichs Württemberg*, 1872. Aber auch Reiseberichte und Wanderführer gehörten dazu.

1797 lobte er auf der Strecke von Hohenheim nach Tübingen die „schöne Ansicht der... Neckarberge“⁶¹, ob aber sein Auge auch auf der Achalm ruhte, ist ungewiss, zumindest hat er sie nicht eigens erwähnt.

Dagegen haben andere Reisende vor allem aus dem Süden Deutschlands der Achalm viel Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Besuch des Berges gehörte zum Reiseprogramm und dieser Besuch nahm meist einige Zeit in Anspruch. In ihren Reiseberichten beschreiben sie wie schon Crusius den Aufstieg und die Ruinen, um dann ausgiebig die überwältigende Aussicht zu loben. Aber auch das Interesse an Geschichte und Natur sowie am Wetter wird deutlich.

1790 reiste Friedrich August Köhler zu Fuß über die Alb von Tübingen nach Ulm.⁶² Über dem zweiten Reisetag, dem 24. September, steht die Überschrift: „Reise über Reutlingen. Der Hohen Achalm wird bestiegen.“ Köhler schreibt: „Als wir nach 11 Uhr die Stadt verließen, so fing der, indessen ganz trübe gewordene Himmel schon an, Regen herabzuschicken, dennoch aber wollten wir unseren Vorsatz, den Berg zu besteigen, dessen Aussicht mich vorige Osterferien, als ich ihn zum ersten male bestieg, ganz dahin gerissen hatte, nicht gleich aufgeben. ... Unser Weg führte von der Stadt an durch lauter Weinberge, die den ganzen weitgedehnten Fuß des Berges und seine ganze Südseite – bis über die Mitte seiner Höhe bedecken, so wie hingegen Ackerfeld die oestliche Seite des Berges und zum Teil auch die nördliche einnimmt, und nur allein gegen Nordwest ist sein Abhang etwas rau und waldigt.“⁶³

Nach der Beschreibung der Meierei berichtet Köhler dann über die Besteigung des Gipfels: „Von dem Hofe ging es schon viel steiler bergan, ... wir gingen dem ehemaligen, ganz verfallenen Burgwege nach und eilten durch die Ruinen des ehemaligen wohlbefestigten Eingangs, um uns vor einem zweiten uns übereilenden unfreundlichen Regenschauer unter einem der Bäume zu verbergen, die an der Stelle stehen, wo ehemaligen Ritter und Fürstensöhne sich in den Waffen übten, um im Kampf gegen die nahen räuberischen Städter zu bestehen.“ Nach ausführlichen Auslassungen über den Bauernkrieg und über die Reste des Turmes⁶⁴ kommt Köhler auf die Aussicht zu sprechen. Wegen des Regens konnte er mit seinem Begleiter „zwar der vortrefflichen Aussicht nicht ganz genießen, die man von diesem Berge sonst hat, und die sich über

⁶¹ Goethes Werke. Weimarer Ausgabe, III. Abtheilung, Goethes Tagebücher, 2. Band, Weimar 1888, S. 127.

⁶² Friedrich August Köhler: Eine Alb-Reise im Jahre 1790 zu Fuß von Tübingen nach Ulm. Hrsg. und kommentiert von Eckart Frahm, Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp, 2. Aufl., Reutlingen 1979.

⁶³ F. A. Köhler, Eine Alb-Reise (wie Anm. 62), S. 65 und 81–85.

⁶⁴ Nach Memminger, OAB Urach 1831 (wie Anm. 16), S. 170, ist die Zerstörung des Turms vor allem Hofrat Dr. Cammerer, Reutlingen, zuzuschreiben, der einen Teil des „Viehofs zu Achalm“ gekauft hatte (etwa 1764) und diesen durch Gärten und Anlagen, Obstpflanzungen und ein Wohnhaus verschönerte, „aber auch die Sünde auf sich lud, daß er den schönen Thurm auf der Burg seiner Quader beraubte“.

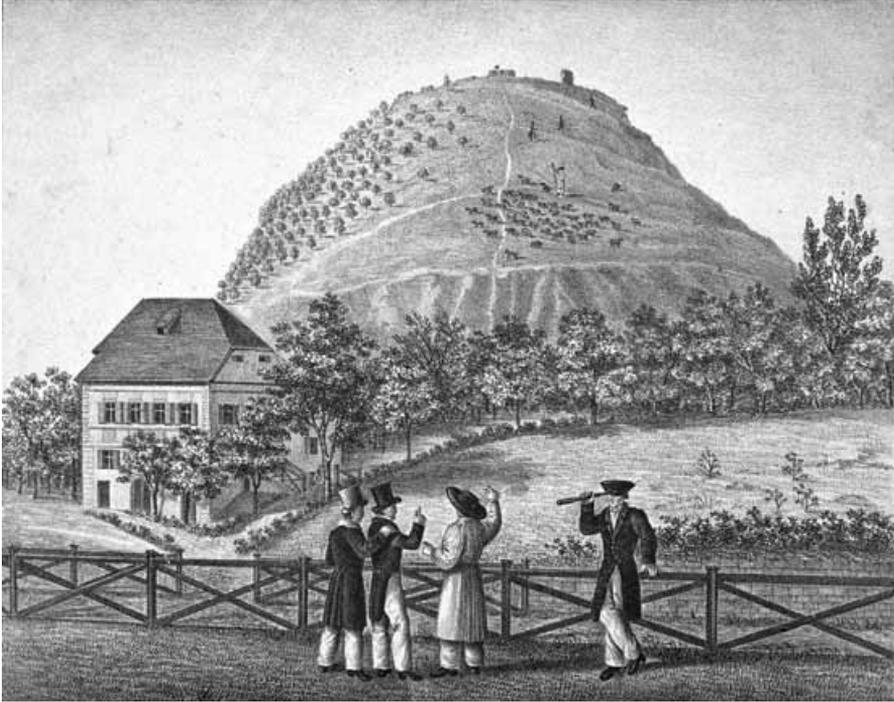


Abb. 12: Auf dieser Lithographie zeigt Franz Adam Schnorr Ausflügler vor der Meierei am Fuß des Achalmgipfels. Leicht sind „Direttissima“ und Burgweg zu erkennen, aber auch die Wetterfahne auf dem Turm, so dass man das Bild auf die Zeit nach 1838 datieren kann.

das ganze Echaztal, einen Teil des Neckartals bis in das Unterland und über viele Dörfer und die Städte Pfullingen und Reutlingen erstreckt, und die wegen der mannigfaltigen Gegenstände und der angebauten fruchtbaren Gefilde umher ganz hinreißend ist, sondern nur hie und da bekamen wir auf einen Augenblick die Aussicht in eine von der... Sonne erleuchtete Gegend; ...“⁶⁵

Zwei Jahre später, 1792, überquerte Christoph Heinrich Pfaff (1773–1852)⁶⁶, ein „Weltbürger und Freund der Naturwissenschaft“, die Alb in Begleitung eines Herrn Z.⁶⁷ und eines Windhundes, der die Wanderer durch

⁶⁵ F. A. Köhler, Eine Alb-Reise (wie Anm. 62), S. 85.

⁶⁶ Chr. H. Pfaff war damals Student an der Hohen Karlsschule in Stuttgart, studierte Medizin, ab 1793 in Göttingen, wurde 1798 Professor für Medizin und Naturwissenschaften in Kiel und war mehrmals Rektor seiner Universität.

⁶⁷ Als Herrn Z. bezeichnete Pfaff C. F. Duttenhofer, der damals Leutnant der Artillerie und Lehrer der Mathematik an der Hohen Karlsschule war.

seine Lebhaftigkeit immer wieder aufmunterte. Sie brachen am 11. April um 2 Uhr morgens in Stuttgart auf und wanderten über Waldenbuch nach Tübingen.⁶⁸ Wo es möglich war, genossen sie die Aussicht Richtung Schwarzwald und Alb und vom Einsiedel aus sahen sie zum ersten Mal die Achalm: „Auf das Einsiedel führet eine schöne breite Allee, die durch den Wald gehauen ist, und an deren in der Einbildung fortgesetzten Ende der romantische Achalmberg den Horizont begränzet. Noch umgab ihn ein feiner Nebelflor, der indessen seine Schönheit nicht ganz verhüllte. Kegelförmig und isolirt von den ihm zur Seite stehenden Alpbergen raget er über die ihn zunächst umgebenden Brüder hervor. Sein Rücken zeigt sich deutlich vom Walde begränzt, und auf seinem abgeplatteten Gipfel ruhen romantische Ruinen, Mauern, Thürme; ein trauriges Bild der Vergänglichkeit irdischer Werke.“⁶⁹

Am zweiten Tag hatten die Wanderer hinter Gomaringen „die schöne Achalm und die bey derselben liegenden Alpberge meistens im Angesicht“ und bei einer Mittagsrast sammelten sie „neue Kräfte, um unverdrossen die Achalm, die nunmehr . . . sehr nahe in ihrer ganzen Pracht“ vor ihnen lag, zu besteigen.⁷⁰ Den Aufstieg zur Meierei beschreibt Pfaff ähnlich wie Köhler. Dann fährt er fort: „Von dem Bauernhofe aus wird der Weg, den wir auch dießmahl vor lauter Ungeduld gerade hinauf nahmen, indem wir uns nicht durch die Krümmungen des gewöhnlichen Wegs aufhalten wollten, immer steiler, und führt anfangs über eine todte Heide, dann aber durch einen kurzen Laubwald, welcher den Gipfel des Bergs krönt. Wir langten endlich auf der platten aber nicht sehr breiten Höhe an, die mit Gras und zerstreutem Buschwerk bewachsen ist. Die Ruinen, welche sich noch hier befinden, sind sehr beträchtlich. Dicke und hohe Mauern, welche fast den ganzen Rand der Spitze umgeben, Reliquien von Thürmen und Gewölben setzen den Geist in das schauerliche Dunkel der Vorzeit zurück.“⁷¹

Die Aussicht von der Höhe der Achalm hatte für Pfaff „fast noch mehr Vorzüge, als die vom Roßberge aus“. Er beschreibt die Aussicht in alle Himmelsrichtungen, und das Heranziehen eines Gewitters vom Schwarzwald her begeistert ihn: Von dort zogen nämlich „blaue und schwarze Gewitterwolken, aus denen von Zeit zu Zeit der Donner des Allmächtigen schauerlich ertönte, und die nur der Sonne einen freyen Spielraum ließen, welche die ihr zunächst gelegenen Wolken aufs Schönste röthete, bis sie endlich auch diese in ihren schwarzen Schleyer verbargen.“

⁶⁸ Die Reisebeschreibung erschien unter dem Titel: Phantasien und botanische Bemerkungen auf einer Fußreise durch die schwäbische Alpe. Von einem Weltbürger und Freunde der Naturwissenschaft, Halle am Kocher [1798]; darin die Beschreibung der Reise von Stuttgart nach Tübingen S. 1–46. Seine Autorschaft gab Pfaff erst in seinen „Lebenserinnerungen“ preis.

⁶⁹ Ebd., S. 22.

⁷⁰ Ebd., S. 72 f.

⁷¹ Ebd., S. 74–78.

Vom Enthusiasmus seines Reiseberichts distanzierte sich Pfaff in seinen „Lebenserinnerungen“ 1854, also über 60 Jahre später. Den, wie er bekannte, „etwas überladenen Stil“ schreibt er seiner damaligen „exaltierten Stimmung“ zu. Aber er tröstet sich damit, dass der Leser in seiner Reisebeschreibung auch „nicht ganz uninteressanten mineralogischen und botanischen Bemerkungen und sorgfältiger Naturbeschreibung“ begegnen werde.⁷²

Die Lithographie von Franz Adam Schnorr (1794–1859)⁷³ entstand zwar erst um 1840, passt aber genau zu Pfaffs Bericht (*Abb. 12*). Die Achalm dient als Schafweide und ist nur auf der nordwestlichen Seite mit jungen Bäumen bestanden. Auch der Burgweg, den die Wanderer mieden, und die „Direttissima“, die sie stattdessen benutzten, ist deutlich zu erkennen. Auf dem Turm ist eine Wetterfahne zu sehen, was darauf hindeutet, dass die Ansicht nach 1838 entstanden sein muss. Damals ließ nämlich König Wilhelm von Württemberg den Bergfried in historisierender Manier wieder aufbauen, als Aussichtsturm, nicht mehr als wehrhaften Turm. Typisch für diese Zeit ist das Fernrohr, mit dem auf das Interesse an der Aus- und Fernsicht hingewiesen wird.⁷⁴

Freiherr Joseph von Laßberg (1770–1855)⁷⁵, Germanist und Altertumsforscher, bestieg die Achalm im September 1826 auf der Heimreise von Stuttgart, wo er Ludwig Uhland besucht hatte, und berichtete diesem von seinen Eindrücken: „... Den folgenden Tag fuhr ich an der Musenstadt [Tübingen] vorbei nach Reutlingen und bestieg die alte Achalmin, nicht ohne viel Schweißtropfen zu vergießen; mein Führer, ein alter Reichsbürger, gewährte mir gute Unterhaltung, er wußte vieles Geschichtliches von seiner Vaterstadt, manches ganz verkehrt, aber es war doch erfreulich zu sehen, wie einem sein Vaterort lieb ist. Ohne mich lange bei der neomodischen Maierei aufzuhalten, eilte ich, die Stammburg des Hauses (Fürstenberg) zu erreichen, dem ich und meine Ureltern so manches Jahr gedient haben. Denn Achalm, Urach und Fürstenberg sind zwar drei Namen aber nur eine Sache. Von dem Turme, der vor kurzer Zeit noch zugänglich war, ist im vorigen Sommer die eine Seite herabgefallen und von den Ecken hat man die behauenen Steine, soweit man konnte, herausgebrochen⁷⁶; rings umher ist nichts als Graus und Verwüstung. Ich setzte

⁷² Christoph Heinrich Pfaff: *Lebenserinnerungen*, Kiel 1854. Auch schon im Vorwort seiner „Phantasieen“ befürchtet er, dass seine Schilderungen und besonders seine „Exclamacionen“ manchem Leser übertrieben erscheinen werden, aber er entschuldigt das (1798) mit dem „Enthusiasmus eines 18jährigen Jünglings“ (S. XIII).

⁷³ Vgl. G. Nagel, *Schwäbisches Künstlerlexikon* (wie Anm. 55), S. 108.

⁷⁴ In der Reihe „Ansichten der Achalm bei Reutlingen“ hat Schnorr noch eine weitere Lithographie geschaffen, die Wanderer am Abhang der Achalm zeigt, die die Aussicht genießen. Vgl. abgedruckt in W. Ströbele, *Reiseberichte* (wie Anm. 17), S. 104.

⁷⁵ Joseph von Laßberg war zunächst in fürstenbergischen Diensten, dann Privatgelehrter, sammelte alte Handschriften, erwarb u. a. die Handschrift C des Nibelungenliedes (heute Landesbibliothek Karlsruhe), seit 1838 auf der Meersburg, Schwager der Annette von Droste-Hülshoff.

⁷⁶ Vgl. oben Anm. 64.

mich an die südöstliche Seite, wo die größte Aussicht ist; durch eine Berglücke der Albkette entdeckte ich den Staufen: warum soll ich über dich klagen, du alte Achalm und deinen Sturz, da auch die hohe Kaiserburg gefallen ist und die Krone der stolzen Schwaben! Ich gedachte auch der ältesten Zeit und wie Cuno und Leuthold, der eine so tapfer als der andere fromm, lebensmüde aus der väterlichen Burg in das Kloster Zwiefalten zogen, sich und die Welt da vergessend. Ich dachte an den Wandel der menschlichen Dinge und wie diese Burg aus einer Hand in die andere kam und wie Ulrich, der Sohn Eberhard des Greiners vermessen herabfiel mit einem Häuflein übermütiger Ritter und den kräftigen Streichen der Reutlinger erlag. ... Nur noch einen wehmütigen Blick warf ich auf den alten ehrwürdigen Turm, der in wenigen Jahren vollends auf dem Boden liegen wird, und stieg wieder hinab durch das reichgesegnete Rebengelände in den sonntäglichen Lärm der gewerbfleißigen Stadt.“⁷⁷

Reise- und Wanderführer

Wer sich keinen Führer leisten konnte oder wollte wie von Laßberg, brauchte zumindest einen gedruckten Führer, zuweilen auch „Wegweiser“ genannt. Diese Bücher konnten neben der Beschreibung von Reiserouten und Informationen über Land und Leute durchaus auch Geschichten und Gedichte enthalten. So hat zum Beispiel Gustav Schwab in seinen weitverbreiteten Büchern „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ (1823) und „Wanderungen durch Schwaben“ (1838) bewusst beides vereinigt und damit die ersten modernen Reise- und Wanderführer für Württemberg geschaffen.

In der „Neckarseite“ beschreibt Schwab den Besuch der Achalm ausführlich⁷⁸, gibt geologische Informationen, geht auf die Domäne ein, die König Wilhelm ein Jahr zuvor gekauft hatte, um eine Schaf- und Ziegenzucht einzurichten, und beobachtet auch schon „eine feine Merinosherde an den Albwänden“. Schwab lobt die Aussicht, die „schon hier gegen Reutlingen, Tübingen und einen Theil der Ebne von den Zimmern aus sehr schön“ sei. Er empfiehlt: „Wer das weitre Steigen scheut, kann schon auf dieser Staffel das köstliche Schauspiel des Sonnenuntergangs genießen. Der rüstigere steigt weiter über den mittlern Berg, den Heide bedeckt, den schneckenförmigen Weg hinan, der sich rund um den Berg durch das Waldgesträuch, mit dem der Gipfel bewachsen ist, bis zur Spitze hinauf zieht.“⁷⁹ Dann beschreibt er Ruinen und Aussicht, lässt sich über die Geschichte der Achalmgrafen aus und beschließt das Kapitel über die Achalm mit der bereits erwähnten „Romanze“ und mit der Empfehlung einiger Gasthäuser in der Stadt.

⁷⁷ Zit. nach J. von Hartmann: Eine Wanderung durch unser Vereinsgebiet, in: RGB 10 (1899), S. 53 f.

⁷⁸ Gustav Schwab, Neckarseite (wie Anm. 31), S. 74–79.

⁷⁹ Ebd., S. 75.

In den „Wanderungen durch Schwaben“ verzichtet er auf einen Achalm-besuch und widmet ihr nur einen Blick vom „Schlösschen Lichtenstein“ aus: „Von dem schroffen Felsen herab misst der Blick eine Tiefe von wenigstens dreihundert Klaftern, welche, von dem Waldbache der Echaz gebildet, etwa eine halbe Viertelstunde breit, rechts und links von waldigen Alpen umlagert, sich eine Meile in die Länge zieht und mit drei lachenden Dörfern, immer wasserfrischen grünen Wiesen und wohlvertheilten Obstpflanzungen besetzt ist. In der Höhe das wildeste Gebüsch mit Wald und Fels, rechts und links die rauheste Alb. Im Hintergrund ein isolirter Bergrücken, hinter dem der vulkanische Gipfel der Achalm hervorblickt, so neugierig, als könnte er scheu jeden Augenblick sich wieder hinter den Vorderberg zu Grunde bücken; rechts und links verliert sich die lachende, hügelige Breite bis gegen Hohenheim und die Stuttgarter Höhen, ...“⁸⁰

Der „Wegweiser auf Reisen durch Württemberg“ von A. Fischer aus dem Jahr 1846, ein handliches Bändchen, geht wieder auf die Achalm ein. „Oestlich von Reutlingen, ½ Stunde davon entfernt, erhebt sich die Achalm, einer der stattlichsten Vorberge der Alp, 2491 p. Fuß⁸¹ über der Meeresfläche, in der Form eines abgeplatteten Kegels. In der Mitte des Berges liegt das Königl. Gut Achalm mit einer hochfeinen Schafheerde und einer Caschemir- und Angoraziegenheerde, die auf dem obern Theile des Berges weiden, und den Gipfel, der ganz steil und auf der Nordseite zum Theil in senkrechten Felsen ansteigt, zieren die weithin sichtbaren Ruinen der alten Grafenburg Achalm.“⁸²

Nur wenige Jahre nach Fischer gab auch Friedrich Vogt eine „Beschreibung“ samt „Wegweiser“ für die Schwäbische Alb heraus. Er begründet dies damit, es sei in den dreißig Jahren, „seit uns Gustav Schwab mit seiner trefflichen Beschreibung der Neckarseite der Schwäbischen Alb beschenkt hat“, so viel Neues hinzugekommen, dass „ein neuer Wegweiser zunächst für Fußwanderungen nach und durch unsere herrliche Alp Bedürfniß geworden“ sei. Zur Achalm weiß er allerdings doch nicht so viel Neues zu berichten. Allerdings gibt er dem Wanderer den Hinweis, dass der Schlüssel zum Turm bei der Meierei aufbewahrt werde. Die übrigen Informationen ähneln den bereits bekannten Vorlagen.⁸³

⁸⁰ Gustav Schwab: *Wanderungen durch Schwaben*. Mit 30 Stahlstichen, Leipzig o. J. [1838], S. 420.

⁸¹ Pariser Fuß: rund 32,5 Zentimeter.

⁸² A. Fischer: *Wegweiser auf Reisen durch Württemberg*. Zweite Ausgabe, mit Verbesserungen und vermehrt mit der Reise auf dem untern Neckar und einer neuen Karte von Württemberg und Baden, Stuttgart und Wildbad 1846, S. 204.

⁸³ Friedrich Vogt: *Die Schwäbische Alp. Beschreibung und Wegweiser mit historischen Rückblicken, Angabe der Entfernungen, Aussichtspunkte, Gasthäuser etc., einem Anhang von Tagestouren und Ortsregister*, Stuttgart o. J. [nach 1854], zit. S. III und 237 f.

Panoramen

Der Fernblick hat nicht nur Wanderer begeistert, sondern auch Künstler dazu veranlasst, von entfernten, erhöhten Standpunkten aus Panoramen abzubilden. Damit gewann die Beschäftigung mit der Landschaft neue zusätzliche Aspekte und machte das 19. Jahrhundert zum Jahrhundert des Panoramas.⁸⁴ Wie geschaffen dafür war der Albrand. Ein frühes Beispiel ist das Panorama „Ansicht von der Nordseite der württembergischen Alp. II. Vom Sattelbogen bis zur Achalm“, das Christian Septimus von Martens⁸⁵ 1826 lithographiert hat (*Abb. 13*).

Entsprechend wird nun auch nicht nur die Aussicht von einem Berg, sondern es werden auch Panoramen beschrieben. Carl Christian Gratianus beispielsweise rühmt in seiner bereits erwähnten „Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen“ den Berg wegen seiner „reizenden, unbeschreiblich schönen Aussicht der Hochwacht“⁸⁶, beschreibt ihn aber auch von einem entfernten Standpunkt aus: „In der Entfernung einer Meile vom Neckar erhebt sich über der Ebene, welche vom rechten Ufer des Neckars sanft ansteigt, ein freier Berg in der Gestalt eines angestutzten Kegels, und von dem Gebürge der Alpkette durch eine tiefe Senkung getrennt, so daß sein schlanker Gipfel frei heraussteht, und an seiner schwarzen Scheitel auf viele Meilen kenntlich wird. Sein alter Name ist ‚Achel‘ oder die ‚Achalm‘.“⁸⁷

Isolde Kurz erinnert sich an Wanderungen in ihren Kindertagen, als sie mit ihrer Familie 1862/63 vorübergehend in Kirchheim unter Teck lebte⁸⁸ und ihr Vater den Kindern das Alpanorama erklärte: „Jeden freien Tag in unserer Kirchheimer Zeit benutzte unser Vater zu einem Besuch seiner Berge. Uns Kindern benannte er alle die ragenden Häupter vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern: die Teck mit ihrer Mauerkrone, den schlanken Neuffen, den Breitenstein, Rauber und Sattelbogen, die Baßgeige und wie sie alle heißen; wenn er aber auf einen besonders anmutigen Kegel deutend sagte: ‚Kinder, dies ist die Achalm!‘, so legte er einen geheimnisvoll-ehrerbietigen Ton in die Worte, wie ein Sakristan, der den Besuchern das Allerheiligste enthüllt. Denn

⁸⁴ Vgl. Stephan Oettermann: *Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums*, Frankfurt am Main 1980, S. 7.

⁸⁵ C. v. Martens (1793–1882) war Oberstleutnant und Militärschriftsteller. Vgl. G. Nagel, *Schwäbisches Künstlerlexikon* (wie Anm. 55), S. 81.

⁸⁶ C. Chr. Gratianus, *Geschichte der Achalm* (wie Anm. 29), Band 1, Vorwort, S. I.

⁸⁷ Ebd., Band 1, S. 3.

⁸⁸ Zu Hermann Kurz vgl. z. B. Martin Blümcke: *Hermann Kurz. Das blaue Genie*, in: Manfred Bosch, Ulrich Gaier, Wolfgang Rapp, Peter Schneider, Wolfgang Schürle (Hrsg.): *Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950, Aufsätze I, Biberach 2006*, S. 181–191.

alles, was zu seiner engern Heimat gehörte, blieb für ihn von magischem Licht umflossen.“⁸⁹

Eberhard Emminger schuf mehrere eindrucksvolle, genaue und künstlerisch-technisch hervorragende Albpanoramen. Professor Eugen Nägele⁹⁰, der Autor des Kapitels „Landschaftlicher Charakter und Naturschönheiten“ in der Oberamtsbeschreibung Reutlingen von 1893⁹¹, beschreibt anhand des in den Band eingehafteten Panoramas „Die Schwäbische Alb . . . von der Degerschlachter Höhe aus“ (etwa 1850) die reizvolle Umgebung der Oberamtsstadt. Dieses Panorama unterscheidet sich nur durch einige Details von dem hier abgedruckten aus der Zeit um 1860, auf dem beispielsweise das Bahnhofsgebäude deutlich zu erkennen ist.⁹² Dabei zählt Nägele nicht nur auf, was er von der Höhe aus sieht, sondern er begibt sich in das Bild hinein und macht sich zusammen mit dem Leser auf den Weg. So begleitet er diesen auch auf die Achalm (*Abb. 14*).

„Der schönste Gang in der nächsten Nähe Reutlingens führt natürlich auf die Achalm, . . . Ein herrliches Landschaftsstück für sich ist dieser Berg, losgetrennt von dem Albkörper und doch den ursprünglichen Zusammenhang mit den östlich gelegenen Eninger Höhen jedem Auge deutlich verratend. Breit gelagert mit herrlich geschwungenem Umriß steigt er über der Stadt und dem Hügelland auf. Die größere untere Hälfte umziehen hochansteigende Weinberge auf der einen, saftige Wiesen, Baumgüter und Wälder auf der andern Seite; aus den Thonschichten stürzen mancherorts lebhaftige Quellen zu Thal. . . . Auf den zwei Teilen der immerhin geräumigen Berghochfläche und an den steilen Kanten, namentlich aber auf der Zinne des Turmes inmitten des oberen Burgraumes eröffnet sich dem Wanderer die großartigste, weiteste Fernsicht. Die Alb mit ihren Vorbergen legt sich in einem Halbkreis . . . von Norden nach Südwesten herum, eine gewaltige Gebirgslandschaft, aus welcher die nächste Umgebung besonders die Aufmerksamkeit auf sich zieht, so das unten gelegene Eningen, das die Thalweitung mit ihren Verzweigungen ‚in Gestalt eines riesigen Sauriers mit geschwungenem Schweif‘⁹³ (*Abb. 15*) ausfüllt, sodann Pfullingen und das Honauer Thal mit dem Lichtenstein, der über

⁸⁹ Hermann Kurz: Aus einer alten Reichsstadt. Erzählungen, Tübingen 1963, zit. aus dem Prolog von Isolde Kurz.

⁹⁰ Eugen Nägele (1856–1937), Naturschützer, Pädagoge, Heimatforscher, Gymnasialprofessor in Tübingen, Gründungsmitglied und langjähriger Vorsitzender des Schwäbischen Albvereins, arbeitete auch an Oberamtsbeschreibungen mit.

⁹¹ OAB Reutlingen 1893 (wie Anm. 16), Band 1, S. 42–63; das Panorama zwischen S. 46 und 47 (Scheffold Nr. 75).

⁹² Albpanorama vom Jusi bis zur Alteburg. Farblithographie von Eberhard Emminger, um 1860. Erschienen in: Theophil Rupp: Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend. Ein Beitrag zur deutschen Alterthumskunde, Carl Mäcken, Stuttgart und Reutlingen 1864, Faltblatt. KreisA Reutlingen, S 4 Nr. 87 (Scheffold Nr. 78 b).

⁹³ Bei Julius Wais: „Albführer“, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1903, S. 159, heißt es: „Eningen in Krokodilsgestalt“.

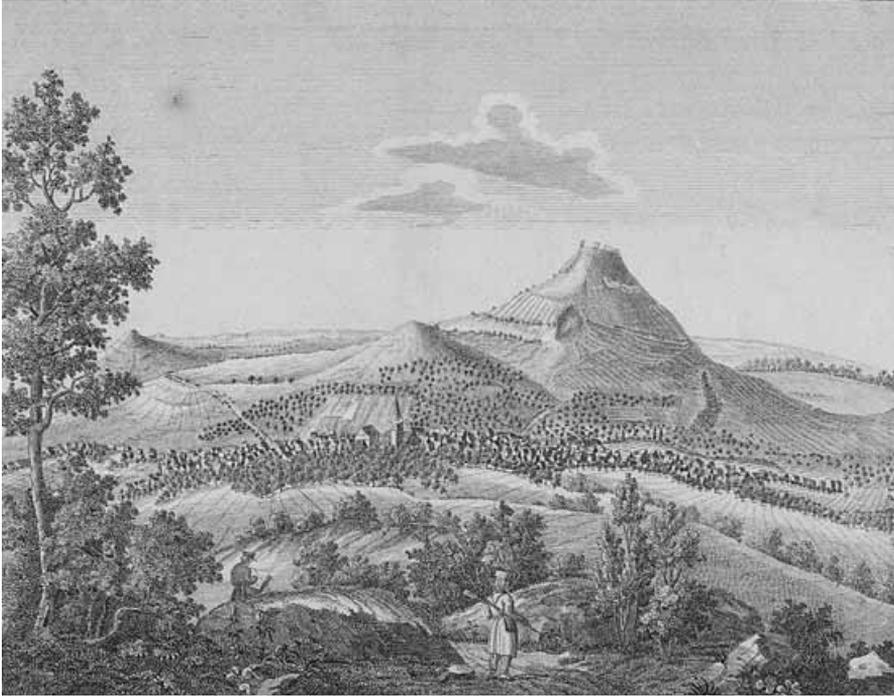


Abb. 15: „Ansicht von Ehningen u. Achalm. Aufgenommen und lithogr. von Kuhn.“ Ob der Künstler, der Eningen „in Gestalt eines riesigen Sauriers mit geschwungenem Schweif“ lithographiert hat, mit Karl Ernst Gottfried Kuhn identifiziert werden kann, ist ungewiss.

den Urselberg hereinlugt, ‚als ob er sich auf Zehen stellte‘. ... Diese ganze großartige Runde verfehlt des tiefsten Eindrucks zu keiner Zeit. ... Schön ist dieser Berg von jeher und zu jeder Zeit gewesen; ob aber nicht am schönsten, als zu ‚Achalm auf dem Felsen‘ manch kühner Aar hauste und Herzoge, Kaiser und Kaiserinnen in der Reichsburg verkehrten; wer möchte es bestreiten?“⁹⁴

Bildatlanten, Sammelbilder, Ansichtskarten

Dass die Autoren der Oberamtsbeschreibungen sich durchaus mit innerem Engagement und keineswegs in trockenem Verwaltungsdeutsch einem Thema wie der Achalm gewidmet haben, wurde schon deutlich. Aber gerade auch die

⁹⁴ OAB Reutlingen 1893 (wie Anm. 16), S. 47 f.

Bildatlanten sparen nicht mit landeskundlichen und historischen Informationen, die meist in Blöcken zusammengefasst mit Bildern abwechseln.

So ist beispielsweise in dem Band von Moll und Pleibel über „die Schwäbische Alb und ihre schönsten und interessantesten Punkte“ ein umfangreicher Abschnitt der Achalm gewidmet: „Zwischen den Ausmündungen der beiden Hauptthäler der mittleren Alb, wo diese eintreten in die längs am Fuß der letzteren hinziehende Ebene, erhebt sich hoch und frei, gleichsam als Wächter des Erms- und Echatz-Thales, ein stattlicher, weithin sichtbarer und leicht kenntlicher Berg mit schlankem Gipfel und schwarzem Scheitel: es ist die allbekannte Achalm. Durch ihre Lage und ihre Umgebung, sowie durch ihre reizende Aussicht, ist die Achalm nicht weniger ausgezeichnet durch ihre vielen anziehenden Sagen aus grauer Vorzeit, welche das Volk, das rings um den Berg wohnt, von Mund zu Mund erzählt, und außerdem ist sie mit der Geschichte ihrer ehrwürdigen Burgruinen gewissermaßen der Schlüssel zur Geschichte, nicht etwa nur von Reutlingen und Pfullingen und dem Gebiete der Echatz und der Erms, sondern selbst der ganzen Landschaft vom Neckar bis zur Donau. ... Die Aussicht von dem Berge ist eine wahrhaft wundervolle. Nach Osten und Süden bildet die zurücktretende Kette des Albgebirges den Rahmen der Landschaft, so daß – gegen das Gebirge gewandt – zur Linken das Uracher-, zur Rechten das Pfullinger Thal in den Gebirgskörper tief einschneiden und aus dem Hintergrunde der allgeliebte Lichtenstein hervorsticht.“⁹⁵

Auch der „Illustrierte Atlas des Königreichs Württemberg“ enthält neben den Bildern Textblöcke, vermehrt noch in der zweiten Auflage von 1888, die über Geschichte, Land und Leute informieren. Er enthält auch ein schönes Bild von Reutlingen mit der Achalm, das sich stark an die Ansicht von Emminger anlehnt, ohne allerdings die Qualität von dessen Lithographie zu erreichen (*Abb. 16*).

1887 gaben Eduard Paulus und Robert Stieler⁹⁶ einen Band mit dem Titel „Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild“ heraus, der sich schon durch sein handliches Format von den beiden oben beschriebenen querformatigen Bänden abhebt. Volkskundliche, kunsthistorische und historische Informationen finden sich in den übergreifenden Kapiteln „Land und Leute“, „Altertümer“ und „Kunst“. Die vier geographisch abgegrenzten Kapitel Schwarzwald, Schwäbische Alb, Oberschwaben und Neckarland dagegen enthalten schwerpunktmäßig Landschaftsbeschreibung und Informationen für Touristen. Das Werk ist eher essayistisch als wissenschaftlich geschrieben und mit sehr vielen Holzschnitten illustriert. Beim Gang dem Nordrand der Alb entlang kommt der Autor auf Reutlingen zu sprechen: „Weiter die alte

⁹⁵ Die Schwäbische Alb (wie Anm. 57), S. 40–44, hier: S. 44.

⁹⁶ Eduard Paulus, Robert Stieler: Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild. Die Illustrationen in Holzschnitt ausgeführt von Ad. Cloß, Stuttgart 1887.



Abb. 16: Diese Ansicht Reutlingens mit Umgebung erschien im „Illustrierten Atlas des Königreiches Württemberg“ von Louis Rachel 1869. Sie lehnt sich stark an Eminger an, übertreibt aber den Landschaftseindruck und „aktualisiert“ das Bild durch Hinzufügen zweier Züge vor dem falsch platzierten Bahnhof sowie von weiterer Bebauung an den Stadträndern.

Reichsstadt Reutlingen, die einst den württembergischen Grafen so viel zu schaffen machte, mit ihrem herrlich frühgotischen Münster, der Marienkirche; sie liegt an der schönen freistehenden Berggestalt der Achalm, des einstigen Stammsitzes des sehr alten Geschlechtes der Grafen von Achalm, das schon im Jahr 1098 mit Liutold, dem Stifter von Kloster Zwiefalten, ausstarb. Noch schauen einige Trümmer von dem Berg, der zusammen mit der Stadt, aus der noch Thortürme und der hohe schlanke, mit Blumen besetzte Steinhelm der Marienkirche steigen, ein stolzes Bild giebt.“⁹⁷

Sammelbilder wie das hier gezeigte Blatt von 1863 „Reutlingen mit Umgebung“ (Abb. 17) sind ebenfalls eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts. Solche Blätter waren beim Publikum beliebt und für eine Stadt eine gute Möglichkeit, sich mit wenig Aufwand mit all ihren Sehenswürdigkeiten zu präsentieren und damit für den Fremdenverkehr zu werben.⁹⁸ Die zentrale Stadtansicht von der klassischen Seite her mit der Achalm im Hintergrund ist umgeben

⁹⁷ Ebd., S. 176.

⁹⁸ Vgl. Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 94 f.

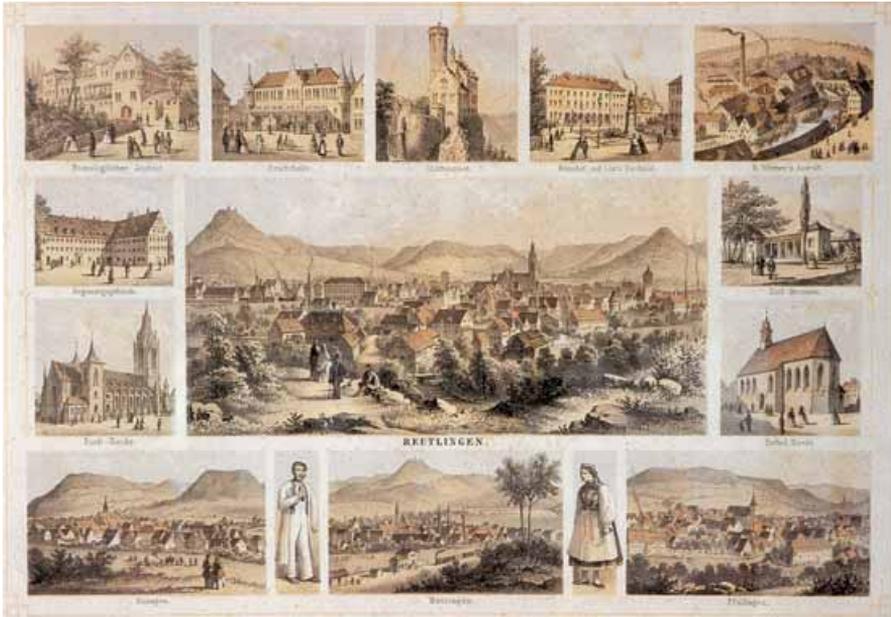


Abb. 17: Sammelbilder, im 19. Jahrhundert sehr beliebt, gibt es auch von Reutlingen. Hier ein Beispiel von 1863, bei dem um das bekannte zentrale Bild mit Achalm und Albtrauf die Sehenswürdigkeiten der Stadt gruppiert sind, darunter Bahnhof, Industrieanlagen und Pomologie.

von Ansichten der wichtigsten städtischen Gebäude und von Ausflugszielen. Reutlingen präsentiert sich als fortschrittliche Industriestadt: Fabrikschornsteine und Bahnhof zeugen davon. Auch das „Pomologische Institut“ ist eigens abgebildet. Es war damals erst drei Jahre alt und eine sehr moderne Einrichtung, die bald Zulauf aus ganz Europa erhielt. Weiter ist bemerkenswert, dass die Nikolaikirche nicht als historisches Bauwerk, sondern ausdrücklich als katholische Kirche bezeichnet ist. Sie wurde 1823 für den Gottesdienst der wachsenden katholischen Gemeinde eingerichtet.

Ansichtskarten wie das Beispiel von Eningen mit der Achalm und der Traube-Post (Abb. 18) dienten den gleichen Zwecken wie die großen Sammelbilder. Auch Eningen wirbt mit seinen bekanntesten Attraktionen, seinem Hausberg mit dem Aussichtsturm und dem renommierten Gasthof.

Studentische „Landpartien“

Im 19. Jahrhundert gehörten zu den Tübinger Studentenfreuden im Sommer „Landpartien“, Ausflüge in die Umgebung – da durfte die Achalm als Aus-

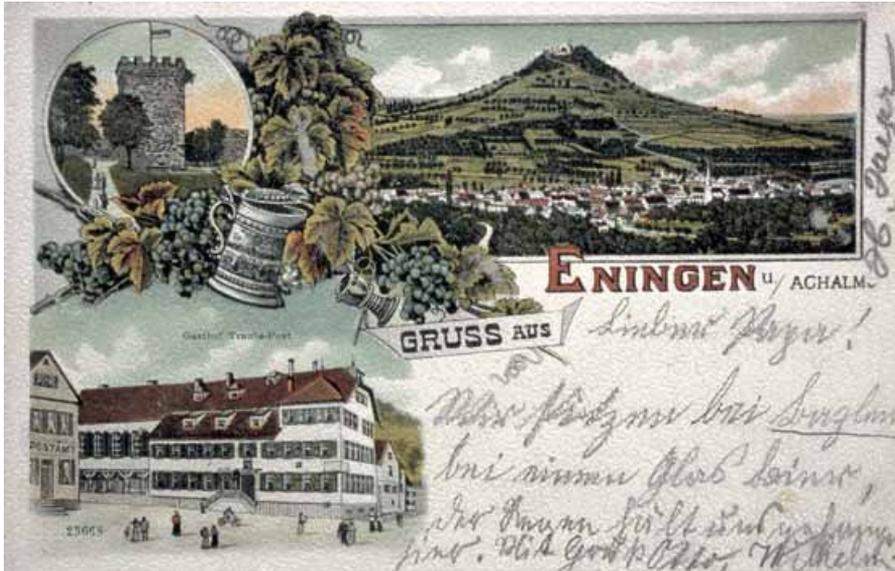


Abb. 18: Der „Gruss aus Eningen“ wurde 1904 verschickt. Das Dorf präsentiert sich als Achalmgemeinde. Deutlich sichtbar ist der Weg direkt zum Achalmgipfel; ein kleines Bild zeigt den Aussichtsturm. Aber auch für den weitbekannten Gasthof „Traube-Post“ wird geworben.

flugsziel nicht fehlen. Der Verfasser der „Culturbilder aus Württemberg von einem Norddeutschen“⁹⁹ beispielsweise beschreibt 1877 die „Touren“, die gewöhnlich von Tübingen aus gemacht wurden. Dazu gehörten: „Der romantische Lichtenstein . . ., der großartige Hohenzollern, die stolze . . . Burgruine Hohenneuffen, die Trümmer der Burg Achalm bei Reutlingen, von welcher ein entzückender Blick sich öffnet in das tief unten sich ausbreitende schwäbische Ländchen, das reizende Städtchen Urach . . .“ und andere Ziele.

Berühmt – zumindest in Württemberg – wurde aber der Besuch der Achalm durch Tübinger Studenten zu Ehren Ludwig Uhlands. Maria Kerner, die Tochter Justinus und Friederike Kerners, schildert die Begebenheiten dieses denkwürdigen Tags in „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“ (1877). Die Geschichte wurde in den Reutlinger Geschichtsblättern 1902 „anhangsweise“ in einem Aufsatz über „Uhland und Reutlingen“ in Kurzfassung wiedergegeben¹⁰⁰ und in der ersten Ausgabe des Reutlinger Heimatbuchs

⁹⁹ Culturbilder aus Württemberg von einem Norddeutschen. Wahrheit und Ehre, 4. vermehrte Auflage, Leipzig 1886. Unveränderter Nachdruck, Reutlingen 1974.

¹⁰⁰ Gottfried Maier: Uhland und Reutlingen, in: RGB 13 (1902) S. 65–73, hier: S. 70 f.

1913 unter der Überschrift „Ein Achalm-Idyll“ ausführlicher nacherzählt.¹⁰¹ Noch bis heute ist sie, nun nahe an Maria Kerners Fassung, im Reutlinger Heimatbuch nachzulesen.¹⁰²

Am 26. April 1807 bestieg eine Gruppe Tübinger Studenten, unter ihnen Ludwig Uhland, der an diesem Tag Geburtstag hatte, und sein Freund Justinus Kerner, die Achalm. An der Wegbiegung oben am Berg genossen sie die Aussicht ins Neckarland, zum Schönbuch und zur Ebene der Filder. Alle erfreuten sich an dem umfassenden Ausblick, bis auf ein junges schwarzgekleidetes Mädchen, das mit zu der Gesellschaft gehörte. Es war Rickele Ehmann, die auf den Fildern Denkendorf erkannte, wo ihr Vater bis zu seinem Tod vor wenigen Monaten als Professor an der Klosterschule gewirkt hatte. Seitdem lebte sie bei einer strengen Verwandten in Lustnau. Beim Anblick Denkendorfs dachte sie an ihr Elternhaus und wurde sehr traurig. Justinus Kerner, der das Mädchen bis dahin nicht kannte, sah die Tränen in ihren Augen. Er trat auf sie zu und sprach sie mit Worten Goethes an:

„Wie kommt’s, daß Du so traurig bist, da alles froh erscheint?
Man sieht Dir’s an den Augen an, gewiß, Du hast geweint.“

Und, für Kerner unvermutet, antwortete das Mädchen mit der zweiten Strophe des Gedichts:

„Und hab’ ich einsam auch geweint, so ist’s mein eig’ner Schmerz,
und Tränen fließen gar so süß, erleichtern mir das Herz.“

Im Reutlinger Heimatbuch von 1913 endet die Geschichte dann so: „Von dieser treffenden Antwort aufs angenehmste überrascht, bot Justinus Kerner der Jungfrau mit warmem Blick die Hand, und sie legte ohne Zieren die ihre darein. Damit war der Bund zweier Herzen geschlossen.“

An die entscheidende Begegnung auf der Achalm erinnerte sich Kerner immer wieder. 1810 schrieb er aus Wien an seinen Freund Uhland, er habe für Rickele einen Ring machen lassen, „innen mit den Worten: Liebe – Treue – Glauben. Auf dem Schilde steht Achalm“. Daraufhin fragte Uhland zurück: „Wann sehen wir uns wieder alle auf der Achalm?“ Und im März 1812 berichtete er Rickele: „Die Achalm sehe ich täglich, sie steht noch immer fest, bald in Wolken, bald in Sonnenschein.“¹⁰³ Am 28. Februar 1813 heirateten Justinus Kerner und Rickele Ehmann in Enzweihingen und führten allem Anschein nach eine glückliche Ehe. Und noch in seinem Gedichtzyklus „An Sie im

¹⁰¹ Karl Rommel: Reutlinger Heimatbuch. Bilder, Sagen und Geschichten, Reutlingen 1913, S. 104–106.

¹⁰² Reutlinger Heimatbuch. Neugefasst von Karl Bahnmüller und Arno Mulo. Mit Zeichnungen von Hugo Lange, Reutlingen o. J., S. 112–114.

¹⁰³ G. Maier (wie Anm. 96), S. 71. – Reutlinger Heimatbuch, neugefasst von K. Bahnmüller und A. Mulo (wie Anm. 98), S. 114.

Alter“ besingt Kerner in 29 Strophen seine unsterbliche Liebe zu „Ihr“. Im dritten Teil kommt er auf Friederikes Kindheit „Auf den Fildern, unter den Bäumen ...“ zu sprechen, um dann in die Strophe zu münden:

„Über den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt
Sah ich sie im Gold des Morgens,
Hat sie mir das Herz geraubt.“¹⁰⁴

Der romantische Blick auf die Achalm

Im 19. Jahrhundert setzt eine neue Beschäftigung mit der Landschaft und der Natur ein. Das reine Landschaftsbild, meist immer noch belebt mit einigen Figuren oder Figurengruppen, gewinnt an Bedeutung.¹⁰⁵ Auch die Achalm wird nun immer wieder als selbständiges Motiv wahrgenommen und dargestellt, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen.

Die Kreidelithographie „Achalm“ wird Joseph Carl Cogels zugeschrieben und entstand um 1826. Dies ist keine naturgetreue Landschaftsdarstellung mehr, sondern die Stimmung ist ausschlaggebend. Die Achalm liegt überhöht im Hintergrund einer arkadisch anmutenden Landschaftsidylle (*Abb. 19*).

Strenger wirkt die um 1860 entstandene Kreidelithographie von Johannes Wölffle, „nach der Natur auf Stein gezeichnet“ (*Abb. 20*). Allein die Achalm mit dem Scheibengipfel ist das Thema des Bildes. Die Ruine und die Gebäude der Domäne sind zu erkennen, spielen aber eine untergeordnete Rolle. Das Gebüsch im Vordergrund verwehrt den Blick auf die Stadt, so dass die Figurengruppe allein mit der Natur zu sein scheint. Demnach hat Wölffle das Bild um der Stimmung und des Landschaftseindrucks willen geschaffen.

Um diese Zeit, 1865/66, hat der Reutlinger Chronist Carl Bames der Achalm ein Gedicht in Hexametern gewidmet. Auch hier handelt es sich nicht mehr um eine eher nüchterne Beschreibung des Berges, der Burgruine oder der Aussicht, jetzt geht es vielmehr um die persönliche Beziehung des Dichters zur Achalm, um sein persönliches Erleben. Einige Verse daraus machen dies deutlich:

„Majestätischer Berg mit weithin sichtbarem Scheitel
Ragend zum Himmel empor, sei mir im Herzen begrüßt!
Hätte ich Flügel, ich flöge zu dir am frühesten Morgen, ...

¹⁰⁴ Justinus Kerner: Werke. 6 Teile in 2 Bänden, hrsg., mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Raimond Pissin, Band 1, Berlin 1914, S. 208. Die lyrischen Gedichte erschienen erstmals 1826, aber Kerner vermehrte die Sammlung von Ausgabe zu Ausgabe bis 1848.

¹⁰⁵ Vgl. Anne Peters, Adolf Smitmans: Das Bild der Schwäbischen Alb im 19. und 20. Jahrhundert, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins, Heft 3/4 (1988), S. 170–177, hier v. a. S. 170.

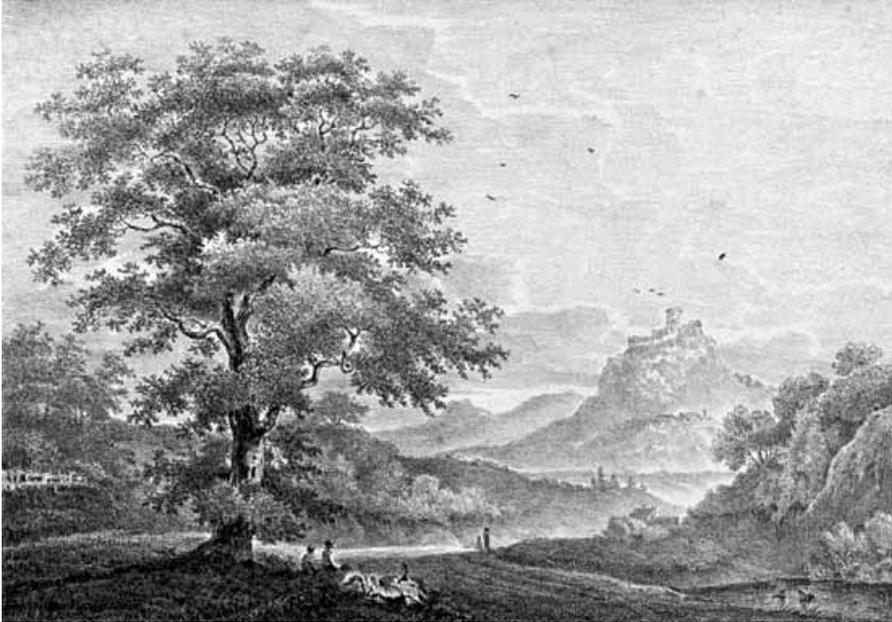


Abb. 19: Wenn diese Kreidelithographie von Joseph Carl Cogels aus der Zeit um 1826 nicht die Bezeichnung „Achalm“ trüge, würde man das Motiv, ohne zu zögern, in weit südlicheren Gegenden suchen.



Abb. 20: Die Kreidelithographie „Achalm bei Reutlingen“ (um 1860) stammt von Johannes Wölffle, der wie Emminger zu den bedeutendsten Lithographen Württembergs zählte. Die Achalm wirkt ruhig, ernst, fast feierlich. Die geschäftige Stadt ist hinter dem Gebüsch verborgen.



Abb. 21: Johann Georg Rupp, Bezirksbauinspektor in Reutlingen, wagte es 1856, die Achalmburg zu rekonstruieren. Heraus kam der Idealtyp einer mittelalterlichen Burg nach den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts. Lichtenstein und Neuschwanstein lassen grüßen.

Doch an die Scholle gebannt steig' ich wie auf bleiern Sohlen
Langsamem Schrittes, von Schweiß triefend und keuchend hinauf . . . “¹⁰⁶

In eine ganz andere Richtung der Beschäftigung mit der Achalmburg als eigenständigem Sujet weist die Rekonstruktion der Burg Achalm. Johann Georg Rupp, Bezirksbauinspektor in Reutlingen, hat die kolorierte Lithographie 1856 angefertigt (Abb. 21). Bekanntlich lassen die Quellen keine zuverlässige Rekonstruktion der Burganlage zu. Gesichert ist lediglich der Verlauf der Außenmauer, die Position von Burgtor, Wohnhaus und Bergfried. Alles Übrige, auch das Aussehen der Gebäude, ist rein spekulativ. Hier ist der Idealtyp einer mittelalterlichen Burg dargestellt, wie man sie sich im historisierenden Zeitalter vorstellte. Erinnerungen an Neuschwanstein und auch an den Lichtenstein werden wach. Das ist nicht verwunderlich, denn Rupp war neben Carl Alexander Heideloff als ausführender Architekt am Bau des Lichtensteins maßgeblich beteiligt.¹⁰⁷

¹⁰⁶ Carl Bames (wie Anm. 59), S. 306.

¹⁰⁷ Vgl. dazu z. B. Rolf Bidlingmaier: Schloß Lichtenstein. Die Baugeschichte eines romantischen Symbols, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 33 (1994), S. 113–152.

Dem „Idealbild“ der Burg entspricht der im Jahr 1900 erschienene historische Roman „Die letzten Grafen von Achalm“ von Luise Pichler¹⁰⁸, der ein zu der Rekonstruktion passendes Mittelalter-Szenario entwickelt. Es handelt sich um eine die mittelalterliche Welt idealisierende Geschichte (Abb. 22). Sie spielt in der Zeit des Investiturstreits. Die Söhne des Grafen Rudolf von Achalm gehören teils der päpstlichen, teils der kaiserlichen Partei, also verschiedenen politischen Lagern an. Das ist historisch belegt. Die Handlung des Romans, in dessen Mittelpunkt die Liebesgeschichte zwischen dem Grafensohn Hunfried und der Tochter eines Tübinger Wafenschmieds steht, ist aber frei erfunden.¹⁰⁹ In einer Schlacht bei Tübingen wird Hunfried von einem seiner Brüder, der ihn in der Rüstung nicht erkennt, tödlich verwundet und stirbt in den Armen des jungen Mädchens. Es ist ein Roman voll edler Menschen, Selbstüberwindung und Entsagung.

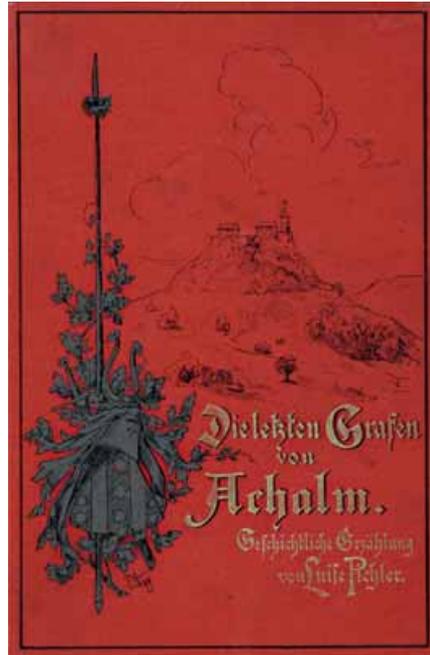


Abb. 22: Dem gleichen Mittelalterideal wie Bezirksbauinspektor Rupp folgte Luise Pichler mit ihrem Roman „Die letzten Grafen von Achalm“. Die Achalmburg auf dem Einband des Buches erinnert allerdings eher an Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert.

Achalmbilder – Achalmtexte

Im 20. Jahrhundert war es nicht mehr Aufgabe der Künstler, die Topographie von Städten und Landschaften naturgetreu abzubilden. Diese Aufgabe hatte inzwischen längst die Photographie übernommen. Stadt und Landschaft werden nun in ästhetischer Sichtweise künstlerisch dargestellt. Deshalb begegnet

¹⁰⁸ Die Pfarrerstochter Luise Zeller aus Göppingen (1823–1889) begann 1847 – stets unter dem Pseudonym Luise Pichler – etliche historische Romane zu schreiben. Sie waren sehr beliebt und erfuhren oft zwei bis vier Auflagen. Ihr letzter Roman „Die letzten Grafen von Achalm. Geschichtliche Erzählung“ erschien erst im Jahr 1900 im Druck, also lange nach ihrem Tod.

¹⁰⁹ Hunfried, der fünfte Sohn Rudolfs von Achalm, starb bereits im Knabenalter.

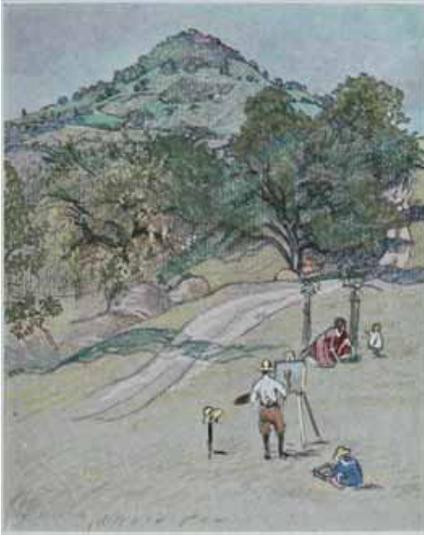


Abb. 23: Karl Stirner (1882–1943) ist als gemütvoller Schilderer von Landschaft und Landvolk sowie als Buchillustrator bekannt geworden. Für Ludwig Finckhs Roman „Der Bodenseher“ malte er 16 farbige Bildchen, darunter diesen „Blick vom Waldcafé Pfullingen zur Achalm“.

Rolle, denn der Held der Geschichte, Kaspar, wächst als Sohn des Achalm-schäfers mit seinen Brüdern auf der Meierei auf (Abb. 23). Der Roman beginnt mit einem Bekenntnis des Vaters, einer Liebeserklärung an die Achalm.

„Kaspar, sagte mein Vater oft, die Achalm ist der schönste Berg auf Gottes Erdboden. Du kannst hinlaufen, soweit dich deine Füße tragen, in den Schwarzwald, in die Schweiz, bis nach Amerika, du findest keinen anderen mehr, an den eine Stadt so in einer Mutter Schoß hingebettet ist wie Reutlingen an die Achel. Denk an mich. . . .

Ich bin ein gutes Stück Wegs auf der Landkarte herumgekommen, habe die Augen aufgesperrt und habe mir von der Erde erzählen lassen. Es ist mir nicht recht, wenn ich jemanden kränke: den Schwarzwald, die Schweiz, Amerika und alle Berge drum herum gebe ich um die Achalm. So steht es heute mit mir.

uns nun eine noch größere Vielfalt im Umgang mit dem Thema Achalm. Ähnliches gilt auch für die literarische Auseinandersetzung mit dem Berg. Nach der Naturbeschreibung entstanden im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Achalm Geschichten und Erzählungen. Im 20. Jahrhundert tritt nun verstärkt das Gedicht hinzu – die persönlichste Zuwendung zu einem Stoff. Weil nicht nur die Menge der Bilder, Erzählungen, Romane und Gedichte zunahm, die sich mit der Achalm beschäftigten, sondern auch neue Stile und Techniken dazu kamen, können nur wenige Beispiele einiger Künstler und Schriftsteller aus dem Reutlinger Raum kaleidoskopartig aneinandergereiht vorgestellt werden.

Ludwig Finckh (1876–1964) war der Schriftsteller, der wohl am engsten mit der Achalm verbunden war. In seinem Roman „Der Bodenseher“¹¹⁰ spielt der Berg eine tragende

¹¹⁰ Ludwig Finckh: Der Bodenseher, Stuttgart 1914. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner, der sich als gemütvoller Schilderer der Landschaft und des Landvolkes und als Buchillustrator einen Namen gemacht hat.

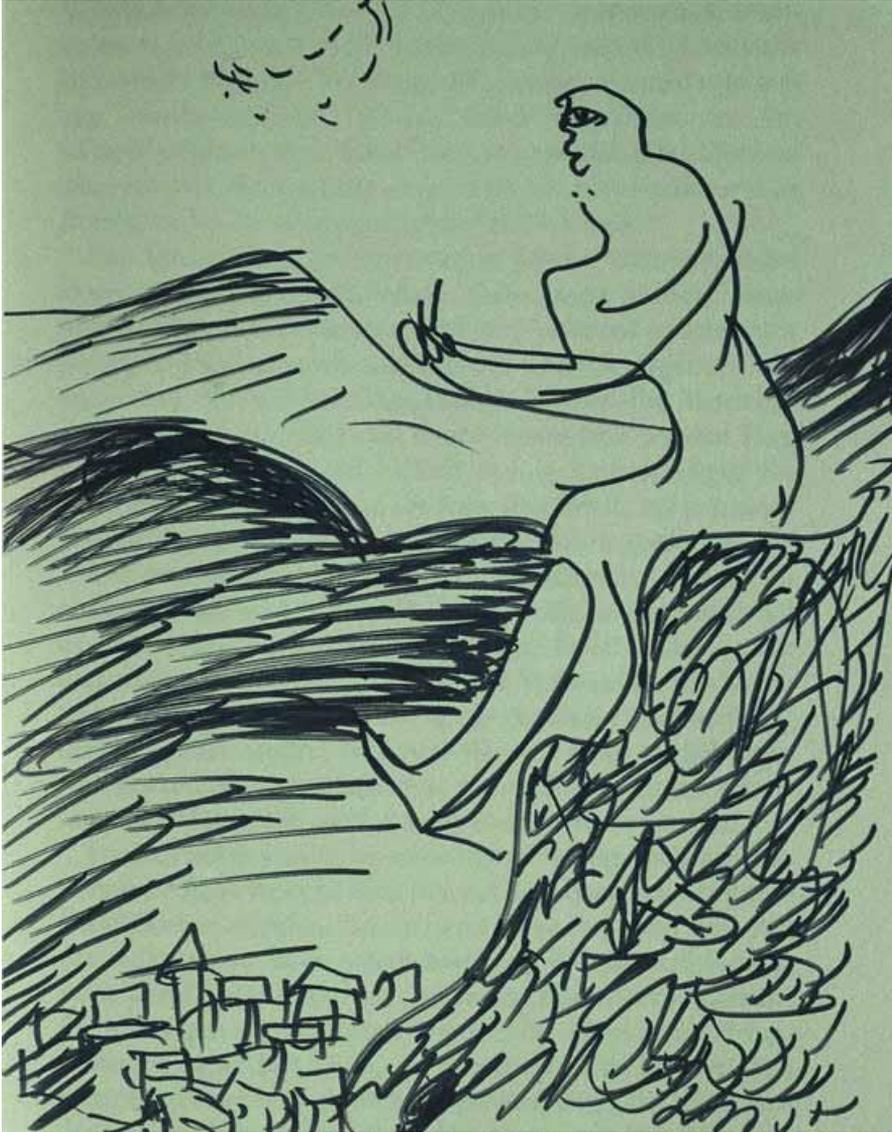


Abb. 24: Rund 50 Jahre nach dem Erscheinen von Ludwig Finckhs „Bodenseher“ gab HAP Grieshaber dem briefschreibenden Mann, der die Achalm als Schreibpult nutzen wollte, in einem Malbrief Gestalt. Hoch thront er auf dem Albtrauf, unter sich das Dorf Eningen.



Abb. 25: „Achalm mit Turm und Mauerresten – von der Eiferthöhe aus gesehen“. Dieses Ölbild malte der bekannte Reutlinger Maler Friedrich Hummel 1919. Die Achalm als Landschaftsmotiv scheint den Anstoß zu dem Bild gegeben zu haben, die Ruine spielt nur eine Nebenrolle.

Sie ist ein grünbewachsener Hügel mit schwarzem Scheitel, der steiniges Geröll trägt und zwergenhafte Erdstaffeln, vom trippelnden Fuß der Schafe getreten. Aber sie steigt mütterlich aus der runden Ebene auf, und die Stadt Reutlingen, die sich vertraulich an sie bettete, wird ihre Gründe gehabt haben; sie ist wie ihr Kind.

Wer den Bergkegel so freundlich abgestutzt hat, kann man sich denken. Es wird einmal einer einen großen Brief geschrieben haben, übers Neckartal hinüber und noch weiter; er saß auf dem Albtrauf, am Übersberg und Mädchenfelsen, die Füße unter sich ins Tal gestellt, und vor ihm wäre ein rechtschaffener Schreibklotz gestanden, wenn nicht seine Spitze ein Loch durchs Papier gestochen hätte. Da strich der Alte behutsam mit der Hand über ihn weg und wischte die Kuppe hinunter; dort unten, gegen Westen liegt sie; keiner weiß, daß es der Scheibengipfel ist.

Nachdem der Mann seinen Brief geschrieben hatte, ruhte er aus auf seinen Lorbeeren und bedachte sich. Er sah in die Weite vor sich, auf Wiesen und Kornfelder, und wo seine Augen hintrafen, da standen saubere Weiler auf, aus

der Freundlichkeit seiner Gedanken. Unter der Achalm in einem Moorboden voller Eichwald hielten seine Augen an.

„Da wäre ein Platz für eine rechte Stadt“, dachte er bei sich. „Beschützt vom Gebirge, freimütig gegen den Neckar, und den Atem vom Schwarzwald holend. Aber verdienen muß sie sich ihr Leben.“ Zuletzt legte er sich platt auf den Rücken, lachte und sah in den Himmel, das wurde dann die Schwäbische Alb.

So erzählte wenigstens mein Vater. Es kann auch anders gegangen sein.“¹¹¹

Diesem briefschreibenden Mann gab HAP Grieshaber, der sich den Satz: „Die Achalm ist der schönste Berg auf Gottes Erdboden“ selbst zu eigen gemacht hatte, rund 50 Jahre später in einem Malbrief Gestalt (Abb. 24).¹¹²

Friedrich (Fritz) Hummel (1864–1920)¹¹³ war ein bekannter Reutlinger Maler, Grafiker und Wandgestalter, der unter anderem auch die Fassade des ehemaligen Zwiefalter Hofes, seines Wohnhauses, bemalt hat. In seinen späteren Jahren befasste er sich mit Landschaftsmalerei, vor allem mit der Schwäbischen Alb. Das Ölgemälde „Die Achalm mit Turm und Mauerresten – von der Eiferhöhe aus gesehen“ schuf er im Jahr 1919 (Abb. 25). Auf der Achalm erkennt man die Gebäude der Domäne und den Turm mit Wetterfahne, aber ausschlaggebend ist eindeutig das Landschaftsmotiv.

Ebenfalls 1919 erschien zum ersten Mal die Zeitschrift „Achalm – Schwäbische Monatsschrift für Kunst und Kultur“, herausgegeben von Heinrich Rebensburg (1878–1924), dem Kunsthistoriker und Lektor beim Reutlinger

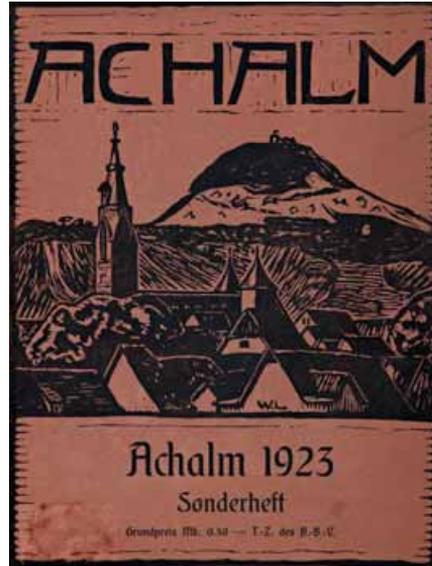


Abb. 26: Wilhelm Laage schuf den Titelholzschnitt für die 1919 erstmals erschienene Zeitschrift „Achalm – Schwäbische Monatsschrift für Kunst und Kultur“, die nur wenige Jahre Bestand hatte. Das Sonderheft „Achalm 1923“ war bereits die letzte Nummer.

¹¹¹ Ebd., S. 1–3.

¹¹² Malbrief undatiert (1968), in: Margarete Hannsmann, Pfauenschrei (wie Anm. 33), zwischen S. 16 und 17.

¹¹³ Vgl. Thomas Leon Heck, Joachim Liebchen: Reutlinger Künstler Lexikon, Reutlingen 1999, S. 126. – Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 170 und 201.



Abb. 27: Die Achalm war eines der Lieblingsmotive von Wilhelm Laage. Stets stellt er sie wuchtig mit kräftigen Strichen und Farben ins Zentrum des Bildes. So auch hier in diesem Ölgemälde, das mit seinen lebhaften warmen Farbtönen eine spätsommerliche Stimmung heraufbeschwört.

Verlag Ensslin und Laiblin.¹¹⁴ Den Titelholzschnitt (Abb. 26) hatte Wilhelm Laage (1868–1930)¹¹⁵ geschaffen, der Maler, Grafiker und Holzschneider, über den Grieshaber sagte, er sei „der beste Holzschneider in Reutlingen gewesen“.¹¹⁶ Schwarz auf rotem Hintergrund steht die namengebende Achalm wuchtig hinter dem Turm der Marienkirche; damit sind die beiden Wahrzeichen Reutlingens vereinigt. Das Sonderheft „Achalm 1923“ war das letzte Heft und erschien kurz vor dem Tod des Herausgebers.

Mit der Achalm hat sich Wilhelm Laage häufig beschäftigt, nicht nur als Holzschneider, sondern auch als Maler. Das hier abgedruckte Ölgemälde, dessen einziges Thema die Achalm ist, gibt zwar realistische Details wieder, aber sein Anliegen ist in erster Linie das Landschaftsmotiv, das mit seinen leb-

¹¹⁴ Die Zeitschrift „Achalm. Schwäbische Monatsschrift für Kunst und Kultur“ erschien 1918/19 bis 1923. Über die Zeitschrift vgl. z. B. Adolf Rieth: HAP Grieshaber an der Wende zur modernen Kunst in Reutlingen, in: Grieshaber in Reutlingen. HAP Grieshaber zum siebzigsten Geburtstag. Ausstellungskatalog, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1979, S. 30–42, hier: S. 30–32.

¹¹⁵ Vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 158 f.

¹¹⁶ Grieshaber, Ausstellungskatalog 1979 (wie Anm. 114), S. 14.

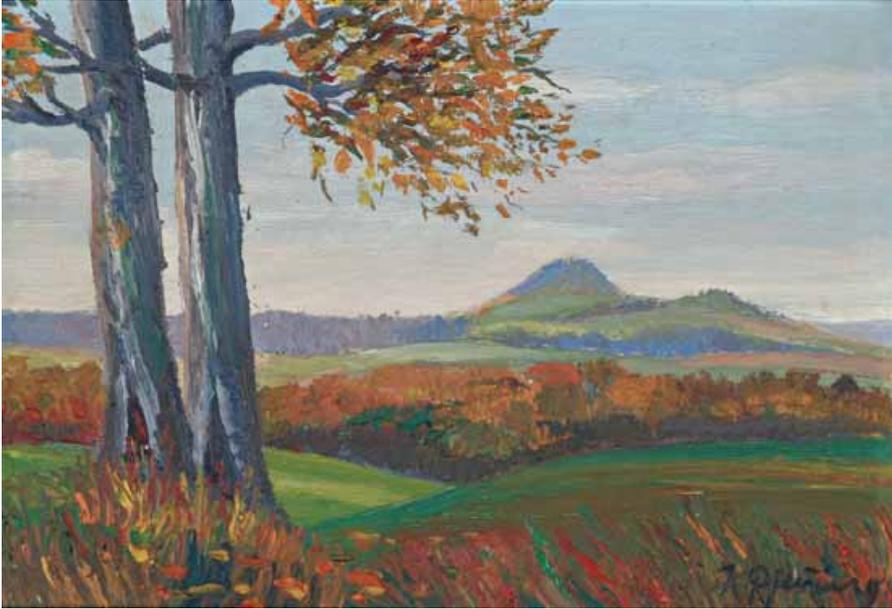


Abb. 28: Den Reutlinger Malermeister Karl Pfenning, den man heutzutage zu den Hobbykünstlern zählen würde, faszinierte die Achalm ebenfalls. Dieses kleine Ölbild mit der herbstlichen Achalm malte er wohl um 1935.

haften, warmen Farbtönen eine spätsommerliche Stimmung heraufbeschwört (Abb. 27).

Auch für Maler, die in kein Handbuch und kein Lexikon Eingang gefunden haben, war die Achalm ein begehrtes Motiv. Zu ihnen gehörte Karl Pfenning, der um 1935 die herbstliche Achalm in einem kleinen Ölbild festhielt (Abb. 28).¹¹⁷ Vermutlich sind vergleichbare Achalmansichten noch in manchem Reutlinger Haushalt zu finden.

Der Zeichner Paul Jauch (1870–1957), der von 1913 bis zu seinem Tod in Eningen lebte, hatte sein Lieblingsmotiv „Achalm“ stets vor Augen. So ist es nicht verwunderlich, dass er dem Eninger Hausberg besonders viel künstlerische Aufmerksamkeit schenkte, indem er ihn vor allem zeichnete, aber auch aquarellierte. Er gab 1938 unter dem Titel „Achalm-land. Bilder aus Reutlingen und Umgebung“ eine Mappe mit Bleistiftzeichnungen heraus (Abb. 29).¹¹⁸

¹¹⁷ Karl Pfenning wohnte im Gewand Lindach 3, machte dort bei seinem Vater eine Malerlehre und wurde selbst Meister. Er starb bereits 1938 mit 25 Jahren (frdl. Auskunft vom StadtA Reutlingen). Der Großvater der Verfasserin war mit Karl Pfenning bekannt und erwarb das Achalmbildchen, das seitdem im Familienbesitz ist.

¹¹⁸ Achalm-land. Bilder aus Reutlingen und Umgebung. Bleistiftzeichnungen (sign.). KreisA Reutlingen, S 4 Nr. 101. Zu Paul Jauch vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 129 f.



Abb. 29: Reutlingen und Umgebung nannte der Zeichner Paul Jauch, der etliche Jahrzehnte in Eningen lebte, „Achalmland“. Unter diesem Titel gab er 1938 eine Serie von Achalmansichten im Druck heraus. Bis auf wenige Ausnahmen ist die Achalm das Motiv, wobei der Perspektivenwechsel immer wieder das Bild verändert.

Eine dieser Zeichnungen, die eine Achalm nicht von der „klassischen“, sondern von der der Stadt Reutlingen abgewandten Seite her zeigt (Abb. 30), regte Walter Brants, einen in Dörnach im Ruhestand lebenden Lehrer, zu einem Gedicht an. Es ist in seinem 1999 erschienenen Bändchen „Achalm. Erinnerungen an einen unvergleichlichen Berg“ veröffentlicht¹¹⁹:

„Achalm
Breit und behäbig,
füllig in den Hüften,
den Kopf mit dem Felsengesicht
von einer grünen Mütze bedeckt,
schaut sie gelassen
auf unser Treiben im Tal.“

¹¹⁹ Walter Brants (wie Anm. 38), S. 8 f.



Abb. 30: Diese Achalm aus der Serie „Achalmland“ von Paul Jauch zeigt sich einmal nicht von der „klassischen“, der Reutlinger Seite her, sondern aus Eninger Sicht.



Abb. 31: Für seine Radierung „Achalm und Georgenberg“ aus dem Jahr 1931 hat Felix Hollenberg einen entfernten, leicht erhöhten Standpunkt gewählt. Dadurch wirken beide Berge klein, aber dennoch behaupten sie sich in der umgebenden Landschaft als zentrales Motiv.



Abb. 32: Felix Hollenberg ist bekannt dafür, dass er viele Exlibris entworfen hat. Auch für diese kleinen Kunstwerke griff er gerne auf die Achalm als Thema zurück.

Der in Sterkrade/Ruhr geborene Felix Hollenberg (1868–1945)¹²⁰ verbrachte seine letzten Lebensjahre in Gomadingen auf der Schwäbischen Alb. Ihn ließ die Achalm ebenfalls nicht los. Die Radierung „Achalm und Georgenberg“ aus dem Jahr 1931 schildert die Landschaft von einem leicht erhöhten Standpunkt aus, fast topographisch genau wie manche Lithographie des 19. Jahrhunderts (Abb. 31). Die bewegte Linienführung und die künstlerische Interpretation der Landschaft hat aber mit der Landschaftsauffassung der Lithographen des vorigen Jahrhunderts nicht mehr viel zu tun. Unter dem zahlreichen Exlibris, die Hollenberg gestaltete, findet sich auch eine Achalm, die sich von ihrer „schlanken“ Seite zeigt (Abb. 32).

Das Ölgemälde des Reutlinger Malers Wilhelm Kehrer (1892–1960)¹²¹ aus dem Jahr 1942 zeigt Achalm und Scheibengipfel von der

Ferne und auch hier ziehen beide den Blick auf sich. Die Achalm ist nicht Kulisse für die Stadt, die sich zu ihren Füßen ausbreitet, sondern, was sich schon an der Farbigkeit zeigt, das zentrale Thema des Bildes (Abb. 33).

Der Maschinenbauer, Grafiker, Werbefachmann, Übersetzer und Schriftsteller Karl Langenbacher (1908–1965)¹²² erzählt von seiner Beziehung zur Achalm, die in seinen Kindertagen entstand: „... Von meinem Spieltisch aus sah ich die ganze Stadt vor mir liegen, als sei sie mir zur Besichtigung aufgestellt. Inmitten die hohe ernste Marienkirche und dahinter die breit hingelagerte Achalm, die meiner kindlichen Phantasie sogleich vorkam wie ein Löwe mit mähnigem Haupt. Einmal, als man mich im Sommer eines Ausflugs wegen früh weckte, sah ich hinter der Achalm die Sonne aufgehen. Das war so präch-

¹²⁰ Zu Felix Hollenberg vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 122 f.

¹²¹ Zu Wilhelm Kehrer vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 135.

¹²² Zu Karl Langenbacher vgl. u. a. Gustav Adolf Rieth: ... en souvenir de Karl Langenbacher, in: RGB, NF 9 (1971) S. 1–68. – Brigitte Bausinger: Literatur in Reutlingen. Ein Wegweiser, Reutlingen 1996, S. 111–114. – Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 162 f.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Abb. 33: Bei dem Ölgemälde des Reutlinger Malers Wilhelm Kehler aus dem Jahr 1942 erscheinen Achalm und Scheibengipfel im Vergleich zu den Bäumen im Vordergrund niedrig. Aber durch die intensive Farbigkeit zieht der Berg die Aufmerksamkeit auf sich.

tig und doch auch so selbstverständlich, daß ich lange glaubte, die Sonne müsse immer und überall hinter der Achalm hervorkommen. Das unbestimmte Gefühl, daß das ja an anderen Orten nicht möglich sein könne, wischte ich unwillig beiseite.“¹²³

1948 erschien ein Bändchen mit Gedichten der Reutlingerin Elisabeth Rupp (1888–1972)¹²⁴, der Schwester der Bildhauerin Maria Rupp. In ihrem Gedicht „Schwäbische Stadt“¹²⁵ beschreibt sie die träge, schläfrige Stimmung eines heißen Sommertags. Die dritte Strophe, die sich auf die Achalm bezieht, lautet:

¹²³ Zitiert nach B. Bausinger, *Literatur* (wie Anm. 122), S. 112.

¹²⁴ Zu Elisabeth Gerdts-Rupp vgl. B. Bausinger, *Literatur* (wie Anm. 122), S. 81–83. – Art. in: *Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1800–1950*, Band 1.1 Katalog, Biberach/Riß 2006, S. 131 f.

¹²⁵ Elisabeth Gerdts-Rupp: *Hotoma. Gedichte und Übertragungen*, Tübingen 1948, S. 18.



Abb. 34: Marienkirche, Stadttürme, Stadtmauer und einige Gebäude, gruppiert vor der markanten Kulisse des Hausbergs – damit kommt der Künstler Kurt Frank aus, um der Stadt Reutlingen ein unverwechselbares Gesicht zu geben.

„Und ach, – ihr Gärten, wie Blumensträuße
 An des Berges bauschende Schleppe gereiht . . .
 Ihr blühet gelassen, gestern, morgen
 In dämmernder Selbstvergessenheit!“

Der Holzschnitt von Kurt Frank (1926–1995)¹²⁶, entstanden 1948, erinnert von seinem Aufbau her zunächst an die „klassischen“ Ansichten der Stadt Reutlingen. Allerdings zeichnet der Künstler hier nicht detailgetreu ab, was er sieht, sondern weist in kräftigen Strichen nur auf wichtige Elemente der Alt-

¹²⁶ Kurt Frank, geb. 1926 in Tübingen, studierte 1950 bei HAP Grieshaber. Vgl. Gert K. Nagel (wie Anm. 55), S. 43.

stadt hin: auf die Marienkirche mit dem Engel, Gartentor und Tübinger Tor und auf die Reste der Stadtmauer mit dem Kesselturm. Die bebusste Achalm bildet den Hintergrund der Stadtansicht, bei der sich schon der freundlich-leichte Stil vieler Städtebilder und Prospekte der 50er Jahre ankündigt (Abb. 34). Diese Leichtigkeit wird bei einer aquarellierten Fassung des Holzschnitts noch deutlicher.¹²⁷

Die Reutlinger Heimatdichterin Sophie Abel-Rau (1880–1977)¹²⁸ brachte einige Prosawerke und Gedichtbändchen heraus, von denen eines ganz der Stadt Reutlingen gewidmet ist. In dreien ihrer vier Achalm-Gedichte verknüpft sie Geschichte, Sage und aktuelles Tagesgeschehen. Thema ist der Verkauf der Achalm durch Herzog Philipp Albrecht von Württemberg an die Großschäferei Hausch im Jahr 1950. Dabei gelang es der Stadt erst nach zähen Verhandlungen, den Käufer dazu zu bewegen, ihr den Berggipfel mit den Ruinen zu überlassen. Im Gedicht „Die Achalm in Not“ wendet sich der Berg an die Bürger und fordert sie auf, ihr Scherflein dazu zu geben,

„Daß frei ihr setzen könnt den Fuß
auf meinen heil'gen Grund
und nicht euch bellend schaff' Verdruß
ein fremder Schäferhund!

Und alles schwört in Einigkeit
vom Bürger bis zum Rat –
daß Reutlingen für alle Zeit
verbleib die ‚ACHALMSTADT‘!“¹²⁹

Auch der Reutlinger Augenarzt Robert Seible (1881–1965) bringt seine enge emotionale Beziehung zum Reutlinger Hausberg in Versen zum Ausdruck.¹³⁰ Das zeigt zum Beispiel sein Gedicht „Unser Götterberg“ aus dem Jahr 1955, das so beginnt:

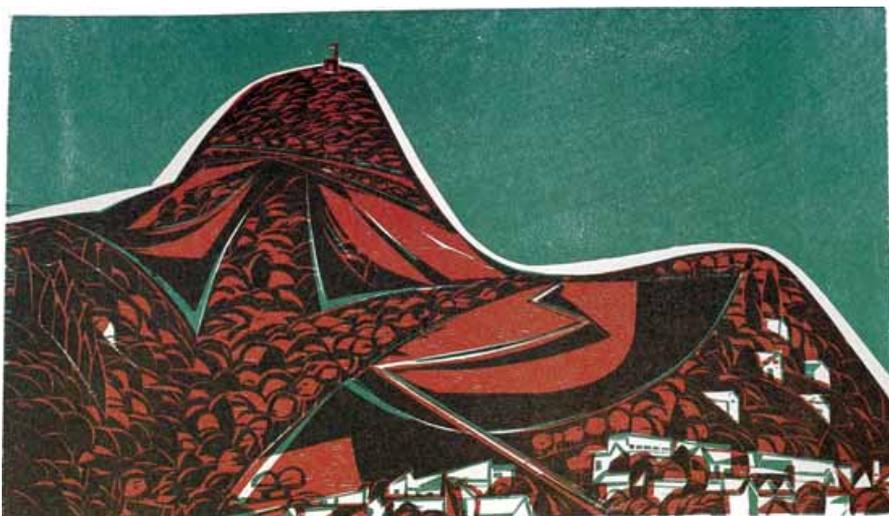
„Die Achalm war ein Katzensprung,
als ich vor Zeiten, noch leichtfüßig jung,
den Berg bestieg. Aber heut', wo ich alt
unten bleibe, das Herz zu schonen,
erscheint sie mir als Göttergestalt,
als erhabenes Wesen droben zu thronen.“

¹²⁷ Sie ist abgedruckt in: Stadt, Bild, Geschichte (wie Anm. 42), S. 271.

¹²⁸ B. Bausinger, Literatur (wie Anm. 122), S. 68 f.

¹²⁹ Aus: Sofie Abel-Rau: Reutlingen inmitten des Albgebiets dichterisch erlebt, Reutlingen 1960, S. 22 f.

¹³⁰ Das Achalmgedicht ist erschienen in Robert Seible: Denn ich bin ein Mensch gewesen ... Tagebuchblätter aus dem Nachlass, Reutlingen 1967, S. 45.

*Abb. 35**Abb. 36*

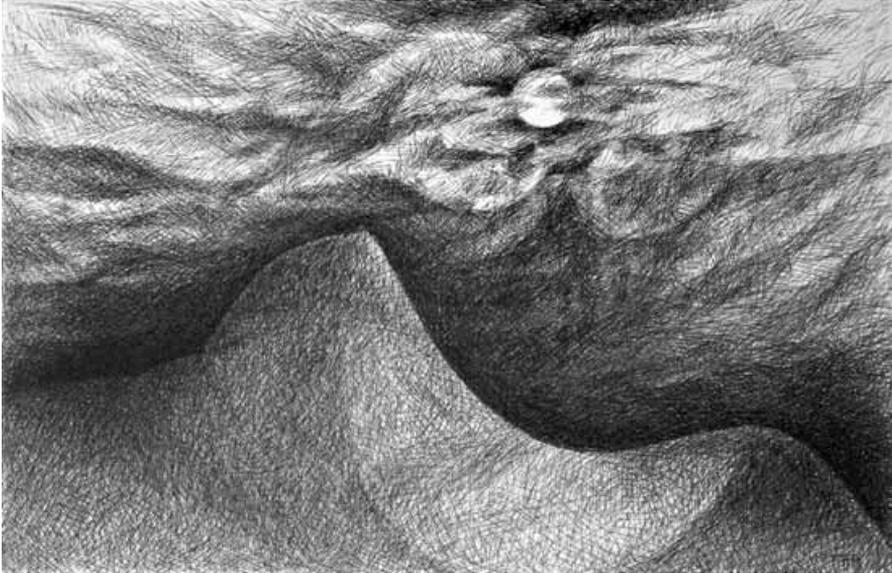


Abb. 35–37: Der Reutlinger Künstler Gerhard Grimm beschäftigte sich häufig mit der Achalm. Er malte und zeichnete sie und schnitt sie in Holz. Damit gab er „seinem Fuji“ immer wieder ein neues Gesicht. Das zeigt sich beispielsweise an drei in den Jahren 1979/80 entstandenen Achalmbildern. Das warme Rot der „Achalm im Herbst“ (Farbholzschnitt, 1979) bringt sie von innen her zum Glühen (Abb. 35), während das in allen Schattierungen vorkommende Violett und Weiß bei der „Achalm im Winter“ (Ölgemälde, 1980) eher kühl und abweisend wirkt (Abb. 36). Die „Achalm bei Vollmond“ (Stiftzeichnung, 1979) erweckt den Eindruck, als sei sie in eine andere Welt entrückt (oben, Abb. 37).

Für den Maler, Zeichner, Holzschneider und Lehrer Gerhard Grimm (1927–1998)¹³¹ war die Achalm, die er als „seinen Fuji“ bezeichnete, Lieblingsmotiv und ständiges „Objekt der Begierde“.¹³² Aus der Fülle seiner Achalmansichten eine auszuwählen, fällt sehr schwer, denn jedes Bild und jeder Holzschnitt verleiht ihr immer wieder ein neues Gesicht. Eine Folge von drei Achalmbildern aus den Jahren 1979 und 1980 zeigt die Auseinandersetzung des Künstlers mit seinem Motiv, die Verfremdung des Themas „Achalm“ besonders deutlich. Die „Achalm im Herbst“ (Abb. 35) ist leicht als der Reutlinger Hausberg zu erkennen, auch manche Details wie Häusergruppen und Wege erleichtern die Orientierung. Die „Achalm im Winter“ (Abb. 36) kommt dem Betrachter schon fremder entgegen. Bei der „Achalm bei Vollmond“

¹³¹ Zu Gerhard Grimm vgl. u. a. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 95 f.

¹³² Vgl. Artikel in Reutlinger Nachrichten vom 18. Februar 2008 und Reutlinger General-Anzeiger vom 20. Februar 2008.

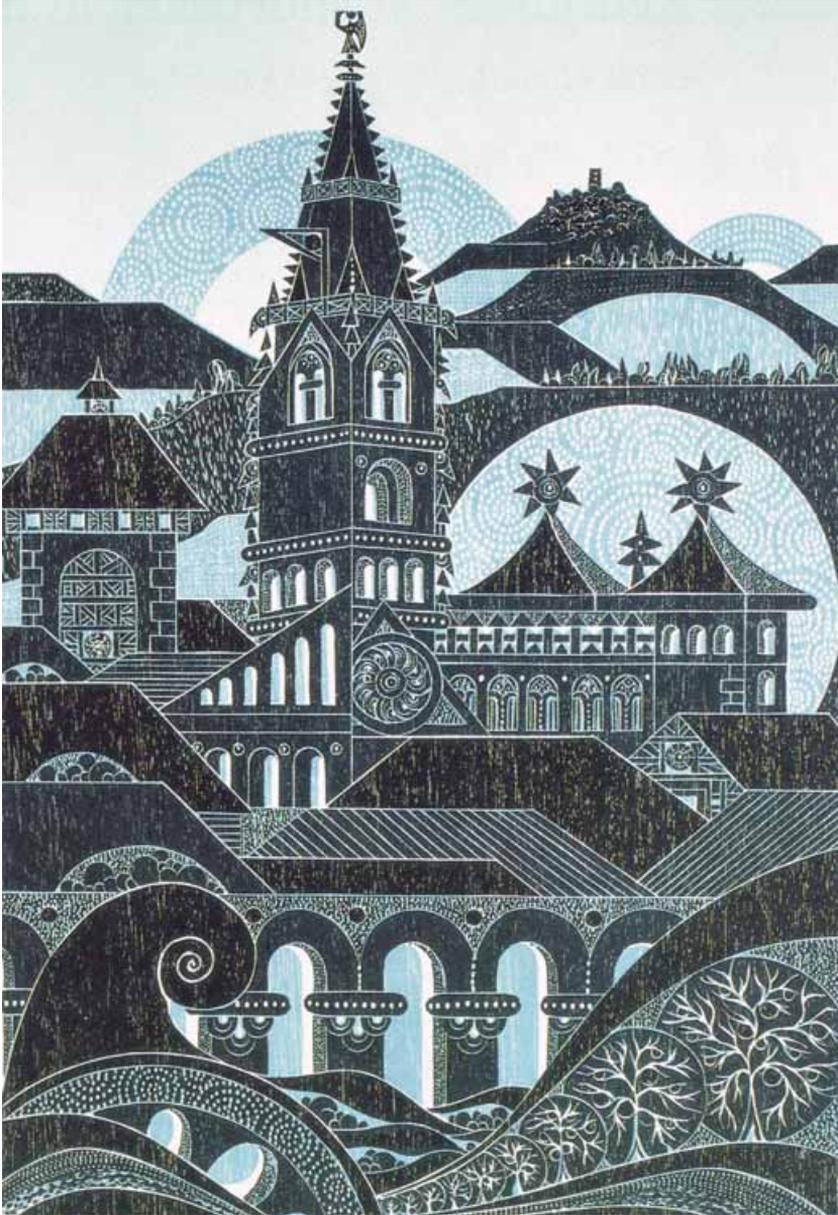


Abb. 38: Wie viele Reutlinger Künstler hat sich auch der Grafiker und Bildhauer Manfred Degenhardt häufig mit Reutlingen und seinem Hausberg künstlerisch auseinandergesetzt. Ein Beispiel dafür ist der Farbholzschnitt „Reutlinger Impressionen“ aus dem Jahr 1986.

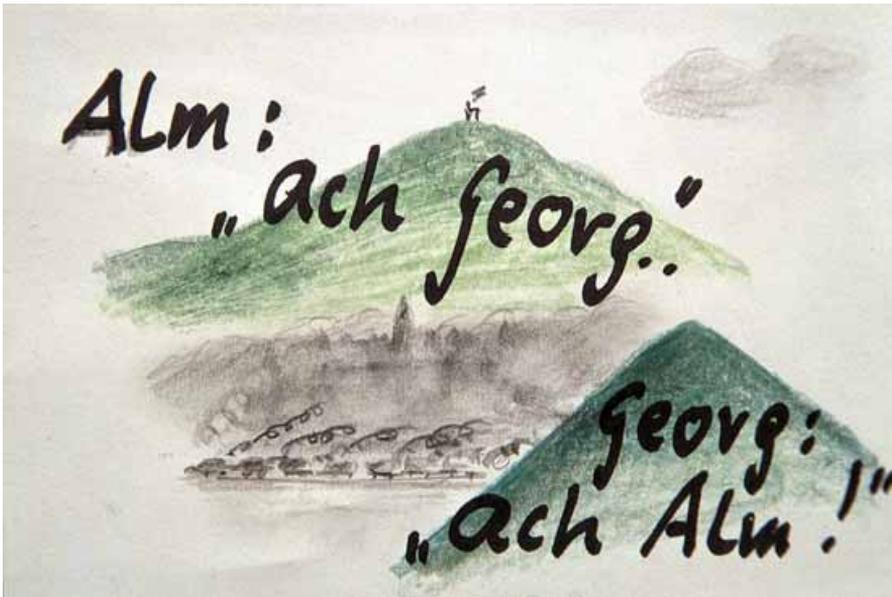


Abb. 39: Auf humorvoll-nachdenkliche Weise ging die Reutlingerin Freia Kurtz mit dem Thema Achalm um. Anlässlich der Landeskunstwochen 1991 ließ sie die Achalm und ihr Gegenüber, den Georgenberg, den Reutlinger und den Pfullinger Hausberg, in einen Dialog treten.

(Abb. 37) scheint nur noch die Form ausschlaggebend zu sein. Der Künstler hat auf jedes Detail verzichtet. Der Berg wirkt fremd, gespenstisch, entrückt.

Der in Wannweil lebende Grafiker und Bildhauer Manfred Degenhardt¹³³ hat sich vielfach mit der Stadt und der Achalm beschäftigt, die in etlichen seiner Bilder eine enge Symbiose eingehen. Bei dem Farbholzschnitt mit dem Titel „Reutlinger Impressionen“ von 1986 beherrscht zwar die Marienkirche die Mitte. Ihr Turm mit dem Engel überragt die Achalm. Aber der Blick sucht sie dennoch gerne. Sie strahlt über dem sehr bewegten Bild der Stadt Ruhe aus (Abb. 38).

Anlässlich der Landeskunstwochen 1991 entwarfen die beteiligten Künstler Ansichtskarten. Die Reutlinger Künstlerin Freia Kurtz¹³⁴ verleiht der Achalm und dem Georgenberg, dem Hausberg der Pfullinger, menschliche Fähigkeiten und Gefühle (Abb. 39). Das erinnert an das „Bergmärchen“ von Hermann Kurz. Die beiden Berge im Dialog, ein Stoßseufzer aus jeder Rich-

¹³³ Zu Manfred Degenhardt vgl. u. a. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 56 f.

¹³⁴ Zu Freia Kurtz vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 156 f.

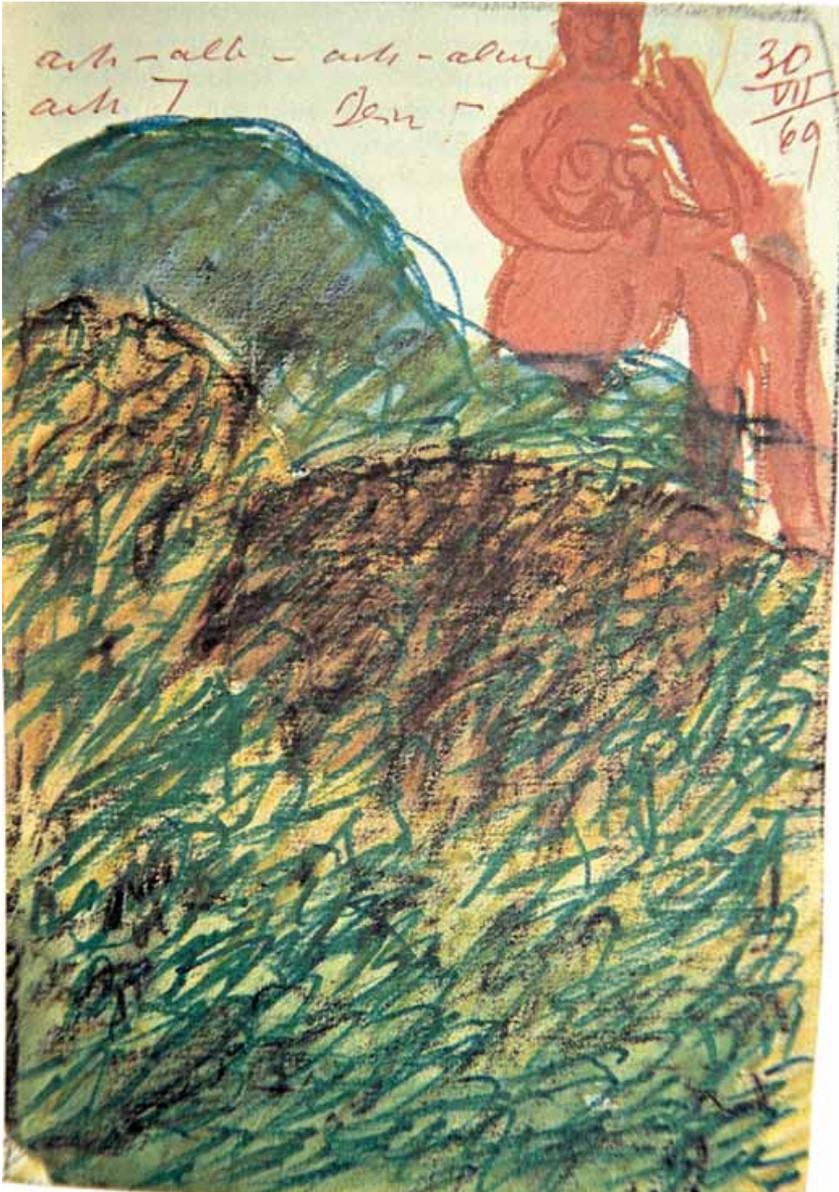


Abb. 40: Der am engsten mit der Achalm verbundene Künstler war mit Sicherheit HAP Grieshaber. Zumindest legt eine Vielzahl von Achalmbildern und Äußerungen über den Berg diese Vermutung nahe. Hier als ein Beispiel ein Malbrief aus dem Jahr 1969.

tung: „Ach Alm“ – „Ach Georg“. Wie war es früher doch so schön, ohne Smog, Qualm und Gestank!

Wohl kein Künstler war so mit der Achalm verbunden wie HAP Grieshaber (1909–1981).¹³⁵ Er wohnte nicht nur an ihrem Hang, sondern er lebte regelrecht mit ihr. Das machen viele seiner Äußerungen deutlich, und so ist es ganz natürlich, dass der Berg in seinem Werk als Motiv eine große Rolle spielt. „Die Achalm ist immer gut zu mir. Der weite Blick stärkt die Sehnsucht und lindert sie gleichzeitig. Die Wege trösten immer. Ich war ihr nie zu jung und nie zu alt. ... Denn die Achalm ist ein Weib, ihre Formen sind weiblich und sanfte Brüste. Ihre Verwandten (männlich) haben Tannenwälder, „der“ Staufer, Stufen, Rechberg.“¹³⁶ Und 1979 bekannte er: „Die Achalm ist das beste, was ich habe; mir angemäht habe, denken da welche mit. Und wie! Das sieht man doch! Ja, sogar vererbt habe ich die Achalm als Pseudonym für meine Tochter.“¹³⁷

Aus dieser engen Beziehung des berühmten Holzschneiders zu „seinem“ Berg ist eine Vielzahl von Achalmbildern entstanden, vor allem Holzschnitte, aber auch Malbriefe. Einer dieser Malbriefe aus dem Jahr 1969 (*Abb. 40*) trägt, fast wie eine Überschrift, den Text „ach – alb – ach – alm ach ⊔Dein⊔“.

Die Lyrikerin Margarete Hannsmann (1921–2007) brachte ihre Verbindung mit der Achalm und mit Grieshaber in dem ihr eigenen Medium, dem Gedicht, zum Ausdruck, zum Beispiel in dem Gedicht Achalm I, das in dem Band „Landkarten“¹³⁸ abgedruckt ist:

„Achalm I
 Dein Schoß verwandelt die Bäume der Welt
 dein Schoß verwandelt die Steine der Welt
 dein Schoß verwandelt die Tiere der Welt
 und Menschen macht er zu Menschen
 in deinem Schoß liegt die Ruhe der Welt
 dein Schoß ist alle Unruhe
 die Flüsse durch die ich schwamm münden in deinen Schoß
 die Meere auf denen ich fuhr schmiegen sich um deine Knie
 alle Länder legen sich um deine Schulter
 die Berge die ich bestieg
 tragen jetzt dein Haupt
 die Welt ist ausverkauft in deinen Schoß
 dein Schoß hat ein Messer gegen den Tod:
 Schneide mich“

¹³⁵ Vgl. Reutlinger Künstler Lexikon (wie Anm. 113), S. 92–95.

¹³⁶ Margarete Hannsmann, Pfauenschrei (wie Anm. 33), S. 148.

¹³⁷ Grieshaber, Ausstellungskatalog 1979 (wie Anm. 114), S. 13.

¹³⁸ Margarete Hannsmann: Landkarten. Engel der Geschichte 24, Düsseldorf 1980, S. 123.



Abb. 41: Die „Achalm mit Bäumen“ – ein frühes Werk HAP Grieshabers.

Die 1927 entstandene „Achalm mit Bäumen“ (Abb. 41) zeigt, dass HAP Grieshaber schon in jungen Jahren von der Achalm fasziniert war. Aus heutiger Sicht mag es überraschen, dass der Künstler dieses Bild nicht in Holz geschnitten, sondern mit Tempera auf Spanplatte gemalt hat, also in einer Technik, die vor der allgemeinen Verbreitung der Ölmalerei vor allem im Mittelalter angewandt wurde. Diese beeindruckende Achalm, die mit ihrer dunklen Haube bedrohlich wirkt, durch die Rottöne aber auch Wärme ausstrahlt, bestätigt Grieshabers Bekenntnis: „Die Achalm ist immer gut.“¹³⁹

¹³⁹ HAP Grieshaber in: Margarete Hannsmann, Pfauenschrei (wie Anm. 33), S. 151.

Gerd Gaiser – Erinnerung an die Kindheit*

Von Hermann Bausinger

Man braucht keine ausgefeilten psychologischen oder psychoanalytischen Theorien, um zu verstehen, dass die Kindheit in vielen Fällen die am stärksten prägende Lebensphase eines Menschen ist. Unter diesem Aspekt ist es sinnvoll, an die Kindheit Gerd Gaisers zu erinnern und dabei vor allem auch die von ihm schriftlich festgehaltene eigene Erinnerung zu berücksichtigen. Der Blick konzentriert sich dabei auf Oberriexingen. Vom Härtsfeld kommend zog hier im Februar 1908 der Pfarrer Hermann Gaiser auf, zusammen mit seiner Frau Julie Luise, geborene Lachenmann, die die Tochter eines Reutlinger Musikdirektors war – und selbst eine ausgezeichnete Pianistin. Am 15. September 1908 kam Gerd Gaiser dort zur Welt, und in Oberriexingen verbrachte er auch das erste Jahrzehnt seines Lebens.

Als Gerd Gaiser 1955 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste erhielt, wurde er von der Stuttgarter Zeitung aufgefordert, ein wenig von sich zu erzählen. Er schrieb: „Im Tal der unteren Enz bin ich 1908 in einem Pfarrhaus geboren. Die Luft dieses Tälchens und die des Septembers, meines Geburtsmonats, haben ihre Bedeutsamkeit behalten.“¹ Dann erinnert er sich in einem Satz an seine Schulzeit, spricht vom Besuch der Kunsthochschulen in Stuttgart und Königsberg, davon, dass er unterwegs war in vielerlei Ländern; und dann kommt er noch einmal auf die heimische Landschaft zurück: „Beständig und unausrottbar währte zu allen Zeiten die Verwurzelung in den Keuper- und Muschelkalklandschaften zwischen Enz und Neckar, und wo die Weinberghänge die Eingezogenheit der Waldflecken rändern.“ Gerd Gaiser (die ihn gekannt haben, wissen das) war alles andere als ein Berufsschwabe, blindem Stammesstolz erteilte er grundsätzlich eine Absage. Kurz vor seinem Tod schrieb er, durchaus freundlich, über die schwäbische Mentalität; aber er leitete den kleinen Essay ein: „Um es gleich zu sagen: mein Verhältnis zum Schwäbischen hat Flicker. Eltern, Voreltern waren schwäbisch, im Schwäbischen bin ich geboren und lebe da. Doch mein Herz schlägt davon nicht höher. Es gefällt mir auch anderswo ganz gut, und ich kann mir

* Festvortrag in Oberriexingen am 14. September 2008, am Vortag des 100. Geburtstags von Gerd Gaiser.

¹ Zitiert bei Helmut M. Braem: Gericht über die Welt halten. Hat der Dichter Gerd Gaiser die Intellektuellen gehasst? (Stuttgarter Zeitung vom 15. Juni 1976).



Gerd Gaisers Geburtshaus, das Pfarrhaus in Oberriexingen.

Orte und Leute genug denken, an denen und mit denen ich leben könnte.“² Umso gewichtiger ist Gaisers Bekenntnis zur Landschaft seiner Kindheit.

Natürlich ist es nicht ungewöhnlich, dass im Lebenslauf der Geburtsort mit ein paar schmückenden Beiwörtern versehen wird. Aber Gerd Gaiser hat die Erinnerung an Herkunft und Kindheit immer wieder auch in seine poetischen Texte aufgenommen – was dieser Beziehung höheren Wert einräumt, sie freilich von der nüchternen Dokumentation auch etwas entfernt. In den poetischen Rückblicken kommt die Phantasie ins Spiel. Gaiser selbst hat dies zum Thema gemacht. In einem seiner Erzählungsbände stellt er einige Skizzen unter den Titel „Wirklichkeit“³; er macht deutlich, dass die Perspektive immer gebrochen ist durch die spezifischen Bedingungen der Wahrnehmung und dass im Rückblick oft Wunsch- und Traumbilder die objektive Realität überlagern.

Nach 30 Jahren kommt Gerd Gaiser an den Ort seiner Kindheit zurück und beschreibt diese Erfahrung:

Dreißig Jahre zurück, und alles noch an seinem Platz wie vor dreißig Jahren, nichts verschwunden, kaum etwas, das nicht damals auch schon gewesen war.

² G. Gaiser: Gaben und Dreingaben (Stuttgarter Zeitung vom 3. Juli 1976).

³ G. Gaiser: Gib acht in Domokosch. Erzählungen, München 1959, S. 147–160; teilweise vorher abgedruckt in: Einmal und oft. Erzählungen, München 1956, S. 129–136.

Von den Rückseiten, aus den Gattern des Federviehs, liefen gegen den Fluß hin noch immer die gleichen Treppfade, die Gänse und Enten auf ihrem eifertigen Lauf zum Wasser anlegten, ein Pfad durch jede Zaunlücke. Ich besann mich darauf, daß die drei gleichen Kähne schon damals aufs Land gezogen gelegen hatten, ihr Holz rissig, ihre Farbe ein dunkles Silber, so schön, daß es nicht zu sagen war; nur der Sand in ihrem Inneren reichte jetzt noch höher herauf, und das Gänsefingerkraut wuchs drinnen. Und schon damals war ihre Bestimmung, auf einem Wasser zu schwimmen, den Kähnen nicht mehr anzumerken gewesen; nur, damit wir uns über die warmen, runzeligen Wände fallen lassen, in den brutwarmen Mulden kauern konnten, dazu waren sie da.

Der Fluß grün. Grün, denn das ganze Grün des jenseitigen Hangwaldes fiel hinein und spiegelte sich in dem Fluß so still; kaum zu glauben war, daß neun Tage lang über den gleichen Fluß die Sturmboote hin und her wechselten und die Feuerstöße das Wasser gefegt hatten [...].⁴

Kriegsbilder, von denen er nur gehört hat, schieben sich vor die Kindheitseindrücke – aber auch ohne sie haben sich die Maßstäbe verschoben:

Und ich ging endlich über den freien Platz auf das Haus zu, in dem ich geboren war und wir gewohnt hatten: damals ein Platz von erschreckender Ausdehnung, nur mit keuchender Lunge zu queren, wenn man verfolgt wurde; jetzt aber sah ich, daß da überhaupt kein Platz war, nur ein bißchen freie Fläche, ich aber so groß und so unpaß, daß ich die Füße mit Vorsicht hob, um nicht anzustoßen und um nichts zu zertreten. Und da erst fiel mir ein, daß der Obere Garten das Wichtigste gewesen sein müsse, weil ich dort immer allein gewesen war; ich sprach aber dann nicht davon, damit mich niemand begleiten sollte.⁵

Mitten in der Nacht blickt er auf das Haus, in dem er lebte:

[...] ich sah das Fenster, hinter dem ich als Kind geschlafen hatte, auch jetzt das einzige in der Reihe, das offen stand; ein schwarzes Zimmer dahinter, ein Fensterflügel schwarz wie das Zimmer, der andere gab das Fable der Nacht zurück. Das gleiche Fenster, aber ich selbst, wer und wo?⁶

Als er zum „Oberen Garten“ kommt, merkt er, dass dieser „ganz klein gewesen war“; was für das Kind ein riesiges Geviert war, von Wegen durchzogen, mit Sträuchern bestückt und von Häusern umrahmt, ist jetzt nur noch eine leere und kleine Fläche. Die Erinnerung schiebt und biegt die Fakten, eine eigene Wahrheit ist sie trotzdem.

Gerd Gaiser erinnert sich auch an eine Freundin aus dem Dorf, Anna, deren Vater Waldarbeiter war. Und er denkt zurück an ein seltsames Haus und ein mit diesem Haus verbundenes noch seltsameres Ereignis:

In dem Ort, wo ich aufwuchs, stand ein Haus, das von allen anderen verschieden war, denn es glich nicht dem Schulhaus oder einem der Wirtshäuser

⁴ Ebd., S. 154.

⁵ Ebd., S. 155.

⁶ Ebd.

oder Kramläden noch auch den kleinen Häusern, in denen Nähterinnen oder Arbeiter lebten noch auch den Bauernhäusern mit ihren hohen Dachstühlen und muffigen, unergründlichen Scheunen. Es war vielmehr ein städtisches Haus und schien mir das vornehmste, das es irgend geben konnte. Dazu trug bei, daß es fast das ganze Jahr verschlossen und mit niedergelassenen Rolläden dastand. Es hatte einen Balkon mit eisernem Geländer, der auf die Straße hinausging, und das ganze Haus war weiß angestrichen; in meiner Erinnerung stellen sich selbst die Jalousien, die Ziergitter und Brüstungen weiß gestrichen dar. Immer sehe ich das Haus gegen die Sonne, die weißen Wände in ihrem eigenen Schatten, von den Reflexen der Straße aufgelichtet. [...] damals gehörte es einem hohen Regierungsbeamten, dessen Familie ein- oder zweimal im Jahr hergereist kam, um das Haus für ein paar Ferienwochen zu bewohnen. Dann war ich dort öfters Gast.⁷

Es gibt vier Kinder in dem Haus; mit einem verstand sich der Erzähler – und diesem Jungen „widerfuhr etwas, das die Polizeiakten zwar kennen, aber doch nicht eben häufig verzeichnen: er verschwand spurlos aus der Welt oder aus dem, was wir so nennen.“ „Spurlos“: Das ist wörtlich zu nehmen. Man hörte ihn üben am Klavier – dann plötzlich Stille; die Tür zu und die Jalousien geschlossen, der Klavierdeckel aufgeklappt, ein Notenblatt aufgeschlagen; aber der Junge ist weg – spurlos. Doch der kleine Freund (der Erzähler nämlich in seiner Kindheit) wundert sich am wenigsten darüber: Gemeinsam hatten sie diskutiert, ob wahr ist, was man so sieht oder ob wir uns das alles nur denken – das war die Meinung des später verschwundenen Jungen; und es kam die Frage auf, was wäre, wenn wir all das nicht mehr dächten. Wirklichkeit? Phantasie? Traum? Wahrheit der Erinnerung jedenfalls, Wahrheit der Poesie.

Poetisch sind auch die Streiflichter Gerd Gaisers auf Oberriexingen, die mit dem Anspruch eines korrekten Lebensberichts auftreten. Als Gaiser sechzig war, wurden einige wenige bedeutende Autoren seines Alters aufgefordert, ihre Erinnerungen niederzuschreiben. Gerd Gaiser überschrieb seinen Beitrag zu dem entstehenden Sammelband: „Jahrgang 1908“.⁸ Darin sind die ersten zehn von insgesamt 50 Seiten dem Ort der Kindheit, Oberriexingen, gewidmet. Man erfährt darin viel über die Familie Gaiser und über die anderen Bewohner, und es ist eine so lebendige Skizze, dass ein unmittelbarer Eindruck davon gegeben werden soll:

Der Ort im mittleren Neckarland, wo ich mein erstes Dutzend Jahre lebte, kam damals wohl kaum auf ein halbes Tausend Einwohner [wie sich der Garten in der Erinnerung vergrößert, so verkleinert sich der Ort]; er durfte sich aber von alten Rechten her Stadt nennen; Stadtschultheiß hieß der Ortsvorste-

⁷ Ebd., S. 147.

⁸ G. Gaiser: Jahrgang 1908, in: Joachim Karsten (Hrsg.): Jahr und Jahrgang 1908, Hamburg 1968, S. 111–162.



Kinderbilder – Gerd Gaiser „sportlich“. Studioaufnahmen aus Reutlinger und Stuttgarter Fotoateliers. Nach Reutlingen bestand über die Mutter, eine geborene Lachemann, eine enge Verbindung.

her. Ein Zwergwesen; einiges stand noch an Mauern, zwei Tore gegen die Enz hinaus noch erhalten, eines sogar noch zu schließen, wenn man gewollt hätte. Die Enz aber kümmerte sich um die Tore so und so nicht, einmal, zweimal im Jahr setzte sie die Untere Gasse unter Wasser, so daß die Kinder in Kübeln herumsuhren und man Hennen und Ziegen unters Dach flüchtete. Die Leute nannten sich Bauern, ganz kleine Ackerbürger, die auf verzettelten, immer noch einmal geteilten Parzellen wirtschafteten, sie nannten sich auch noch Fischer (die Mutter schickte zum Fischer, damit er was fangen sollte, wenn Besuch angesagt war) und viele noch Weingärtner, obwohl mancher Weinberg zu verkommen anfang. Aus einer vormaligen Mühle war eine Eisengießerei geworden, die bot einen weniger mühseligen, vor allem regelmäßigen Verdienst. Es gab also auch schon Arbeiter. Die saßen nicht einmal übel in einer Zeile von Backsteinhäuschen, die für sie der Lohngeber errichtet hatte, die kleine Siedlung aber war doch ein Bereich für sich; wer „in die Fabrik ging“, hatte einen Schritt unternommen, dem man mit einem undeutlichen Mißtrauen, beunru-



Enzwehr bei Oberriexingen, Tuschezeichnung von Gerd Gaiser, 1947. In den ersten Nachkriegsjahren hat der Schriftsteller und Maler in zahlreichen Landschafts- und Naturbildern Stationen seines Lebens festgehalten.

higt und vielleicht mit einem halben Neid in der Abschätzigkeit, zusah; man spürte das Irreversible, das sich vollzog. Wer gar nichts besaß, auch nicht an einem Arbeitsplatz stand, hieß Tagelöhner. Er mußte hingehen und sich verdingen, wo zu tun war.

Ein Auto gab es, darin fuhr der Fabrikant; er hielt aber auch eine Kutsche mit Pferden, um auszufahren. Eine gelbe Postkutsche fuhr zur Bahn, eine Stunde weit, einspännig; abends war anzufragen, ob es einen Platz gab. Mein Vater fuhr nicht in der Kutsche, außer zuweilen, wenn er zur Sonntagspredigt einen Kollegen Amtsbruder zu vertreten hatte; war es nicht weit und das Wetter freundlich, ging er auch dorthin zu Fuß, und ein Junge trug den Talar im Köfferchen. Wir lebten arm, vielleicht ärmlich, am heutigen verglichen.⁹

Unter den Vornehmen im Ort und auch in der Verwandtschaft gab es mehrere Reserveoffiziere; der Vater, Pfarrer Hermann Gaiser, war kein Offizier, gehörte zum „Verein der Friedensfreunde“ und setzte sich für Abstinenz ein; im Alkohol sah er vor allem einen Feind armer Leute. Den kleinen Gerd Gaiser zog es dorthin, wo die „Kinder der Unteren Gasse“ waren, die zwar nicht immer frei hatten (sie mussten den Erwachsenen bei allerlei Verrichtungen helfen), die aber die Freiheit hatten, barfuß zu laufen und die abends nicht früh nach Hause mussten. Aus diesem Milieu kam auch das Kindermädchen Anna – das dringend gebraucht wurde, weil die Mutter, die Pianistin, unter Migräne litt; und dort lebte auch der Wagner, „berühmt als der größte von allen Menschen“. Er ging nie zur Predigt; man wusste, dass er Sozialdemokrat war, was für bürgerliche Kreise damals einigermaßen unheimlich war; und unheimlich war auch der Fischer Mattheis, der am Fluss wohnte und für die Rettung von Kindern aus diesem Fluss eine Medaille erhalten hatte – von dem der Wagner allerdings behauptete, er habe die Kinder selbst in den Fluss geworfen, um an die Medaille zu kommen – und „so sei es auch, wenn die Herren Krieg machten“.

Gerd Gaiser erlebte den Ersten Weltkrieg in Oberriexingen; das war und blieb lange Zeit der tiefste Einschnitt: „Vor dem Krieg, damals im Krieg, nach dem Krieg, zwischen den Kriegen [...] – das waren unsere Zeitmarken.“ Im Nachbarhaus – bei Bauersleuten – war ein Franzose einquartiert, mit dem der Pfarrerssohn Freundschaft schloss. Die Leute ärgerten den Franzosen mit den deutschen Siegen – seine Reaktion war: „nous verrons“. Bald kam das Elend des Krieges auch in den Ort: „Krummgeschossene Männer“ kamen aus dem Feld, und für den täglichen Bedarf gab es nur noch „Ersatz – Kaffee-Ersatz, Ersatzleder, Kriegsseife, Süßstoff“ und schlechtes Essen. Gaiser erinnert sich an diese Phase: „Nicht mehr kurzweilig war der Krieg, er zog sich und legte sich wie Schimmel auf alle Gegenstände.“ Der kleine Junge (Gerd Gaiser war damals um die zehn Jahre alt) spürt die Hoffnungslosigkeit und die Gefahr:

⁹ Ebd., S. 112 f.



In dem kleinen Landstädtchen Oberriexingen, das damals zum Oberamt Vaihingen a. d. Enz gehörte (heute Kreis Ludwigsburg), verbrachte Gerd Gaiser die ersten Jahre seines Lebens.

„Ein Gefühl beschlich mich, als könnte der Kaiser und sogar Hindenburg und sogar möglicherweise der liebe Gott eine Enttäuschung gewesen sein.“¹⁰

Ich zitiere diesen Satz, weil er einen Einschnitt im Lebensgang Gerd Gaisers markiert. Einen Einschnitt im äußeren Dasein: Gleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs musste das Kind in die Fremde; es besuchte die Lateinschule in Böblingen und war dort zunächst allein, erst nach einem Jahr erreichte der Vater die Versetzung nach Maichingen, zwischen Sindelfingen und Magstadt. Es war also das Ende der Zeit in Oberriexingen, das Ende der beschirmten Kindheit.

Aber auch in anderer Hinsicht handelte es sich um einen besonderen Einschnitt. Es ist schwer, sich an ein fremdes Leben heranzutasten, es ist ja schon schwer genug, im eigenen alle Wege und Schritte zu verstehen. Gerd Gaiser hat sich zu der damals einsetzenden Jugendphase nur relativ karg geäußert. Deutlich wird aus den eher knappen Bemerkungen die Orientierung des Lebensstils an der Jugendbewegung, in der man sich selbst viel abverlangte, aber abseits der Kampfplätze des Alltags – man suchte Sinn und Heil in der freien

¹⁰ Ebd., S. 121.

Natur. Und deutlich wird auch die nationale Orientierung und damit das Leiden unter dem Verlust von Räumen und Souveränitäten. In dem Lebensbild, das der 60-Jährige entwirft, steht der aufschlussreiche Satz: „Über die Frage, ob Hitler in Versailles geboren wurde, kann ich nicht befinden; für uns jedenfalls traf es zu.“¹¹ Der verlorene Krieg also als Grundmotiv; gedanklich und dann auch in Taten formierte sich die politische Position, der nationale Stärke als Hauptziel galt. Das war nicht der einzige Weg zum Nationalsozialismus, aber eine der abschüssigen Strecken, die dorthin führten. Gerd Gaiser versichert glaubhaft, dass ihm der Taumel der Massen bei großen Kundgebungen fremd blieb; aber im wirren Ideengeflecht des Nationalsozialismus gibt es mehr als einen Strang, der mit den elitären Entwürfen der Jugendbewegung harmonierte. Gerd Gaiser war Segelflieger; er wurde deshalb zu den Jagdfliegern rekrutiert und so hineingezogen in die Maschinerie des Krieges. In dieser Zeit schrieb er über die politische Sendung des deutschen Volkes hymnische Verse, die man aus der heutigen Distanz unbegreiflich findet, die sich aber in Geist und Ton der gefeierten Reichsdichtung einfügten.¹²

Die Gedichte waren wohl auch für Gaiser selbst später nur schwer begreiflich – er hat, zumindest öffentlich, nie den Versuch gemacht, eine wirkliche Erklärung dafür zu geben; aber er hat sich mit seiner damaligen Haltung und Einstellung auseinandergesetzt und hat sie gründlich revidiert. Man hat ihm dies nicht von allen Seiten zugestanden – als er schon beachtlichen Ruhm als Schriftsteller auf sich gezogen hatte, wurden jene bombastischen Verse ausgraben und es wurde daraus die Notwendigkeit abgeleitet, auch die späteren Werke auszumustern, obwohl diese Werke allesamt Versuche einer ehrlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Kriegs und der Gegenwart der Nachkriegszeit sind. In der breiten Öffentlichkeit wurde das auch so gesehen: Gerd Gaiser erhielt bedeutende Literaturpreise, und von Werk zu Werk stiegen die Auflagen – bis zu jener Kampagne, die ihm selbst das Schreiben schwerer machte und die seine Wirkung zweifellos beeinträchtigte. Die Veranstaltungen zu Gaisers 100. Geburtstag hängen sich deshalb nicht an eine ohnehin vorhandene Schleppe des Nachruhms, die sich im Lauf der Zeit gebildet hat – sie zielen vielmehr darauf, halb vergessene Werke wieder in ihr Recht zu setzen und einem der wichtigsten Dichter der Nachkriegszeit Respekt zu erweisen.

Gaisers erster großer Roman, 1950 erschienen¹³, war ein Heimkehrerroman: Einer kommt zurück in die heimatliche Gegend, aber ohne feste Ziele – sein Beruf ist ihm verwehrt, seine Ehe ist brüchig geworden; es geht um eine grundsätzlich neue Orientierung. Der Heimkehrer findet Arbeit in den Wäldern, knüpft lose Verbindungen, zeigt Verantwortung für die Schutzlosen je-

¹¹ Ebd., S. 128.

¹² Die Gedichte sind abgedruckt in Zeitschriften und in dem Band *Reiter am Himmel*, München 1941.

¹³ G. Gaiser: *Eine Stimme hebt an*. Roman, München 1950.

ner unsicheren Epoche. Er trägt den reichlich artifiziellen Namen „Rennewart Oberstelehn“, aber er hat unverkennbar autobiographische Züge. Unter anderem kommt das darin zum Ausdruck, dass eine Passage über Gerd Gaisers Kindheitslandschaft in den Roman gewandert ist; von Oberstelehn heißt es:

[Er] war in einer Weinlandschaft geboren. Der heimatliche Fluß zog seine schönen Schlingen dort durch den Muschelkalk, und während die Talauen von Altwässern gebändert waren und getupft vom grauen Glänzen der Salweidenhage, an den Nordhängen Galeriewäldchen sich hielten und den Geruch des Lerchensporns ausströmten, ließen sich an den Südhängen dieser Schlingen die Weinbergstufen herab mit dem Schwung von Arenen. Das Grundgestein, reich an Resten gewesenen Lebens, setzte seine seltsamen Bildungen allen den Mäuerchen wie gemeißelten Zierat auf; Muscheln und Schneckengewinde traten geheimnisvoll aus, sobald sich die Schatten vertieften. Auf den Terrassen war die Erde zu köstlichen graulila Tönen verwittert. In dieser Stufenlandschaft wurde die Rebe überall noch gezogen mit Ausnahme des eigenen Städtchens, welchem ein Unternehmer der Gründerzeit einen müheloseren Erwerb geboten hatte, so daß der Weinberg allmählich verfiel. Den Kindern bildete er nun einen Platz für Tummelleien voller Gestalt. Die kurzen tief eingerissenen Schluchten glühten, wenn die Mittagsonne ihr Feuer herunterwarf. Dort rührten die Schlangen sich; kleine, körnige, stark duftende Erdbeeren reiften. An dem dorrrenden Orte faulten sie nicht, wenn sie überzeitig geworden, sondern zogen sich zähe und zuckerschwürig ein, sodaß dann ihrem Wohlgeschmack keine Lust zu vergleichen war. Unter der Halde lief das Prallufer des Flusses hin, der dort nagte, die Borde nachstürzen ließ und unter Gehängen von Weiden höhlige Gumpen bildete. Die vielfach zerschlitzten, von mehlfinem schwärzlichem Moder gefüllten Strünke sah in feuchtenden Nächten glimmen, wer den Randweg entlang ging. Ihr Geruch, mit der fauligen Wärme der Altwässer vermengt, schaukelte in trägen Schwaden an die Terrassen. Der Bläuling beflog den Hang in Geschwadern.¹⁴

Der Abschnitt ist bezeichnend für Gerd Gaisers Erzählweise. Sein Roman führt in eine Zeit der Not und Verwirrung; die meisten Personen sind Gejagte, und sie jagen selbst nach elementaren Chancen zum Überleben; aber die Natur wird in allen Einzelheiten geschildert, mit den Augen des Malers, der Gaiser ja war, und mit dem Vermögen des Sprachartisten, der er auch war – manchmal vielleicht zu sehr und zu bemüht; die sensiblen Naturschilderungen drohen dann ins Künstliche zu kippen.

Imponierend ist freilich die Genauigkeit, mit der Farben und Formen der Landschaft, das Wachsen und Vergehen in der Pflanzenwelt zumal geschildert werden, aber auch die Arbeitsvorgänge in den Wäldern. Gaiser war selbst nach dem Krieg einige Zeit Waldarbeiter an den Hängen von Gäu und Schönbuch

¹⁴ Ebd., S. 77 f.



„Gäulandschaft“, Tuschezeichnung von Gerd Gaiser, 1948.

östlich Herrenberg. Dort spielt der Roman, auch wenn die Dörfer Phantasienamen tragen, die in keinem Ortsverzeichnis stehen. Mit einer Ausnahme: Es wird erwähnt, dass es dort am Berg keine eigene Pfarre gab – „vielmehr wurde seit alters die Gemeinde von dem Pulverdinger Geistlichen mitversehen“. Der Name Pulverdingen ist auf den Landkarten der Herrenberger Gegend nicht zu finden, wohl aber in Gaisers Kindheitslandschaft – auch wenn es dort keine Pfarrei gab. Im Buch existiert sie, ist aber verwaist – bis sich unter den Flüchtlingen einer findet, der die Leute geistlich betreut und dem das Amt angetragen wird. Da das Volk „in der Verworrenheit nicht erriet, wie eigentlich und von wo es zu Schanden gekommen sei,“ setzte in den Kirchen starker Zulauf ein; die Predigten des neuen Geistlichen waren beliebt und gesucht. Bis herauskam, „daß dieser Seelenhirte durchaus kein Geistlicher sei. Er war, so hatten höheren Orts die Nachprüfungen ergeben, für ein derartiges Amt nicht nur nicht vorgebildet, sondern dem Vernehmen nach sogar im anderen Glauben getauft.“ Er muss offiziell abtreten, aber er wird weiterhin respektiert, als „Pfarrer“ angesprochen, nicht spöttisch, sondern mit Anerkennung.

Dieses Beispiel schlägt aber nicht nur via Pulverdingen eine weitere Brücke in die Herkunftsregion; es führt auch in ein wichtiges Problemfeld. Gaisers Kindheit ist ja nicht nur beheimatet in einer bestimmten Landschaft und im Organismus einer kleinen Stadt; er kam schließlich aus einem Pfarrhaus, trug also eine evangelisch-christliche Erziehung in seinem Gepäck, als er das Elternhaus verließ. Aber er war fortan bemüht, dieses Gepäck abzuwerfen. In einer

autobiographischen Skizze charakterisiert er seinen Vater und stellt sich dann die Frage, ob er selbst als Christenmensch zu bezeichnen ist. Seine Antwort:

*Ich hatte mich nie entschlossen, einer zu sein. Die Erinnerung täuscht mich nicht: zu meinen frühesten Selbstendeckungen gehörte die, daß ich ein Heidenkind sei. Natürlich konnte ich das nicht aussprechen, hätte es auch nicht verraten wollen.*¹⁵

Tatsächlich gibt es schon aus den Jahren seiner Kindheit Zeugnisse davon, dass Gerd Gaiser Abstand zu den frommen Ritualen im Vaterhaus zu gewinnen suchte. Wenn Leute ins Pfarrhaus kamen (und das waren viele), wurden sie in der Regel in das Zimmer geführt, in dem er las oder malte; und die Besucher beschäftigten sich auch mit ihm. Sie sahen dann meist eine Zeichnung, die *niemals von einem hinreichend geistlichen Inhalt war. Ich wußte wohl, es wäre meinem Vater lieb gewesen, wenn ich den Guten Hirten oder wenigstens den Propheten Jonas gemalt hätte, und es wurmte mich eine Kleinigkeit, daß ich ihm hierin nicht entgegenkam. Vielleicht hoffte er jedesmal, mich endlich am richtigen Stoff beschäftigt zu sehen; aber immer blieb es bei Szenen, die nur sehr behelfsmäßig in biblische umzudeuten waren.*¹⁶

Auch in Gaisers Heimkehrerroman münden die Szenen, in denen christliche Gedanken aufgenommen werden, nie in ein überzeugtes und überzeugendes Bekenntnis. Ein Kind fragt die Mutter:

Was tun denn eigentlich, Mutter, die Tiere den ganzen Tag? Sie spielen doch nicht und haben nicht Hausaufgaben.

Was tun sie doch gleich, sagte Ersabet Waaga und dachte nach, denn sie kam aus den Städten. Sie suchen, soviel ich sehe, wo etwas zu fressen liegt. Das vertreibt ihre Weile.

*Da fiel es ihr ein, aber sie redete nicht, sie sprach mit den Lippen: Wie denn? Das sind doch wir. Lieber Gott. Das Leben der Tiere.*¹⁷

Kurz darauf fragt das Kind erneut:
Was wissen denn eigentlich, Mutter, die Leute vom lieben Gott? Du selbst sagst immer, daß niemand ihn sehen kann.

Ja, keiner sieht ihn, Liebe. Von uns hier hat ihn keiner gesehen. Du hörst, wenn du stille bist, aber in deinem Herzen ihn sprechen.

Ich weiß, warum er nicht will, daß einer ihn sehen kann.

Und warum denn?

*Er schämt sich. Ich hab es von jemand gehört.*¹⁸

¹⁵ G. Gaiser: Unter manchen Schwierigkeiten, in: Zeitwende – Die neue Furche 39 (1968), S. 770–777, hier: S. 770 f.; vgl. Bernhard Karl Vöglin: Gerd Gaiser – Ein Dichter in seiner Zeit. Marburg 2004, S. 22 (Anm. 30).

¹⁶ G. Gaiser: Aus dem Dorf M., in: Ortskunde, München 1977, S. 88–115, hier: S. 94.

¹⁷ Eine Stimme hebt an (wie Anm. 13), S. 421.

¹⁸ Ebd., S. 422.

In diesem kleinen Dialog steckt die tiefe Frage der Theodizee, wie Gott, der ja doch allmächtig gedacht wird, das Böse und die Leiden zulassen kann – und die Frage bleibt stehen, es gibt keine zulängliche Antwort. Von Verkündigung ist in den Büchern von Gerd Gaiser nicht viel zu spüren. Aber gleich der erste Erzählungsband („Zwischenland“) enthält eine Szene, bei der mit Recht auf christliche Symbolik verwiesen wurde.¹⁹ Es ist Krieg, ein Mann ist auf der Flucht, erschöpft, ausgetrocknet sinkt er am Fuß des Bergs nieder, den er überwinden muss, um Rettung zu finden. Er entdeckt ein dünnes Rinnsal Wasser, ist aber zu schwach, um das Wasser in seine Hände zu fassen – er ist im Begriff, aufzugeben. Plötzlich fällt ein Schatten über ihn; er versucht sich hochzuzuraffen.

Da sah er einen Mann mit den Zügen und in der Kleidung eines Hirten über sich getreten, das Gesicht bartstachlig, es stand gegen das gleißende Erz des Himmels fast schwarz, nur an einigen Lichtkanten mit scharfen Glänzen gehöhlt. Der Unbekannte machte ein Zeichen des Friedens, ohne den Mund aufzutun, griff rückwärts und holte eine Art von flacher Tasse hervor, zerbeult, aus geringem Blech. Er bückte sich und drückte das Gefäß mit einer geschwinden und geübten Bewegung in den Schlamm dorthin, wo dieser sich fein rührte, bis an seinen Rand. Nun strömte Wasser ein und füllte schnell die Tasse. Der Fremde lud ein, der Flüchtige nahm und trank, trank noch einmal und lernte auch das Gefäß handhaben, trank sich satt und spülte Gesicht und Geäder, trank noch einmal und reichte mit dankendem Bedeuten die Tasse zurück, worauf auch der Unbekannte seinen Durst stillte.²⁰

Der Fremde, der Hirte, zeigt zum Gratsattel, der die Rettung bringen soll, der Flüchtige nickt, und der fremde Mann entfernt sich. Das ist in der Tat, heringeholt in die Wirrnis des Kriegs, das Bild des Guten Hirten, christlich gedacht. Mit dem „Heidenkind“ ist es so eine Sache, wenn man in christlich geprägter Umgebung und zumal in einem Pfarrhaus aufgewachsen ist. Was Gerd Gaiser fremd blieb, war alles Dogmatische und Konfessionalistische. Heute, wo sich Menschen ganz verschiedenen Glaubens nicht nur täglich über den Weg laufen, sondern auch zusammentun, um beispielsweise eine aufwändige Kirchensanierung auf den Weg zu bringen (in Oberriexingen geschah dies mit erstaunlichem Erfolg), kann man sich kaum mehr vorstellen, wie strikt die Abgrenzung einmal war. Ethische Grundsätze waren für Gerd Gaiser jedenfalls zentral; aber er leitete sie auch aus der antiken Philosophie ab und richtete sie aus an weltlichen Problemen. Dennoch ist der Einfluss, der vom Oberriexinger Pfarrhaus (allgemeiner: vom Wirken seines Vaters) ausging, nicht zu unterschätzen.

¹⁹ B. K. Vögtlin (wie Anm. 15), S. 60.

²⁰ Gaiser: Das Wasser verbirgt sich im Berg, in: Zwischenland. Erzählungen, München 1949, S. 7–26; hier: S. 17.

Wie dieser Vater den Menschen seiner Gemeinde half und wie er mit ihnen litt, davon erzählt Gerd Gaiser verschiedentlich in engagierter Solidarität. In einer seiner Skizzen schildert er eine lange Reihe bestürzender Todesfälle in dem Dorf, in das die Familie von Oberriexingen her gezogen war; und dann spricht er von seinem Vater:

[...] sein Amt war es, Beistand zu leisten. Wenn er Tote hinausgeleitete, war dies oft das Ende einer jahrelangen Last, die ihm auferlegt gewesen war. Ich kannte die schwere Erschöpfung, in der er so oft von Besuchen und von Begräbnishandlungen zurückkehrte. Er gab viel von der eigenen Kraft her, indem er mit den Leidenden litt. Denn er litt nicht nur von den körperlichen Schrecken.²¹

Die Zeit seiner Kindheit blieb haften in Gerd Gaisers Erinnerung; aber sie wirkte auch nach in seiner Arbeit und seiner Haltung, die zeitlebens von tiefem Ernst und moralischer Sorge geprägt war. Das geht aus den Zeugnissen derer hervor, die ihm begegneten, und es lässt sich ablesen aus seiner Dichtung. Es ist in diesem Rahmen unmöglich, sein weitgespanntes schriftstellerisches Werk in seinen Einzelheiten zu schildern und zu charakterisieren; aber ein kurzer Blick soll doch auf die weiteren Stationen in Leben und Werk geworfen werden. Nach dem Krieg und einer kurzen Zwischenphase der Unsicherheiten, wie er sie in seinem Heimkehrerroman schildert, lebte Gaiser mit seiner Familie in Reutlingen, wo er zwölf Jahre als Lehrer am Gymnasium und dann ein weiteres Dutzend Jahre als Professor für Kunsterziehung an der Pädagogischen Hochschule tätig war. Wenige Jahre nach seiner Pensionierung, 1976, ist er gestorben.

In der Reutlinger Zeit verfasste er eine ganze Reihe von Einführungen in die moderne Kunst, publizierte ein Dutzend Bände mit Erzählungen, die manchmal in der engeren Heimat, oft aber an den Rändern Europas angesiedelt waren: im Baltikum, in Rumänien, in Spanien, auf Sizilien und auf griechischen Inseln – Gaiser hatte auf kunsthistorischen Reisen viele Länder und Landschaften kennengelernt, und auch der Krieg hatte ihn weit herumgeführt. Am bekanntesten wurden aber seine großen Romane, die wenigstens noch kurz angeführt werden sollen.

Nach dem Heimkehrerroman – er trug den Titel: „Eine Stimme hebt an“ – versetzte sich der Autor zurück in die Jahre des Kriegs. Er verarbeitete eigene Erlebnisse in einer Jagdfliegerstaffel; geschildert wird die Situation des Jahres 1943, als es immer offensichtlicher wurde, dass die Kämpfe aussichtslos, die gegnerischen Luftstreitkräfte übermächtig waren; aber die Aufgaben, der Schutz der Zivilbevölkerung und der eigenen Bodentruppen, ließen Verweigerung nicht zu, forderten Kampf und Opfer – dies drückt der sprechende Titel „Die sterbende Jagd“ aus. Das nächste Buch, „Das Schiff im Berg“, ist der

²¹ Aus dem Dorf M. (wie Anm. 16), S. 115.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Der 1950 erschienene Heimkehrerroman „Eine Stimme hebt an“ war Gerd Gaisers erster großer literarischer Wurf. Mit dem 1958 ebenfalls beim Hanser-Verlag in München publizierten „Schlussball“ stand Gaiser auf dem Höhepunkt seiner Popularität.

Roman eines Albbergs, von den vorgeschichtlichen Anfängen bis in die Gegenwart der Nachkriegszeit, in der die Menschen Bucheckern sammeln in den Wäldern und schließlich ihre Tropfsteinhöhlen zu Fremdenverkehrs-Attraktionen machen.

Im Jahr 1957 wurde Gerd Gaiser aufgefordert, in Tübingen eine Rede an die Jungbürger zu halten. Im politischen Tagesgeschäft engagierte er sich nicht, aber diese Herausforderung nahm er an und skizzierte entscheidende Grundsätze. Im Text der Rede werden Forderungen aufgestellt, die sehr aktuell sind:

*Wie es im persönlichen Leben zur Fairneß gehört, sich nicht an dem schadlos zu halten, der den geringsten Widerstand leisten kann, so auch im staatlichen; eine echte Brüderlichkeit muß bestimmen, daß nicht dem Stärksten, sondern dem Schwächsten sein Recht wird, der sich selbst nicht mehr zu helfen vermag.*²²

²² G. Gaiser: Ansprache an die Tübinger Jungbürger, Tübingen 1957, S. 14.

Gaiser betont, dass die „Zeiten der Groß- und Weltmachtsträume“ vorbei sind: „Wir haben Grund, uns still zu halten“; aber er wendet sich (was schon keine Selbstverständlichkeit mehr war) gegen die deutsche Teilung:

Es wäre ein furchtbares Unglück, wollten die Angehörigen der zwei deutschen Staaten sich daran gewöhnen, sich als Deutsche zu bezeichnen und damit nur sich selbst zu meinen [...]. Eine traurige Wahrheit ist es, daß beide Partner einst Mühe haben werden, sich wieder zusammenzuleben.

Die Meinung verfängt nicht, daß der recht habe, der die volleren Schaufenster vorweisen kann. Die Aufgaben werden sehr viel schwieriger sein. [...] Dann erst wird sich zeigen müssen, wer die überlegenen Gedanken, den festen Halt, die Kraft zur Unterscheidung, die Fähigkeit zum Opfer, die Disziplin, die Brüderlichkeit, die Achtung vor fremden Überzeugungen, vor fremdem Schicksal besitzt.²³

Der Maßstab der „volleren Schaufenster“ fraß sich damals in die Köpfe – das war der Anlass für den Roman, mit dem Gaiser am bekanntesten und für einige Zeit durchaus populär wurde: „Schlussball“. Ort der Handlung ist eine imaginäre Stadt „Neu-Spuhl“. Was sich abspielte, passte so gut in die Zeit des Wirtschaftswunders, dass in etlichen Städten die Vermutung aufkam, Gaiser habe sich genau an den Verhältnissen jeweils gerade dieser Stadt orientiert. Für Gaisers Wohnort Reutlingen galt das besonders, und gewiss hat Gaiser in dieser Stadt das eine oder andere Detail aufgegriffen. Aber der Roman ist kein Städteporträt, eher ein Zeitbild: Die bundesrepublikanische Gesellschaft schickte sich an, alle alten Wertmaßstäbe zurückzulassen und sich in materieller Gier den neuen Prestigesymbolen auszuliefern; Anstand und Ordnung waren nicht mehr gefragt, wer bescheiden bei traditionellen Tugenden blieb, drohte unterzugehen. Der Roman steigert sich zu einer Mordgeschichte. Gerd Gaiser hat hier vielleicht – nein, sicher mit zu groben Strichen gemalt; er hat die negative Entwicklung, die es zweifellos gab, in hoffnungslos düsteren Farben vorgeführt. Das war kein Zufall: Gaiser war ein unerbittlicher Moralist; ein relativierender Blick auf fragwürdiges Geschehen, zum Beispiel auf die komischen Seiten von Fehlentwicklungen, war ihm unmöglich.

„Schlussball“ ist der einzige Roman Gaisers, dessen Schauplatz und Gegenstand eine Stadt ist. Man hat daraus abgeleitet, dass er als Vertreter der Provinz kein Verständnis für größere Gemeinwesen hatte; man unterstellte ihm antiurbane Gesinnung, hielt ihn für einen Gegner des Städtischen. Ganz lässt sich dieses Argument nicht beiseite schieben. Aber er war nicht schlechthin ein Gegner der Stadt – er hatte nur ein anderes Bild von der Stadt, ein anderes Ideal. Dieses Bild – und damit schließt sich der Kreis – ist abgezogen vom Ort seiner Kindheit.

²³ Ebd., S. 15 f.



Wiederkehrende Motive des Malers Gerd Gaiser: die Gäulandschaft und, wie hier, die Gegend um Oberriexingen (1947).

In einer seiner letzten Skizzen, die posthum in dem Band „Ortskunde“ zusammengestellt wurden, zeichnet er nochmals ein Erinnerungsbild von dem Ort, in dem er aufwuchs:

[...] der Ort schrieb sich Stadt, und die paar Titel, die es gab, führten das Wort Stadt als Vorspann. Das Wörtchen bedeutete nichts, allenfalls eine Kuriosität. Dennoch lebte etwas Städtisches in diesem Wohnwesen, das wiederum viel zu klein war, als daß es der Art einer Kleinstadt entsprochen hätte. Es lag noch vor der Kleinstadt. Denke ich nach, was es war, das die Stadt spüren ließ, so komme ich auf die Mauern. Viel Gemauertes überall, steinerne Substruktionen, steinerne, wenn auch bescheiden gemeißelte Türpfeiler und Türstürze, gestaffelte Wege, die alten halb eingerutschten Wehrmauern, davor die Grabenstücke voll Nesseln; zwei Tore gegen den Fluß hin standen noch. Aber auch die Talhänge waren mit Mauern zu Terrassen abgestuft; sie trugen Wein. Das Mauern kam nicht aus dem Land, es war römisch so wie die Rebe römisch war. Ein römisches Kapitell lag in unserem Garten unter den Haseln. Man hatte ein Stadtwappen. Die schwarze Hirschstange darin wies auf Wälder und die württembergische Herrschaft, das goldene Ruder auf den Fluß. In der Zwergstadt lebten die Handwerker, die Wagner, die Seiler, die Schmiede und Korbmacher, und die drei oder vier Kramläden hielten ihre Ware feil; andere Bewohner hie-

ßen sich Fischer, Weingärtner oder Bauern. Eher als Bauern hätte man sie wohl Ackerbürger nennen müssen, denn auch sie lebten ja hinter der Mauer. Das war mediterran und biblisch, so wie diese Stände alle gleichsam noch biblisch waren. Dazu gab es freilich die Arbeiter der Eisengießerei, aber wie die Gießerei selber ein Stück draußen lag, so wohnten die meisten von ihnen dort in einer Siedlung von kleinen, gleichmäßig gereihten Backsteinhäusern, die der Besitzer des Werks hatte bauen lassen.²⁴

Danach zeigt er, wie sich auch die Umgebung dem kleinen Gemeinwesen ohne Brüche anfügt:

Die Formation der Muschelkalklandschaft bewirkte eigentümliche Teilungen. Alles Ackerland breitete sich auf der Höhe über dem Talbord aus; von unten war es durch Hangwald und Schlehenränder abgeschirmt und dem Blick entzogen. Die Talauwe um den Ort her trug wenig Spuren der Nutzung. Nicht nutzbar und oft überschwemmt zwischen Altwasserschlingen die Röhrichte, Kiesbänke, Weidendickungen und Pappelinseln mit anmutigen Durchblicken. Die Hangstufen mit ihren geschwungenen Stützmauern, mit ihren Häuschen und Steintreppen hatten etwas Spielerisches. Die Weiden im Grund wurden zwar von den Korbmachern geschnitten, die paar üppigen Wiesen zwischen den Gebüschgruppen zweimal, auch dreimal im Jahr gemäht; im ganzen aber schienen diese Wiesen nur da zu sein, um zur Zeit der Grasblüte einen heftig bunten Teppich darzubieten und einen Duft auszuströmen, der auf den schmalen Pfaden schwindeln machte. Kähne querten den Fluß, und die Fischer legten Reusen. In der wechselreichen, kleinteiligen Landschaft lebte die gleiche heitere, sangbare Bescheidenheit wie in dem schnörkeligen Gassenwesen.²⁵

„Schnörkeliges Gassenwesen“ – Gerd Gaiser gefiel sich in solchen sprachlichen Erfindungen. Aber man weiß, was gemeint ist. Solche Ausdrücke und solche Bilder transportieren ein Stück Vergangenheit in die Gegenwart und retten in Poesie, was in der Wirklichkeit immer seltener geworden ist. Gerd Gaiser schilderte eine vergehende und inzwischen weithin vergangene Welt; aber er schildert sie so, dass seine Bücher nicht nur ins Archiv gehören. Die Erinnerung sollte das 100-Jahr-Jubiläum überdauern.

²⁴ Aus dem Dorf M. (wie Anm. 16), S. 89.

²⁵ Ebd., S. 89 f.

Gerd Gaiser – ein Dichter in Reutlingen

Von Theodor Karst

Am 15. September 2008 wäre Gerd Gaiser 100 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass erinnerten in Reutlingen Vorträge und Ausstellungen an den Schriftsteller, der in dieser Stadt auch als Lehrer und Professor gewirkt hat. Der vorliegende Beitrag ist der überarbeitete Vortrag „Gerd Gaiser – Dichter, Lehrer, Professor in Reutlingen“, gehalten am 27. September 2008 in der Reihe „Literarische Profile“ der Stadtbibliothek Reutlingen. Der Schauspieler Eric van der Zwaag vom Reutlinger Theater „Die Tonne“ las ausgewählte Texte.

Es steht einem Gemeinwesen gut an, seine Künstlerinnen und Künstler nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Vor allem die Dichter sind, gerade wenn sie unterschiedlich beurteilt werden, Gesprächspartner für die Entfaltung des eigenen Selbst und der Gesellschaft – Literatur als dialogischer Prozess.

Nicht durch Geburt, aber durch fast drei Jahrzehnte seines Lebens von 1949 bis zu seinem Tod 1976 war Gerd Gaiser Bürger dieser Stadt, davon 13 Jahre – 1949 bis 1962 – Lehrer am Friedrich-List-Gymnasium, dann ein gutes Jahrzehnt bis 1973 Professor für Kunstwissenschaft und Kunstpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen. Der Lehrer, der Wissenschaftler, der Künstler, der Essayist – von allen Merkmalen, die zur Person Gerd Gaiser gehören, gilt das Interesse hier vor allem dem Schriftsteller, dem Erzähler, dem Dichter, eben seinem literarischen Profil.¹

Zwei persönliche Erinnerungen voraus: Im Februar 1960 schenkte mir meine Verlobte und bald angetraute Ehefrau zum bestandenen Examen ein Buch: „Gib acht in Domokosch“ von Gerd Gaiser. Dieser Band mit 27 Erzählungen war im Jahr zuvor als Sonderausgabe im Hanser-Verlag erschienen. Acht Jahre später, zu Beginn des Wintersemesters 1968/69 übernahm ich an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen mein neues Amt. Zu den neuen Kollegen gehörte auch Gerd Gaiser. Bei den Sitzungen des Senats saß ich ihm an dem großen Tisch gegenüber. Aufrecht, grauhaarig, würdig, eine noble Erscheinung. Er war 60 Jahre alt, ich gerade 34 geworden. Er hätte mein Vater sein können, in Jahren gerechnet. Er schien abgeklärt, vielleicht sogar etwas

¹ Hingewiesen sei auf die neuere Untersuchung von Bernhard Karl Vögtlin: Gerd Gaiser. Ein Dichter in seiner Zeit. Eine Studie zur Zivilisationskritik im 20. Jahrhundert, Marburg 2004.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.



„Gib acht in Damokosch“. Der Band mit 27 Erzählungen ist 1959 im Münchner Hanser-Verlag erschienen.

Jede der Buchausgaben mit Erzählungen wurde von Gerd Gaiser besonders zusammengestellt – öfters sind dies regelrechte Inhaltskompositionen.

entrückt. Bei den heftigen und dann und wann auch hitzigen Debatten äußerte er sich selten.

Da war er also, der Kollege Kunstprofessor. Privat war er der Verfasser der Romane „Die sterbende Jagd“, „Schlussball“ und anderer, vor allem auch von Kurzgeschichten, die in den sechziger Jahren in kaum einem deutschen Lesebuch fehlten. Nun, 40 Jahre nach dieser Begegnung, kommt mir die Aufgabe zu, von Gerd Gaiser und seinem Werk ein literarisches Profil zu skizzieren.

Ich möchte zunächst nicht biographisch-chronologisch verfahren, sondern den Autor mit einer eindrucksvollen Erzählung zuerst selbst zu Wort kommen lassen. In folgenden Kapiteln ist die Kindheit und Jugend im zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu skizzieren, die Zeit im Dritten Reich und vor allem die Nachkriegsjahre. Dabei sind charakteristische Textauszüge aus dem Werk des Autors zu betrachten; so kann der Leser unmittelbar das Gespräch aufnehmen. Nach einem kurzen Blick auf die Rezeptionsgeschichte ist auf den Kunsthistoriker, Kunstpädagogen und Essayisten hinzuweisen, ist an den akademischen Lehrer zu erinnern.

Als erster Text wird eine Kurzgeschichte vorgestellt (hier leicht gekürzt), die erstmals 1956 in dem Geschichtenband „Einmal und oft“ erschienen ist: „Die schlesische Gräfin“². Die Geschichte spielt 1945. Sie erzählt von einer großen Katastrophe, einem historischen Umbruch. In diesen Dimensionen verweist sie gleichzeitig auf grundlegende Aspekte im dichterischen Schaffen Gerd Gaisers.

An die Gräfin von Sorgk und Seskau hatte sich in den Fluchtwirren des Jahres 1945 eine Unbekannte angeschlossen, eine Person, von der sich nicht mehr sagen ließ, als daß sie mittleren Alters war und auf den Namen Frau Weiß hörte. Keine der beiden Frauen hatte die andere je gesehen; jetzt aber inmitten von Plünderungen und Durchsuchungen, unter Artilleriebeschuß, auf Schleichpfaden, in verstopften Zügen, in Durchgangslagern und Registrierbaracken gerieten sie, wenn auch Zufälle sie ein paarmal trennten, immer wieder zusammen.

[...] Wochen gemeinsamer Irrfahrt endeten mit schwerer Krankheit der Gräfin, und wiederum wußte die Weiß die Hilflose durch zähes Fordern so unterzubringen, daß sie selbst sie gesund pflegen konnte. Zuletzt wurden beide Frauen einem kleinen süddeutschen Ort zugewiesen.

Erst in den Tagen der Genesung, als die Betäubung der ersten Angstwochen wich, die Verwirrung des Fiebers sich löste, war der Gräfin ihre Lage zu Bewußtsein gekommen. Entblößt von allem Vergangenen und durchaus allein, sah sie sich zugleich zwischen Dankbarkeit und Unbehagen an eine Person gekettet, mit der sie nichts gemein hatte, als daß sie dieser Person mehrfach ihr Leben verdankte.

Die Gräfin von Sorgk und Seskau war ein Mensch von dem alten Hochmut, der ungern verdankt, wo er nicht belohnen kann. So verstand sie langsam, daß es nun aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Los bleiben würde, nein ihre Schuldigkeit sei, den Rest ihrer Tage mit diesem Wesen zu teilen, das sich ihr unterworfen hatte und das sie nicht anders belohnen konnte. Denn die fremde Person machte keine Anstalt, sie wieder freizugeben.

Das alles lastete auf der alten Dame, als sie nun in der kleinen Stadt ihr Quartier bezogen. Hatten sie in den Zeiten der Flucht weit Schlimmeres ausgestanden, jetzt drückte das Unabänderliche und Endgültige des erbärmlichen Daseins härter. Eine gemeinschaftliche Kammer war ihnen zugewiesen, in der sie auch kochen und waschen mußten, so daß der Gräfin, die auf Abstand zu leben gewohnt war, der Zustand zur Qual wurde. Und doch mußte sie sich segnen, daß sie ihre Gefährtin besaß. Denn sie hätte allein sich nicht helfen können.

Erst lebten sie von der Fürsorge, dann tat sich die Weiß um und fand Verdienst in einer Fabrik, die Holzwaren herstellte. So kam etwas ein, das der gemeinsamen Wirtschaft zufließ, auch die Gräfin half mit, indem sie Spielwaren

² Gerd Gaiser: Einmal und oft, München 1956.

anmalte, die jene Fabrik an Heimarbeiterinnen vergab. Die Weiß tat mehr, schon machte sie ein paar Häuser weiter eine neue Bleibe ausfindig, wohin sie sich sogleich absetzte, angeblich weil es ihr günstiger lag; sonst sagte sie nichts über die Gründe. Auch fand sie sich täglich ein, sobald sie frei war, um alle ihre bisherigen Dienste weiter wahrzunehmen, sie schleppte Wasser, fegte, wusch und besorgte für beide das Anstehen vor Schreibzimmern und Verteilungsstellen.

Bei ihrer Art von Gemeinschaft war es nicht wahrscheinlich, daß eine der beiden Frauen irgendein Stück Besitz vor der anderen hätte verbergen können. Dennoch besaß die Gräfin noch einen Schmuck und hatte aus Gründen, denen sie nicht nachsinnen wollte, gegen ihre Gefährtin niemals etwas von ihm erwähnt. Sie hatte diesen Schmuck die ganze Zeit auf dem Leib verborgen getragen, ihn selbst während ihrer Krankheit in traumhafter List verhehlt. Es war ihr vielleicht notwendig, sie mußte ein einziges Ding noch allein besitzen. Der Schmuck war alt, nach Hausüberlieferung hatte sie ihn als Braut bekommen, er bestand aus Gold und Türkisen.

Seitdem sie nun häufiger allein war, sann die Gräfin für den teuren Besitz auf eine Verwahrung außerhalb ihrer selbst. Ein sicher verschließbares Möbel gab es nicht in der ärmlichen Ausstattung, auch verließ sich das Angstgefühl jener Jahre, die ständig mit Plünderung und Enteignung rechneten, lieber auf ein Versteck als auf einen Verschuß, der leicht gesprengt werden konnte. Ihr Blick fiel auf den Ofen, ein Stück von der Art der sogenannten Kanonenöfen. Sie hakte das unscheinbare Säckchen, das den Schmuck enthielt, innen im Ofen oberhalb des Feuerloches fest; dort, so schien ihr sicher, würde niemand suchen.

Der Herbst kam, es war ein Buheckernjahr, und die Bevölkerung strömte in die Wälder, um ihrer Hungernahrung ein Quentchen zuzusetzen. Auch die zwei Frauen befanden sich unter den Lesern, und der Herbst blieb lange hinaus wärmlich und schonte die Sammlerinnen. Dann aber fiel eines Tages aus schnellem Wolkenaufzug und unter unzeitigen Donnerschlägen erst Regen, darauf ein dichter, wässerig flockender Schnee, der die Waldgänger einhüllte und durchnäßte. Unwillig, triefend und schauernd vor Kälte krochen überall aus den Schlägen die Leser und versammelten sich zum Heimweg. Es war ein weiter Weg, in dem rieselnden Unheil trottete der Haufe verstummt oder unter leisem Jammern; da wußte unter einem Vorwand die Weiß sich von der Gräfin zu lösen und ging und lief und lief noch schneller, sobald sie die Schar hinter sich hatte, und gewann einen starken Vorsprung.

Mühselig, mit versiegender Kraft erreichte viel später die Gräfin ihr Dachgeschoß; da schlug ihr wohlige Hitze entgegen. Die Hitze knackte im schrägen Gebälk, im Ofen sauste das Feuer, kochend heißen Tee, angewärmte Tücher hielt die Vorausgeeilte dort schon bereit. Erst überließ sich die Gräfin der wohligen Ohnmacht des Wärmeschwalls einen Augenblick ohne Gedanken; dann aber traf ihr Blick auf den Ofen, dessen Leib hoch hinauf glühte; ohne ein Wort fiel sie auf einen Stuhl nieder und deckte die Hand über die Augen.

Die Gräfin, in herrnhutischer Frömmigkeit erzogen, hatte sich selbst oft gescholten und im Gebet gedemütigt, daß sie es nicht fertigbrachte, sich zu überwinden und der Person, der sie so viel danken mußte, in freundlicher Neigung zu begegnen. Jetzt aber, wie der dienstbare Eifer dieser Unbekannten, die sich ihr aufgedrängt hatte, das letzte Stück ihrer eigenen Welt auslöschte, mußte sie einen kochenden Haß niederkämpfen. Alles Unbehagen, jeder Augenblick übler Ahnung schienen ihr bestätigt. Sie vermochte zwar über sich, die äußere Ruhe zu wahren, mehr nicht: ihre Stimme nahm einen erschreckenden Ton an, wie sie mit einem: „Nein!“ alle Fragen der verwirrten Gefährtin zurückwies, was sie für sie tun könne. Sie blieb sitzen, wo sie saß, rührte sich nicht und sprach endlich, ohne daß sie ihr Gesicht sehen ließ, die barsche Bitte aus, die sie bis dahin sich nie erlaubt hatte: nämlich man möge sie endlich allein lassen.

Frau Weiß, immer verstörter, sprach ihr ohne Wirkung zu, sie bat laut und dann stumm und mußte endlich dem Befehl folgen; kleinmütig stammelte sie ihren Abschied. Die Dachstiege besaß kein Licht. Verließ sonst jemand nachts die Kammer, hielt die Zurückbleibende oben die Tür, so daß ein Schein herausfiel so lange, bis die niedersteigende Person unten angelangt war. Diesmal geschah es nicht, und nur Augenblicke vergingen, da hörte die Gräfin in ihrer Lähmung einen Fall draußen, dem Klagelaute folgten.

Zu einer Fraktur des Beckens, die sich die Witwe Weiß bei ihrem Sturz zugezogen hatte, gesellte sich schnell eine Lungenentzündung als Folge des gleichen Tags. Zur Last fiel indessen die unauffällige Person niemandem, denn sie wurde ins Kreiskrankenhaus übernommen, und die öffentliche Hand kam für sie auf. Der Gräfin blieb keine Möglichkeit, Erwiesenes zu vergelten.

Sie blieb zurück mit einem wirren Gefühl und wußte sich nicht sogleich zu fassen. Sie hatte, als der Ofen damals erkaltet war, lange die Schlacke gewendet und darin gesucht, aber keine Reste entdecken können. Endlich, mit einer Empfindung des Ekels, warf sie die Asche fort. Dann stutzte sie, ein paar Tage waren schon hin seit jenem Vorfall; sehr langsam und mühsam wuchs ein Gedanke, ein unwürdiger Verdacht in ihr auf. Warum hatte der Ofen geglüht? Hatte er vielleicht glühen müssen, um Verdacht abzulenken? War denn der Schmuck überhaupt zugrunde gegangen? Wenn aber die Heizerin ihn entdeckt und ehrlich entfernt hatte, wäre es nicht natürlich gewesen, davon sogleich Mitteilung zu machen? Sie sträubte sich eine Weile, aber dann ging sie hin, wo die Schürze ihren Platz hatte, in der die Weiß zu arbeiten pflegte. Meist band die Weiß die Schürze ab, wenn sie ging; damals, an jenem Abend, so entsann sich die Gräfin, war sie seltsamerweise mit der Schürze auf dem Leib gegangen, sie selbst hatte sie ihr nach dem Fall abgenommen und achtlos an die alte Stelle gehängt. Jetzt tastete sie an ihr entlang und spürte in den Falten etwas: in der Tasche befand sich der Schmuck.

Eine Weile saß die Gräfin an ihrem kahlen Tisch bald in Abscheu und bald in Not des Gewissens, so daß ihre alten Wangen bald rot bald blaß wurden. Denn noch immer blieb die Deutung des Funds offen. Der Schmuck konnte

ehrlich geborgen, er konnte aber auch diebisch eingesteckt worden sein. Was war geschehen? Es kam keine Möglichkeit mehr, den Sachverhalt zu erforschen. Denn als die Gräfin den Fund tat, ging es gegen elf, und als sie zu Mittag im Krankenhaus nachfragte, erwies sich, daß die Heimatvertriebene Weiß gegen Morgen verstorben sei.

Die Gräfin kehrte um und nahm nicht mehr viel zu sich bis zu dem dritten Tag, an dem das Begräbnis stattfinden sollte. Er kam, und die Handlung fand trübselig und vor wenig Begleitern statt. Da es regnete, hatten die Teilnehmer Eile, unter Dach zu kommen, niemand blieb zurück und nahm noch die Gräfin wahr, die am Platze verharrte. Auch der Totengräber, der verdrossen mit seinem Gerät näher kam, sah nur, daß die alte Dame gebückt ein Büschelchen Buchs dem Sarg nachgeworfen hatte, eh sie zur Seite trat in ihren Schuhen, durch die das Wasser einrann. Er konnte nicht ahnen, was in dem Büschel Grün versteckt war, das er jetzt mit gleichgültigen Schaufelwürfen zudeckte. Die Gräfin hatte den Schmuck hineingebunden, denn sie mochte ihn nicht mehr sehen und konnte jetzt frei auf den Rest ihrer Tage blicken; da holte die eigensinnige und beständige Person sie nach, so wie man auf dem Lande sagt, daß gern ein Toter den nächsten ins Grab hole; denn sie kehrte von dem ungu- ten Geleit mit dem Keim einer tödlichen Erklärung zurück und schwand aus dem Leben fast unbeachtet, wie sie in das Städtchen gekommen war.

Eine bewegende Geschichte. In der Sprache und Erzählweise schwingen Anekdoten- und Märchenklänge mit. Mich erinnert diese Erzählung auch an Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel. Hier wie dort wird gezeigt, wie das Schicksal des Einzelnen in die Weltgeschichte hineinverflochten ist.

Im Chaos, im Zusammenbruch aller Ordnung, in der Endphase des Krie- ges, auf der Flucht, im Kampf ums pure Überleben werden zwei Frauen zusammengewirbelt, die zwar aus dem gleichen Land, aber, gesellschaftlich gesehen, aus zwei verschiedenen Welten kommen: die Gräfin von Sorgk und Seskau aus der besitzenden und einst herrschenden Schicht und eine Frau aus einfachen Verhältnissen, unscheinbar, von der der Autor nur zu sagen weiß, „daß sie mittleren Alters war und auf den Namen Frau Weiß hörte“.

Die alte Gräfin erlebt „den Einsturz ihrer Welt, den Untergang ihrer Hei- mat, den Verlust von Mann und Söhnen“. Unfähig, sich selbst zu helfen, nimmt die „alte Standesherrin“ die Hilfe der einfachen Frau an, die ihr mehr- fach das Leben rettet, die sie bei schwerer Krankheit pflegt, ohne dass die Grä- fin erkennbare menschliche Regungen zeigt. Nach dem Erzähler ist die Gräfin „ein Mensch von dem alten Hochmut, der unger- n verdankt, wo er nicht be- lohnen kann.“ Die Gräfin erweist sich, versteinert und verkrustet, unfähig zu menschlicher Solidarität; ganz anders die Frau aus dem Volk, die in der Stunde der Not und in höchster Gefahr gerade diese Tugend lebt.

Wie erstarrt aristokratische Lebensart sich in der alten Gräfin verkörpert, zeigt der Hinweis auf ihre religiöse Erziehung „in herrnhutischer Frömmig- keit“. Ausgerechnet diese Variante des protestantisch-pietistischen Christen-

tums, die eine urchristliche Brüderlichkeit anstrebt, reicht bei ihr gerade zu einer im Gebet errungenen Selbstkritik, nicht jedoch zu einer gelebten Dankbarkeit und Mitmenschlichkeit mit der selbstlosen Helferin.

Unfähig, sich der Retterin gegenüber zu öffnen, versteckt die Gräfin ihren Brautschmuck, letztes Dokument ihrer einstigen Stellung, im Ofen, den Frau Weiß aus Fürsorge für sie einheizt. In der Annahme, dass nun „das letzte Stück ihrer eigenen Welt“ verloren ist, treibt die Gräfin die Helferin indirekt in den Tod. Der Schmuck findet sich in der Küchenschürze der Frau Weiß. „In einem Akt der sinnbildlichen Reue wirft die Gräfin bei der Beerdigung das Beuteltchen mit dem Schmuck ins Grab der Weiß, befreit sich damit endgültig von ihrer Vergangenheit, von dem versteinerten Hochmut ihres Bewusstseins, von einem Fetisch, der ihr vorgaukelt, es existiere noch ein Teil der Welt, die endgültig vorbei ist, und stirbt ihrer Helferin am Ende der Geschichte nach.“³

Der Autor bleibt hart an der damaligen Wirklichkeit – im Ereignishaften wie im Psychischen. Er schreibt so intensiv aus der Katastrophe und der Brutalität der geschichtlichen Wirklichkeit heraus, dass er sogar, für ihn ungewöhnlich, eine geschichtlich epochale Jahreszahl nennt, gleich im ersten Satz: „An die Gräfin von Sorgk und Seskau hatte sich in den Fluchtwirren des Jahres 1945 eine Unbekannte angeschlossen [. . .].“ 1945 – diese Jahreszahl ist gewissermaßen ein Siegel für die geschichtliche Authentizität der Ereignisse, die der Dichter literarisch festhält und damit dem schnellen Vergessen entzieht. So liegt es in der Logik dieses Einstiegs, die Erzählung als exemplarischen Fall für die Ereignisse der Fluchtwirren zu lesen.

Ein kurzer Blick in die Geschichtsbücher und in die Erinnerung der Älteren: Am Ende des Zweiten Weltkrieges und in den Monaten danach sind nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus Pommern und Ostpreußen etwa 14 Millionen Deutsche geflüchtet oder vertrieben worden, im Westen keineswegs freundlich aufgenommen. Auf der Flucht sind zwei bis drei Millionen umgekommen. Frau Weiß und die schlesische Gräfin haben literarisch überlebt. Die Erzählung über das Schicksal dieser beiden Frauen liest sich so als ein literarisches Dokument zur größten geschichtlichen Katastrophe seit dem Dreißigjährigen Krieg. Dieser Fluchtkatastrophe gehen die Vertreibung und Ermordung vieler Millionen Menschen voraus, in Polen, im Baltikum, in Russland, in Deutschland und anderswo. Man geht von 50 bis 60 Millionen Kriegstoten im Zweiten Weltkrieg aus. Die Zahl der toten deutschen Soldaten liegt bei 4 Millionen, die der Zivilbevölkerung bei 600 000.

Wie geht ein Dichter, wie geht dieser Dichter mit dieser Katastrophe, mit Leid und Verbrechen um? Auf diese Frage hat Gerd Gaiser in seinem ersten Buch nach dem Krieg eine Antwort gegeben, in der 1949 erschienenen Erzählungssammlung „Zwischenland“. In der Erzählung „Ährenlese“ schreibt er ange-

³ Manfred Durzak: Die deutsche Kurzgeschichte der Gegenwart, Stuttgart 1980, S. 376.

sichts der herrschenden Not nach dem Krieg: „Der Chronist zählt auf; sein Handwerk ist zu berichten, wie Menschen leiden und litten und nicht warum.“ Eine erstaunliche Abstinenz in der Ursachen- und Schuldfrage. Weiter: „Wie das aber sein darf und kommen konnte und verschuldet ward, das fragt andere Richter.“⁴ Mit dieser Funktionsbeschreibung des Schriftstellers als eines Chronisten und mit dem Hinweis auf „andere Richter“, die nach Ursachen und damit auch nach Schuldigen fragen, wird dem Leser eine höchst aktive Rolle zugewiesen. Der Leser wird herausgefordert, selbst nachzudenken, seine Erfahrungen zu reflektieren, nach Ursachen zu forschen, Vorgänge und Zustände zu bewerten.

Der Historiker wird in die Pflicht genommen, Geschehenes zu erforschen, festzuhalten und zu erklären. Moralische Instanzen haben im Licht des Vergangenen die Zukunft in den Blick zu nehmen. Die Literatur aber erzählt gegen das Vergessen – von Homer bis heute. Gerd Gaisers Erzählung „Die schlesische Gräfin“ steht also auch in der literarischen Tradition kassandrischer Geschichten, die vor neuer Gewalt, Verbrechen und Katastrophen warnen – vergeblich meist.

Eine Erzählung wie diese, die sich mit der erlebten Geschichte des einen oder anderen Lesers berühren mag, kann Erinnerungen und Überlegungen auslösen. Nach rezeptionsästhetischem Verständnis kommt das Kunstwerk beim Lesen erst zu seiner vollen Entfaltung. Der Leser, dem der Text als Partitur vorliegt, füllt ihn mit Eigenem auf, wird zum Koproduzenten des Autors.

Zwei Stichworte zum Beispiel, die sich mir mit dieser Geschichte verbinden. 1. Schlesien/Schlesischer Adel: Auf dem schlesischen Schloss Kreisau des Grafen Helmuth James von Moltke traf sich der sog. Kreisauer Kreis. Adlige und Bürgerliche verschiedener Herkunft berieten über den Widerstand gegen die Diktatur. Sie wollten die Katastrophe verhindern oder abmildern und die Erneuerung Deutschlands vorbereiten. 2. Elend, Not und Literatur: Über das große Elend des Dreißigjährigen Krieges hat ein schlesischer Dichter ein bewegendes Gedicht geschrieben, eines der großen Sonette in deutscher Sprache. Andreas Gryphius aus Glogau beklagt 1636 in seinem Sonett „Tränen des Vaterlandes“ die Zerstörungen der Städte, Krankheit und Tod der Menschen, am schlimmsten die psychischen Verwüstungen. Höhepunkt des Sonetts in den letzten beiden Zeilen: „Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,/Dass auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen.“

⁴ Gerd Gaiser: Zwischenland, München 1949, S. 127–159: Ährenlese, hier: S. 139 f.

Gerd Gaiser – Kindheit und Jugend

Geboren am 15. September 1908 in Oberriexingen, einer Kleinstadt ein paar Kilometer südöstlich von Vaihingen an der Enz, im schwäbischen Unterland. Ist das von Bedeutung für den späteren Dichter? Die topographischen Verhältnisse der Stadt seiner Kindheit und ihrer Umgebung finden sich in manchen Werken wieder. Wichtiger aber, dass er Kind eines Pfarrers und einer Pianistin war. Pfarrerskinder in der deutschen Literatur: Christoph Martin Wieland, Gottfried August Bürger, Hermann Hesse, Friedrich Nietzsche, Albert Schweitzer, Gottfried Benn . . . Da reiht Gerd Gaiser sich ein, zählt vor allem zu jenen, die aus dem pfarrherrlichen Gehäuse ausbrechen – biographisch und geistig gesehen.

Wir blicken auf Gaisers Kindheit, und zwar mit den Augen des Dichters selbst. 1975, ein Jahr vor seinem Tod, veröffentlichte er „Geschichten einer Kindheit“, so der Untertitel des Buches „Alpha und Anna“.⁵ Wenn wir Alpha lesen, sind wir überrascht, wenn nicht Omega folgt. In der Offenbarung des Johannes wird das umfassende Sein Gottes mit der Spanne vom ersten bis zum letzten Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr, [. . .].“ Der Pfarrerssohn setzt Anna an die Stelle von Omega. Das hat nicht nur den Effekt, dass Alpha und Anna einen schönen Stabreim bilden. Mit diesem Buchtitel bezeichnet der Autor die Anfänge seines Lebens und er setzt einer Lehrerin seiner Kindheit ein Denkmal. Anna ist ein sieben Jahre älteres Kind einfacher Leute, das sich um das Pfarrersbüble kümmern darf, gewissermaßen ein lokales Aupair-Mädchen, von dem der Jüngere viel lernt – Wörter, Pflanzen, Tiere, gesellschaftliche Verhältnisse.

Hier der Anfang des Kapitels „Der Schlangenkönig“⁶ aus „Alpha und Anna“.

In der Flußaue blühten die Wiesen. Der Habnenfuß funkelte fettgelb, die Margueriten leuchteten. Ein weißliches Schleiern von Grasblüte, der braune Rost des Sauerampfers flimmerten über ihnen. Wir gingen im Duft, in der Hitze, in den Dünsten des dumpfen Grunds, in den Puderwolken der Grassamen; die Gerüche alle machten die Köpfe schwer. An den Stengeln der Skabiosen, der Lichtnelken troff der Kuckucksspeichel. Mücken sirrten giftig. Wir waren noch klein; so hoch war das Gras aufgeschossen, daß wir kaum darüber wegblickten. Es gab eine Stelle, wo der Weg nahe an eine Altwasserschlinge heranstieß. Von dort waren es ein paar Schritte zum Wasser hin. Wir kannten diese Altwässer. Den ganzen Winter sehnte ich mich nach ihnen, bis sie wieder so sein würden wie sommers; braun zwischen den schattenden Gehölzen, Sonnenstreifen, zitternde Lichtgitter im Grund. Wir traten näher, vorsichtig.

⁵ Gerd Gaiser: Alpha und Anna. Geschichten einer Kindheit, Basel 1975.

⁶ Ebd., S. 18 f.

Immer war es ein Wagnis, zu solchen Wassern zu gehen. Wir sahen uns an –: da warf sich plötzlich von unseren Füßen weg eine Schlange und tauchte mit feinem Zischen durch den Spiegel. Dann zickzackte sie durch die honigbraune Helle, sehr geschwind, ihr Schatten glitt unter ihr, von ihrem Kopf weg perlten Wasserschnüre. Das sahen wir, sahen sie davonblitzen und sahen auch eben noch, als sie vor uns floh und wir nun vor ihr mit gellendem Aufschrei flohen: daß ihr eine winzige Krone auf dem Kopf saß.

„Das war der Schlangenkönig“, sagte Anna, als wir in Sicherheit stehen geblieben waren, wo die Krautgärten anfangen und es nach Kohlstrünken und Gänsemist roch: „Wir haben den Schlangenkönig gesehen.“ Ich schwieg stille. Anderntags brachte Anna die Bestätigung mit. Sie hatte ihren Vater gefragt: es war wirklich der Schlangenkönig gewesen.

Anna war sieben Jahre älter als ich und war mein Kindermädchen und zugleich meine Freundin. Ungenau wußte ich, es bedeutete für sie eine Auszeichnung, daß sie täglich kommen und mit mir spielen durfte; ich selbst aber sah es anders. Anna war unerschrocken, schön und beinahe allwissend; indem ich sie bewunderte, herrschte sie lange über mich. Was Anna im Augenblick nicht zu erklären vermochte, darüber holte sie Auskunft bei ihrem Vater ein, der im Wald arbeitete. Oder sie lauschte ihrer Mutter etwas ab, die als Botenfrau viele Wege machte und mit vielen Leuten zusammenkam.

Mit dieser Textpassage blicken wir nicht nur in die soziale und Lernumgebung des Kindes Gerd, sie verweist auch auf eine besondere Stärke des Dichters, auf seine Naturschilderungen.

Ein weiterer Ausschnitt aus „Alpha und Anna“ berichtet von einer frühen Begegnung des Kindes mit der Welt der Literatur „Orbis Pictus“.⁷

In einem Haus, wohin ich über Land manchmal zu Besuch mitgenommen wurde, besaßen sie ein Buch. Dieses Buch war es, das den Ausflug für mich lohnte. Zeigte ich Langeweile am Kaffeetisch, wurde ich auf das Buch verwiesen, jedesmal sann ich deshalb auf schnelle Anzeichen von Langeweile. Die Hausfrau rückte dann seitab ein Tischchen zurecht und legte den Band auf, der schwer war und für mich nur mit Mühe zu regieren. In der Zimmerecke saß ich geschützt, nur von ferne drang zu mir das Schwirren der Unterhaltungen. Die Wärme machte mich schläfrig, zugleich aber regte der Kaffee mich auf, er unterschied sich von dem, der zuhause in meine Tasse kam. Ich begann zu blättern. Sogleich fing das Behagen an damit, daß ich in diesem Buch nicht nach Bildern zu suchen brauchte, die in anderen Büchern oft allzu spärlich vorkamen und deren Fehlen die meisten Bücher so gänzlich unbrauchbar machte. Die Erwachsenen, in dem traurigen Nachlassen ihrer Sinne, kamen ohne Bilder aus. Dieses Buch aber, es bestand fast nur aus Bildern.

⁷ Ebd., S. 7–11.

ORBIS PICTUS hieß es, soviel verstand ich zu buchstabieren. *ORBIS PICTUS*, erklärte man mir, bedeutete ungefähr: die gemalte Welt. Einen ähnlich vollkommenen Inhalt konnte es kaum geben. Groß fing es denn auch an und zeigte das Auge Gottes, das aus einem Dreieck blickte. Herrscherlich ruhte es auf den vier Elementen der Welt, auf Wasser und Luft, Feuer und Erde. Sinnfällig wurde die Luft mittels Wolken, sie entließen Regenstrahlen, es erschien auch ein Regenbogen, und Vögel sah man, von Luft getragen, hin- und herschießen. Doch es blieb nicht bei den Vögeln: auch der Mensch unternahm es, dieses kühnste der Wesen, in sie aufzusteigen; neuerdings. Ruhig und dennoch verwegen saß er, dieser Mensch, in einem Korb aus Weidenruten und war beschäftigt damit, in ein Heft Notizen einzutragen, indessen über ihm der Ballon aus Seide flüsterte. Tief unter ihm, auf gekräuselten Wogen, tanzten allerlei Schiffe, so war auf das Wasser hingeleitet. Auf dem Meer blies der Wal, und schrecklich, wie ein riesiger Korkzieher, drehte sich eine Wasserhose.

[...] Und so ging das Buch fort. Es erklärte mir die Welt, die ich nur in winzigen Ausschnitten kannte. Hier, wo das Ganze vorgestellt wurde, entzückte das Regelrechte der Anordnung, die Verständlichkeit und die weise Verteilung. So war die Welt faßlich und leuchtete ein, ganz gleich, wie unverständlich, ja böse und wirr mir oft das erschien, was ich selbst beobachtete oder was mir widerfuhr. Worauf kam es also an? Vielleicht auf die Anordnungen, auf die richtigen Plätze. Unterbringen mußte man die Dinge. Das Buch setzte mich in Bewegung. Es galt, so etwas selber anzulegen. Ein Buch wie dies selbst zu machen, mußte erst die rechte Lust sein. *ORBIS PICTUS*, das war ein Vorhaben; es kitzelte mich im Zwerchfell. Mein Atem ging aufgeregt.

In dieser Passage erfahren wir in eindrucksvoller Weise, wie das Kind die Faszination der Literatur erlebt, der Bilder zunächst, der Abbilder der Wirklichkeit. Der Leser kann versuchen, die Bilder (und Texte) des Buches mit den Augen des Kindes im zu vermutenden Alter von fünf/sechs Jahren zu betrachten. Es handelt sich um das 1658 erschienene Werk „*Orbis sensualium pictus*“, d. h. „Die sichtbare Welt“, von dem Humanisten Johann Amos Comenius, Bischof der Brüdergemeine und bedeutender Pädagoge bis heute. Auch Goethe war als Kind von diesem Buch sehr beeindruckt („Dichtung und Wahrheit“ 1. Teil 1811). In 150 Holzschnitten mit Erläuterungen in lateinischer und deutscher Sprache werden Gott und die Welt, Natur und Kultur erklärt, alles zwischen Geburt und Tod, zwischen Schöpfung und Jüngstem Gericht. Das Werk ist der Anfang des Schulbuchs, ein Vorläufer der Comics, ein multimediales Unterrichtsmaterial.

Den künftigen Dichter freilich erregt nicht nur, dass die Welt im Buch faßlich wird und einleuchtet. Er selbst will die Dinge der Welt in diesem Medium ordnen. „Unterbringen mußte man die Dinge. Das Buch setzte mich in Bewegung. Es galt, so etwas selber anzulegen. Ein Buch wie dieses zu machen, mußte erst die rechte Lust sein. *ORBIS PICTUS*, das war ein Vorhaben; es kitzelte mich im Zwerchfell. Mein Atem ging aufgeregt. Trunken im Kopf,

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Ein Jahr vor seinem Tod veröffentlichte Gerd Gaiser in dem Buch „Alpha und Anna“ Geschichten aus seiner Kindheit. Eine handelt von seiner frühen Begegnung mit der Literatur, wobei besonders Comenius' „Orbis pictus“ einen tiefen Eindruck hinterließ.

taumelte ich zwischen den Eltern den nächtlichen Weg nach Hause.“⁸ Der erste Versuch des Kindes, ein Buch zu machen, misslingt. Die Richtung aber war gegeben.

Über seine Jugendjahre hat Gerd Gaiser mehrfach geschrieben, recht ausführlich in dem Beitrag „Aus dem Dorf M.“ (in dem 1977 posthum veröffentlichten Band „Ortskunde“).⁹ Die Eltern waren von Oberriexingen, dem Ort der Kindheit, ins Dorf M. [Maichingen, bei Sindelfingen/Böblingen] gezogen, um dem Jungen den Besuch der Lateinschule in Böblingen zu ermöglichen; so ist Gaiser ein Fahrschüler geworden.

Das Dorf M. war der Ort seiner frühen Jugendjahre, also etwa vom 10. bis zum 14. Lebensjahr, ehe er die theologischen Seminare in Schöntal und Urach besuchte. In diesem Dorf machte Gerd Gaiser, aus der Rückschau betrachtet, prägende Erfahrungen, die sein ferneres Leben, seine Hinwendung zum Nationalsozialismus und auch sein literarisches Schaffen in hohem Maße beeinflussten. Davon kann hier nur knapp berichtet werden.

⁸ Ebd., S. 11.

⁹ Gerd Gaiser: Ortskunde, München 1977, S. 88–115: Aus dem Dorf M.

Es sind drei sich überschneidende Lebenskreise, die formend auf ihn einwirken. Es ist die Familie, der Vater und sein Amt sowie die Mutter und die Musik, es ist die Atmosphäre in einem pietistisch geprägten Dorf, und es sind die politisch-gesellschaftlichen Erschütterungen und Umbrüche nach dem Ersten Weltkrieg in den Jahren der Weimarer Republik.

Als Pfarrerskind war der Junge ständiger Beobachtung ausgesetzt. Der Vater erschien dem Sohn eher wie ein Leidender, den sein Amt schwer drückte. 1968 schreibt Gaiser in einem autobiographischen Beitrag: „Die Existenz meines Vaters vermittelte mir einen furchtbaren Begriff von Glauben.“¹⁰ Dagegen war die Mutter eine Lichtgestalt. Sie spielte Chopin, las viel, schrieb Briefe, hatte aber auch an der Last der amtierenden Pfarrfrau zu tragen. Bei Schulkameraden entdeckte der Junge ein leichteres Leben mit weltnahen Vätern; zwei Brüder seines Vaters waren lustige Kerle, er nannte sie „Lachmeister“. Das abendliche Vorlesen wiederum bewirkte eine intensive Beziehung zum Wort, die Apokalypse faszinierte ihn besonders.

In der Spannung zwischen den sehr unterschiedlich angelegten Eltern betrachtete Gaiser sich als Mutterkind. Es war ihm klar, dass er nie in die Welt des Vaters eintreten würde. Als sich später abzeichnete, dass der Sohn sich nicht der Theologie, sondern der Malerei zuwenden würde, legte ihm der Vater nichts in den Weg. Nur in der Gemeinde konnte man hören: „Manchen rechten Mann straft der Herr in seinen Kindern.“

Wie sehr, neben dem Wort, das Bildhafte sein Weltverhältnis bestimmte, zeigt eine Erinnerung an der Klavierspiel seiner Mutter: „Ich erinnere mich, daß ich nach Augenblicken in einen sonderbaren Schlaf sinken konnte, [...] in dem ich nicht eigentlich hörte, der aber voll war von heftigen Bildern, in welche sich die Musik übersetzte. Es waren Bilderketten, ein Bild ging ins nächste über, blühte und neigte sich und ging wieder auf in neuen Formen.“¹¹

Ein kurzer Erinnerungsblick des Autors in die „Lateinschule in einer Fabrikstadt“ in Böblingen: Er hatte „alte, verhärmte Lehrer“ oder ganz junge, die „zynisch oder rabaukenhaft“, aus dem Krieg kamen. Auf dem Ofen in der Schulstube wärmten die Fahr Schüler winters ihre Blechnäpfe mit „Sauerkraut, Linsen, Zwiebelsauce. Das dampfte, lief über und sott, und dazwischen Latein, Syntax und Stilistik.“¹²

Über das Leben im Dorf soll hier nur ein einziges Thema zur Sprache kommen, nämlich der Tod. Die Passage über den „Tod im Dorf“¹³ ist ein eindrucksvoller autobiographischer Text. In einer Besprechung des Buches

¹⁰ Gerd Gaiser: Unter manchen Schwierigkeiten, in: *Zeitenwende. Die neue Furche*, 39 (1968), S. 770–777, hier: S. 771.

¹¹ G. Gaiser, *Ortskunde* (wie Anm. 9), S. 43 f.

¹² Gerd Gaiser: Jahrgang 1908, in: Joachim Karsten (Hrsg.): *Jahr und Jahrgang 1908. Theodor Schieder, Erich Landgrebe, Gerd Gaiser*, Hamburg 1968, S. 121 f.

¹³ G. Gaiser, *Ortskunde* (wie Anm. 9), S. 52–56.



Kindheitsfoto in Oberriexingen mit den Eltern, dem Pfarrer Hermann Friedrich Gaiser und der Mutter Julie Luise geb. Lachenmann, eine gebürtige Reutlingerin.

„Ortskunde“ schreibt der Dichter Martin Gregor-Dellin über diese Passage bewundernd: „Das möchte man geschrieben haben, und es zeigt zugleich, was Gerd Gaiser konnte.“¹⁴ Martin Gregor-Dellin war als Freund des Malers Winand Victor und Autor bei den „reutlinger drucken“ des Richard Salis mehrfach mit Reutlingen verbunden.

Der Tod war im Dorf immer gegenwärtig. [...] Er war schrecklich, und weder ein Schweigen noch ein Bereden noch auch das Wort, das von der Kanzel ausging, war bemüht, ihn zu verkleiden oder schön zu schminken. Er gehörte ins Leben als endlicher Vollzug, der einem jeden aufgegeben war früher oder später. Es gab keine Ausrechnung hinsichtlich seines Termins oder eine Berechnung gegen ihn, noch auch erlaubte die Art seines Herantritts eine Deutung als Strafe oder als Lohn. Greise, die fast ohne Körper ein sanftes Alter erlebten, schwanden im Morgenschlaf weg, ohne daß jemand, vielleicht nicht einmal sie selbst, ihr Sterben gewahr wurde; andere aber, in denen er nistete, fraßen als böse Kranke ein Jahr ums andere die Kraft derer, die sie pflegen mußten. Es gab eine Frau, die dreizehn Kinder geboren hatte, und davon starben ihr elf; einer Bäuerin aber, die gern einen Erben gehabt hätte, starb nur eines an Scharlach, aber das war ihr einziges gewesen und blieb es. Ein Steckschuß vom Krieg her brachte endlich einen zur Strecke, den die Seinen noch nötig gebraucht hätten, und ein humpelnder Saufaus genoß seine kleine Rente und ließ alle wissen, daß er täglich jünger werde.

[...] Es gab die kleine Irmel Wirtsknecht, die war blond und zarthäutig, ein Tagelöhnerkind, und hatte keine Mutter, dafür aber zwei kleine Geschwister, die versorgte sie, obwohl sie noch nicht zwölf war. Eines Tags wird Irmel krank, eine Operation erklärt der Arzt für notwendig, die Kasse zahlt, so daß Irmel fortgebracht und geschnitten werden kann. Als sie aber wiederkommt, hat die Ortsschwester ihren Bescheid von den Ärzten, und das Kind selbst weiß auch, daß es sterben muß; vielleicht war jemand unvorsichtig, oder das Kind läßt sich so oder so nicht täuschen. Sommer wird es also, und Irmel sitzt vor dem Haus und sieht mit uralten, weit offenen Augen den Kindern zu, die sich im Schmutz balgen und nichts vom Sterben wissen können; sie selbst regt sich nicht mehr viel. Uralte Augen, sichtlich friert Irmel in der grellen Julisonne, sie hat eine alte braune Wolldecke über sich, und es ist wohl nur ein Verlegenheitsgeschwätz von den Leuten, wenn sie herantreten und fragen: „Ist dir nicht heiß, Irmel?“ Sie wissen nicht, was sie sonst fragen sollten. Aber Irmel ist es nicht heiß. Leute wollen ihr noch was zugute tun mit Gebäck, das sie vielleicht gern essen könnte, auch mit einem Gartenstrauß. Aber sie zeigt keine Freude daran. Vielmehr, sie hat keine Zeit dafür, denn sie wird davon gestört in ihrer eigentlichen Beschäftigung. Ihr Geschäft ist es, an den Tod zu denken. Sooft es eine Beerdigung gibt – und sie versäumt nie, sich danach zu erkundigen –, will

¹⁴ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. 7. 1977.



Gerd Gaiser – Schriftsteller, Maler und Pädagoge. Vor dem Krieg hatte Gaiser eine erste Anstellung als Lehrer in Herrenberg. Aus dieser Zeit stammt das Motiv „Ammermühle winterlich“.

sie auf dem Stuhl hinausgesetzt und nah an die Straße gerückt sein. Sie will alles sehen und will nicht, daß ihr etwas verlorengeht. Keine Miene, keine Verrichtung. Vor dem Zug geht der Ortspolizist her, stramm, in frisch ausgebürsteter Uniform; der Sarg, schwarz behangen und mit Kränzen zugedeckt, schwankt schwerfällig auf den Tragestangen; das will Irmel alles sehen, sie will auch das Schluchzen hören, das sich für die Leidtragenden schickt oder das sie nicht dämpfen können, das gedämpfte, verlegen klingende Getrappel der vielen unregelmäßigen Schritte, das Murmeln und verhaltene Tuscheln da und dort im Trauergeleit, dann die begleitenden Glocken, und sie riecht die abwelkenden Blumen, den strengen Schrankgeruch der schwarzen Kleider, den Kalkstaub der Straße, der um den Zug emporsteigt. Aber auch was sie selbst nicht mit den Augen verfolgen, nicht hören und riechen kann, weil sie auf den Friedhof nicht folgen darf, genau muß es ihr berichtet werden: was gesungen worden ist, davon hört sie, je nachdem der Wind steht, ein paar Töne, auch wie die Stimme des Pfarrers sich erhebt, aber was der Pfarrer geredet hat, muß ihr wiedergegeben werden, ob der Sarg gut hinuntergekommen ist und mit Erde beworfen und mit letzten Blumen begrüßt. Wie sie endlich dann eine genaue Vorstellung hat von allen den Handlungen und allen ihren Einzelheiten genügend erfahren und in ihren Gedanken bewegt, da ist sie soweit, daß sie es nun nicht mehr erwarten kann, selbst an die Reihe zu kommen. Man wußte, sie rief

nun flüsternd nach ihrem Tod und stieß mit dem kleinen Stock, den man ihr gegeben hatte, erzürnt auf den Boden, weil er ausblieb und sich nicht rufen ließ.

Das alles war vor Augen. Ich hörte von allem durch meinen Vater, denn sein Amt war es, Beistand zu leisten. Wenn er Tote hinausleitete, war dies oft das Ende einer jahrelangen Last, die ihm auferlegt gewesen war. Ich kannte die schwere Erschöpfung, in der er so oft von Besuchen und von Begräbnishandlungen zurückkehrte. Er gab viel von der eigenen Kraft her, indem er mit den Leidenden litt. Denn er litt nicht nur von den körperlichen Schrecken. Mit ihm selbst verfuhr der Tod auch nicht barmherzig und erließ ihm nichts. Er hatte ein langes Sterben. Als er sein Grab bekam unter der Mauer des alten, in seinen Grundfesten noch karolingischen Kirchturms, unter Holundern und Ebereschen, war dies auch das Ende jener Dorfzeit.

Das Thema Tod zieht durch Gaisers Werk eine deutliche Spur. Höchst bewegend zum Beispiel das Verlöschen eines jungen Lebens im Tod des Seminaristen, der – im Roman „Das Schiff im Berg“ – in eine Erdspalte steigt und nicht wieder herauskommt.

Als Fahrschüler kam Gerd Gaiser mit der Welt der Arbeiter in Berührung. Sie fuhren mit dem gleichen Zug, der ihn zum Gymnasium brachte, zur Arbeit bei einer „weltbekannten Motorenfabrik“ nach Sindelfingen. Verglichen mit den Bauern im Dorf waren „die Leute, die in die Fabrik fuhren, anders“. „Vor allem bemerkte ich, daß sie eine Masse bildeten.“ Sie redeten in einer Sprache, die ihm fremd war, in ihrem Gebaren schien ihm Herausforderung zu liegen.

Der Junge empfand, dass er nicht dazu gehörte. „Ich begriff“, schreibt er, „daß die Leute, zu denen wir nicht gehörten und die uns ausschlossen, eine Macht bildeten und sich dieser Macht bewusst waren. Aber Unruhe war in diesem Bewusstsein, ein Drang, eine gereizte Wachsamkeit, eine Lebenstrauer, die aus Ungeborgenheit kam.“ „Die neuen Leute [...] nahmen die Welt nicht mehr an, wie sie war. Sie befanden sich im Aufstand, und der Aufstand war längst gewonnen dort in den Zentren, auf die es ankam. Dort veränderte sich die Welt, und die Veränderung schritt weiter. Wir lebten nur an ihrem Rand.“¹⁵

Mit diesen wenigen Sätzen skizziert Gerd Gaiser Um- und Aufbrüche in den unruhigen Jahren der Weimarer Zeit. In Schlagworten ausgedrückt: Industrialisierung, Entwurzelung und Proletarisierung der Arbeitenden, Massenbewegungen, revolutionäre Veränderungen. All diese Veränderungen hat der sensible junge Mensch als Bedrohung seiner eigenen Lebenswelt empfunden, der Welt des Bildungsbürgertums, die, bei allen inneren Spannungen, für ihn doch Sicherheit und Geborgenheit bot. Er fühlt sich nicht zugehörig. Die Welt gerät in Unordnung. Wie und wodurch kann die Welt in Ordnung gebracht werden? Eine für Leben und Werk des späteren Dichters zentrale Frage.

¹⁵ G. Gaiser, Ortskunde (wie Anm. 9), S. 46–48.

Prom. 19. 22/24

N.	Nam.	Ort u. Zeit sterb.	Wo u. wann abgebr. u. Abg. d. Abbr.
6.	Seig, Gottlieb	Reiffen 9.10. 1898 3. Mai 1908	Gottlieb Seig Pflanzsch. Reiffen.
7.	Lorenz, Wilhelm	Reiffen-Ind. 15. Juli 1908.	Karl Lorenz, Olog. Reiffen-Ind.
8.	Gaiser, Gerhard	Oberwiesingen ca. 1908 16. Sept. 1908	Grauwies Gaiser, Pflanzsch. Mengen u. Södingen.
9.	Goes, Albrecht	Laugraben 19. Aug. 1908 22. März 1908	Albrecht Goes, Pflanzsch. Göppingen.
10.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
11.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
12.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
13.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
14.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
15.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
16.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
17.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
18.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
19.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
20.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
21.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
22.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
23.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.
24.	Gieseler, August	Wiesingen 16. Jan. 1908	August Gieseler, Pflanzsch. Södingen.

Auszug aus dem Verzeichnis der Schüler der Jahre 1922–24 im Seminar Schöntal, unter ihnen die Freunde und Pfarrersöhne Gerhard Gaiser und Albrecht Goes.

Für die nächsten vier Jahre im Leben Gerd Gaisers haben wir auch die von Sympathie und Zuneigung gezeichneten Erinnerungen eines Freundes, des Pfarrers und Dichters Albrecht Goes¹⁶, wie Gaiser 1908 geboren, im März. Im Frühjahr 1922 wurden beide Knaben nach dem württembergischen Landexamen in die Internatsschule Kloster Schöntal „eingeliefert“, einer Pflanzschule für Theologennachwuchs aus den Zeiten des alten Herzogtums und Königreiches Württemberg. Die Plätze in der Zweierbank und im Zweierzimmer wurden nach dem Alphabet zugeteilt. So kamen Gaiser und Goes zueinander. Sie bewohnten die Stube „Hellas“. „Hellas“ hieß auch die Stube, in der Hans Giebenrath in Hesses Erzählung „Unterm Rad“ im Kloster Maulbronn wohnte. Nach zwei Jahren Schöntal wechselten die Schüler ordnungsgemäß nach Urach, wo sie 1926 ihr Abitur ablegten. Goes ist die „Augenwelt“ des Freundes aufgefallen, er charakterisiert ihn – „lässig, sicher, eigentümlich ernst, ein wenig distanziert, mitunter spöttisch; schon früh ein junger Herr; einer, dem fast alles zufiel.“¹⁷

¹⁶ Albrecht Goes: Nachwort, in: Gerd Gaiser: Mittagsgesicht. Erzählungen, Ostfildern 1983, S. 175–183, hier: S. 177.

¹⁷ Ebd.

Albrecht Goes beschreibt die schulische Bildung in Schöntal und Urach so: Eine „hinreißend einseitige Bildung. Keine Ahnung von einem Lichtschalter, kaum eine chemische Formel. Dafür aber: Sallust, Homer und Sophokles, die Genesis im Urtext, Hölderlin.“¹⁸ Bei einer Schulaufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ spielte Gaiser den Stauffacher, also einen der Begründer des Bundes gegen den Tyrannen. Etwa 15 Jahre später befahl eben ein Tyrann, nämlich Hitler, den „Tell“ nicht mehr aufzuführen, in den Schulen nicht mehr zu behandeln.¹⁹ Bei sogenannten Tischgesprächen nannte der Diktator den Freiheitskämpfer Tell einen „Schweizer Heckenschützen“. Schiller war zum Staatsfeind geworden.

Auch Gaiser kommt zu einem kritischen Urteil über seine Schulbildung: Er habe erfahren, „daß viel guter Wille viel Unheil vorbereiten kann. Wir lebten in allerlei Welten, allein die reale Welt lernten wir nicht kennen. Wir hielten zuviel von Deutschland.“ Und bei aller Vielfalt der Lektüre „hätte man den Karl Marx nicht so ganz auslassen sollen“.²⁰ So beklagen Goes und Gaiser das Fehlen naturwissenschaftlicher Bildung und die Unkenntnis gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Humanistische Bildung allein konnte also nicht davor schützen, menschenverachtender Ideologie und Barbarei zu verfallen. Zwei junge Menschen, beide aus Pfarrhäusern stammend, fanden zu sehr unterschiedlichen Haltungen auf dem deutschen Weg in die Katastrophe. Albrecht Goes trat ins Tübinger Stift ein, wurde Pfarrer, im Zweiten Weltkrieg Lazarett- und Gefängnisgeistlicher und Dichter eindrücklicher Geschichten über das Grauen des Krieges und des Holocaust. Gerd Gaiser besuchte, seiner Begabung folgend, die Kunstakademien in Stuttgart und Königsberg. Ausgedehnte Reisen führten ihn ins Baltikum, in die Donaustaaten, nach Frankreich, Italien und Spanien. Nach kunstgeschichtlichen Studien in Dresden und Tübingen legte er die Prüfung für das höhere Lehramt ab und promovierte 1934 über ein Thema der spanischen Kunst.

Gerd Gaiser – Dichter in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft

Gerd Gaiser ist nicht Maler geworden, als Zeichenlehrer und Professor für Kunstpädagogik jedoch der bildenden Kunst verbunden geblieben. Als Künstler wurde er Dichter. Literarisches veröffentlicht hat er ab 1940. Die Texte, die wir bisher gehört haben, sind später entstanden, in den fünfziger

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Klassiker in finsternen Zeiten 1933–1945. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 2 Bde., Marbach 1983, Bd. 1, S. 420 f. Vgl. dazu Henry Picker: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942, Bonn 1951.

²⁰ G. Gaiser, Jahrgang 1908 (wie Anm. 12), S. 125.

Jahren „Die schlesische Gräfin“, die Erinnerungen an Kindheit und Jugend in den sechziger und siebziger Jahren. Diese Texte wurden hier gewissermaßen gegen die Chronologie präsentiert, und zwar im Blick auf die Beziehung von Biographie und Werk.

Es ist für die Nachgeborenen nicht einfach, sich ein Bild zu machen über die Zeit, in der Gerd Gaiser als Dichter begann. Die Versuchung liegt nahe, diese Jahre auszublenden. Man muss aber, will man Gaisers Werk einschätzen, diese Zeit wenigstens annäherungsweise verstehen. Das sogenannte Dritte Reich wurde zu Beginn von vielen mit Begeisterung und großen Erwartungen begleitet. Andere wurden unterdrückt, vertrieben, ermordet. Aufs Ganze und aufs Ende gesehen war es eine Zeit entsetzlicher Verbrechen und Katastrophen. Die Fairness gebietet, einen Menschen, einen Dichter zumal, gerade auch in solchen Phasen seiner Geschichte zu begleiten, vielleicht mit ihm zu leiden, mit ihm sich zu irren, mit ihm Irrtümer zu erkennen, ihm zu widersprechen, Fragen zu stellen, nicht zuletzt auch der Opfer dieses Gewaltsystems zu gedenken. Albrecht Goes spricht im Blick auf Gaisers Gang durchs Leben von „Wegen, Umwegen, Wirtwegen auch, Rückwegen zuletzt“.²¹

Der Versuch, einen Menschen, eine Generation, hier die Generation unserer Väter und Großväter, aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, erfordert viel Arbeit. Man braucht Kenntnisse, muss Situationen, Ursachen, Anlässe und Wirkungen erkennen. Ein solches differenzierendes Verstehen erfordert ein geschichtliches Bewusstsein, nicht zuletzt auch ethische Maßstäbe. Für J. W. Goethe kam es darauf an, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet



In der literarischen Monatsschrift „Das Innere Reich“ erschien im Mai 1941 auch Gerd Gaisers Gedicht „Reiter am Himmel“ mit offenkundigen Anklängen an die NS-Ideologie.

²¹ A. Goes, Nachwort (wie Anm. 16), S. 180.

und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.“²²

Im Krieg war Gerd Gaiser Offizier bei der Luftwaffe in Polen, Norwegen und Rumänien, zuletzt in Italien, wo er in Kriegsgefangenschaft geriet. Während der Kriegsjahre veröffentlichte Gaiser Gedichte und kurze Prosatexte in der literarischen Monatsschrift „Das Innere Reich – Zeitschrift für Dichtung, Kunst und Leben“. „Das Innere Reich“ war eine konservative Kulturzeitschrift jener Zeit. Sie war zwar kein Propagandaorgan der Partei, zeigte aber Schnittmengen mit dieser, bot jedoch auch gewisse Spielräume.

Wenn man die Namen einiger Autoren nennt, die in dieser Zeitschrift und auch nach dem Krieg publiziert haben, dann kann man den Eindruck gewinnen, dass „Das Innere Reich“ für einen literarischen Anfänger in dieser Zeit eine willkommene Plattform bot. Autoren waren u. a. Rudolf G. Binding, Johannes Bobrowski, Georg Britting, Rudolf Alexander Schröder und Ina Seidel. Auch Ernst Wiechert, der den Nationalsozialismus aus christlich-moralischer Überzeugung ablehnte, hat in dieser Zeitschrift publiziert. 1938 wurde Wiechert für kurze Zeit im KZ Buchenwald inhaftiert, dann von der Gestapo überwacht. Wiechert darf hier auch deshalb erwähnt werden, weil sein Werk, insbesondere sein Roman „Das einfache Leben“, nach dem Krieg eine ähnlich lebhaftere Rezeption erfuhr und heute fast vergessen ist wie Gaisers Nachkriegsprosa.

In dieser frühen Phase erschien 1941 auch Gaisers erstes Buch, ein schmales Gedicht-Bändchen mit dem Titel „Reiter am Himmel“. Wir wollen von dem lyrischen Frühwerk Gaisers ein Beispiel vorstellen, das 1940/41 im „Inneren Reich“ und dann im „Reiter am Himmel“ erschienen ist. Es ist das Gedicht „Der Erde Verlust“²³, das über die Schreibweise und das Weltverständnis des Autors zu dieser Zeit Auskunft geben kann.

Der Erde Verlust

*Hat denn einer von uns eine tiefere
Sehnsucht jemals gehegt unter den Süchten der Welt
Als die bäurisch uralte
Sehnsucht, auf eigener Erde als Herr zu stehn?
Kam vielleicht nicht das andre,
Das uns Not schuf wie Stolz,
Jenes anspruchsvolle
Große Vermessen,
Das uns als Flieger zu kälteren Himmeln jagt
Und zu ferneren Küsten*

²² Johann Wolfgang Goethe 1811 im Vorwort zu seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“.

²³ Gerd Gaiser: Reiter am Himmel. Gedichte, München 1941, S. 19.

Oder auf Schlitten ins einsame riesige Eis,
 Das zu Maschinen uns drängt, immer größeren, immer
 Mörderischeren, immer verschlagenern, oder
 Spielen um Letztes uns heißt, auf die Grauflut
 Pfadlosen Denkens schlafwandelnd hinauswagt.

Kam es vielleicht nicht einzig aus ihrem, der Erde, Verlust:
 Der ungnädigen,
 Die uns Enterbten
 Schweifende Augen schuf,
 Einen schneidenden Jägerblick,
 Da wir, uns selbst überhoben,
 Antraten die große Fahrt?

Verhaltener wollten wir ja von den friedelosen
 Straßen uns wieder bescheiden, ebbenden Bluts
 Ruhiger in die eigene Fährte kehren,
 Unsere Äcker umreitend in einem Nachmittag.

Meine Freunde habe ich ausgefragt,
 Und da ich selber mir nachspürte,
 Eins nur vernahm ich:
 Daß wir glücklicher wären, wenn einzig trabte
 Unter uns eine Stute durch Roggen und weißes Korn,
 Und die Stunde priesen,
 Auszukämmen am Abend aus unsrem Haar
 Halme und Staub. Daß besser als jegliches andre
 Nachtmahl uns mundete, draußen, Salzfleisch und rauhes Brot,
 Wenn nur Geruch der Herden an unsere Schwelle wehte.

In freien Rhythmen mit einem spätexpressionistischen Pathos stellt das Gedicht ein bestimmtes Lebensideal vor. Dazu ein paar kurze Erläuterungen.

Hier spricht „einer von uns“ von der tiefsten Sehnsucht, die alle beseelt, nämlich „die bäurisch uralte Sehnsucht, auf eigener Erde als Herr zu stehn“. Man kann diesen Wunsch als Streben nach Freiheit, auch nach Autarkie verstehen – im Individuellen wie im Allgemeinen, durchaus auch im wirtschaftlichen Sinn. Im Verständnis des Autors ist dieses erstrebte Leben verlorengegangen, und zwar durch „jenes anspruchsvolle große Vermessen“ – das ist eine Umschreibung für Technik, für eine technisierte Zivilisation. Dieses „Vermessen“ ist durchaus ambivalent, es schuf „Not wie Stolz“. Durch die Technik aber, also durch die wissenschaftlich-technische Zivilisation, sei dem Menschen der unmittelbare Bezug zur Erde verlorengegangen: „der Erde Verlust“. Dieses erdlose, ursprungsvergessene „große Vermessen“ ist von großer Dynamik, es jagt die Menschen zu kälteren Himmeln, zu fernerer Küsten, ins einsame Eis.

Das Gedicht ist ein Klagelied, eine Elegie, eine Technik- und Zivilisationskritik. In diesem Verlustempfinden singt der Autor im Konjunktiv des Wunsches sein Sehnsuchtslied nach einem einfachen Leben. „Daß wir glücklicher wären, wenn einzig trabte unter uns eine Stute durch Roggen und weißes Korn.“ Eine Wunschwelt fernab aller Mähmaschinen und aller Technik überhaupt. Es ist ein Wunsch zivilisationsmüder Befindlichkeit, sich aus der Dynamik des sich verändernden Lebens in den statischen Zustand einer archaischen Kultur zurückzuziehen. Ein extremes Beispiel solcher Regressionsliteratur findet sich bei Gottfried Benn. In seinem Gedicht „Gesänge“ wünscht sich das lyrische Ich „O dass wir unsere Ururahnen wären. Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor. [...] Schon ein Libellenkopf, ein Möwenflügel wäre zu weit und litte schon zu sehr.“²⁴ Die Evolution zurücknehmen, im Urschleim sich wohlfühlen, dies ist ein poetisches Gedankenspiel eines Intellektuellen: anti-intellektuell, anti-zivilisatorisch.

Gaisers Gedicht „Der Erde Verlust“ zeigt einen Bezug und einen Widerspruch zur nationalsozialistischen Ideologie vom Bauerntum, zur Politik einer autarken Selbstversorgung. Die im Gedicht formulierte „bäurisch uralte Sehnsucht“ kann in diese Ideologie einfließen. Das Gedicht deckt aber auch einen Widerspruch dazu auf, indem es klagend auf die Realität hinweist. Bauer und Flieger: Dieses spannungsvolle Paar verweist auf den Gegensatz zwischen propagierter Bauern-Kultur und dem forcierten Ausbau einer hoch technisierten Industriegesellschaft mit einer alles überwuchernden Kriegs- und Waffenproduktion. Im Gedicht heißt es, dass das „große Vermessen“ „zu Maschinen uns drängt, immer größeren, immer mörderischeren, immer verschlagenern“.

Die Angst vor der Technik hat eine lange Tradition. Sie ist in Deutschland, eine auch in dieser Hinsicht verspätete Nation mit der nachhinkenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert, ein wichtiges Thema geblieben. In den „Sonnetten an Orpheus“ fasst Rainer Maria Rilke 1922 dieses Thema in zwei Zeilen als alternative Herausforderung: „Alles Erworbne bedroht die Maschine, solange/sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorchen zu sein.“ Die Maschine also, die Technik wird nach dieser Denkweise nicht abgelehnt. Der Mensch aber muss darauf achten, dass sie ihn nicht beherrscht, sondern ihm dient – eine bis heute bestehende Aufgabe.

Was die Beziehung Gerd Gaisers zum Nationalsozialismus betrifft, so hatte die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, statistisch gesehen, am Ende des Dritten Reiches rund 8,5 Millionen Mitglieder. Eines davon war Gerd Gaiser. Wichtiger ist die Frage nach den Motiven, sich auf den Nationalsozialismus einzulassen. Gerd Gaisers Beweggründe können im Sinne jener Zeit idealistisch genannt werden. Sie gelten für viele seiner Generation. Es

²⁴ Gottfried Benn: Statische Gedichte, Zürich, Hamburg 1948.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Seit 1933 war Gerd Gaiser wie die meisten Junglehrer Mitglied im NS-Lehrerbund. Der NSDAP ist er 1937 beigetreten.

handelt sich um Auseinandersetzungen und Entscheidungen in einer Zeit großer geistiger, politischer und sozialer Umwälzungen. Diese Verwerfungen und Umschichtungen mögen weit ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Erschütterungen, die zum Beispiel Charles Darwin, Friedrich Nietzsche und andere ausgelöst haben, wirken fort, wie immer verstanden oder missverstanden.

Gaisers Weg zum Nationalsozialismus kann, wie für viele seiner Generation, abkürzend so beschrieben werden: An die Stelle des traditionellen christlichen Glaubens tritt eine nationale Pseudoreligion mit den Idealen des Kampfes, des Heroischen, der Rasse, des Reiches und des säkularen Führers, der sich mit der Aura eines gottgesandten Retters umgab. Damit verbunden war ein Hang zum Irrationalismus, der Kampf gegen den verfehlten Versailler Vertrag, die Kritik an der westlichen Zivilisation, die Angst vor dem Kommunismus und vor dem Heraufkommen der farbigen Völker. Über die Abwendung von der Religion der Väter, die Angst vor der Masse und der Technik hat Gerd Gaiser in autobiographischen Texten Auskunft gegeben. Wir belassen es bei diesen knappen Hinweisen auf hochkomplexe Zusammenhänge. Der Germanist Gottfried Just nannte es 1965 eine Katastrophe dieser Generation, dass ihr

Denken, ihre Wünsche und Sehnsüchte sich in der Ideologie des Nationalsozialismus haben pervertieren lassen.²⁵

Gerd Gaiser hat darüber öffentlich gesprochen – in seiner „Ansprache an die Tübinger Jungbürger“ im Jahre 1957. Hier redet einer in staatsbürgerlich-pädagogischer Absicht, einer, der aus dem Krieg heimgekehrt, in einen demokratischen Staat eingekehrt ist, dazu mit dem Prestige eines erfolgreichen Schriftstellers. In dieser Rede fordert Gerd Gaiser die nun Einundzwanzigjährigen auf, sich politisch zu engagieren, um in einem freien Staat auch auf ihre eigene Zukunft bedacht zu sein. Dabei stellt er die Wiedervereinigung Deutschlands der jungen Generation als „eine der schwersten und ehrenvollsten Aufgaben“ vor Augen. Europa als Hoffnung für den geschundenen Kontinent kommt nicht in den Blick. Aus dieser Rede über geschichtliche Erfahrungen und politische Konsequenzen hier ein paar Sätze.²⁶

Ich habe nichts, wovon ich ausgehen könnte, als die Erfahrungen und die Beobachtungen einer Generation, deren Leben unruhig genug und voll von Täuschungen gewesen ist, und die gleich der Ibrigen sich noch heute und heute wieder mühen muß, zu ihren Maßen und ihren Pflichten zu finden. Was ich Ihnen zu sagen habe, sage ich zu mir selbst, muß ich mir täglich sagen.

[. . .] Lassen Sie mich hier für einen Augenblick einen Zustand ins Gedächtnis rufen, der zum Schicksal meiner eigenen Generation gehörte und der Ihnen vielleicht vom Hörensagen geläufig, vielleicht auch ganz unbekannt ist und der Sie auf jeden Fall sehr fremdartig anmuten muß.

Ich hörte vor kurzem einen jungen Mann Ihres Alters sagen: „Es heißt immer, daß unsere Jahrgänge sich nun einmal nicht mit politischen Dingen beschäftigen wollen, und das stimmt auch. Aber so schlimm ist das gar nicht. Sobald die Zeiten ein bißchen schlechter kommen, werden die Leute schon wieder anfangen, sich für Politik zu interessieren.“ – Eine sehr gefährliche Äußerung; vielleicht wird es selten so ausgesprochen, aber doch des öfteren so empfunden. Nun, in den Jahren, die ich meine, gab es in der Tat schlechte, ja sehr schlechte Zeiten, damals zwischen den Kriegen, und da es an Arbeit fehlte, hatten die Leute auch ausgiebig Zeit dazu, mehr Zeit als ihnen lieb war, sich mit Politik zu befassen. Der Staat war seinem Wesen nach ebenso ein freier Staat, aber offenbar waren viel zu wenige für diese Freiheit reif. So kam es dahin, daß zu Zeiten dieser Staat in Heerlager gespalten war, die sich nicht allein mit erbitterten Meinungen bekämpften, sondern deren einige heimlich oder ganz offen bewaffnet waren, ja Verbrechen und Gewalt nicht scheuten. Und der größere Teil der Jugend stand in solchen Heerlagern verteilt und war bereit, bereit mehr zu

²⁵ Gottfried Just: Ein deutsches Phänomen: Gerd Gaiser, in: Schwäbisches Tagblatt, 16. 1. 1965. Auch in Gottfried Just: Reflexionen. Zur deutschen Literatur der sechziger Jahre, Pfullingen 1972, S. 16–21.

²⁶ Gerd Gaiser: Ansprache an die Tübinger Jungbürger, in: Kleine Tübinger Schriften, Heft 3, o. J. [1957].

Leidenschaften als zur Vernunft, bereit auch, Opfer und Verfolgungen auf sich zu nehmen. Es gab dazwischen andere, die sich von allem abgestoßen in ein Traumreich unpolitischer Romantik flüchteten. Aber kein Zweifel, daß es ein großer Teil wertvoller Jugend gewesen ist, der den Rattenfängern ins Garn ging und aus Unverständnis, aus mißleiteter Begeisterung, aus Vertrauensseligkeit zur Beute eines Irrtums wurde, der schreckliche Folgen gezeitigt hat.

Vertrauen und sich begeistern lassen sind schöne Dinge, und unser Unglück ist es, daß wir das Fragwürdige aller Begeisterungen auf so schmerzliche Weise zu fühlen bekommen haben. Es wäre schön, Sie könnten sich für diesen Staat begeistern. Da wir aber mit Begeisterungen zu zögern gewöhnt worden sind, wird es sich darum handeln, die Dinge ganz nüchtern zu nehmen. Was nüchtern begonnen wird, hat ja auch den festesten Bestand. Sie sollten also, nachdem Sie nun Bürger in diesem Staat geworden sind, Ihre Pflichten und Ihre Rechte darin als ganz nüchterne Notwendigkeiten ansehen lernen, nämlich als Notwendigkeiten Ihrer Selbsterhaltung.

Der Erzähler Gerd Gaiser nach 1945

Über das Chaos der Niederlage haben wir mit der Erzählung „Die schlesische Gräfin“ (1956) ein eindrückliches literarisches Dokument kennengelernt. Das erste Buch nach dem Krieg, nach sechsjähriger Schreibpause, erschien 1949 mit dem sprechenden Titel „Zwischenland“²⁷ – im gleichen Jahr, in dem Gaiser als Kunsterzieher am Reutlinger Friedrich-List-Gymnasium begann. Es sind Erzählungen über den militärischen, noch mehr über den moralischen Zusammenbruch. Im Chaos muss der Einzelne ums Überleben kämpfen. Es findet sich aber auch „ein guter Hirte“, der den geschundenen Menschen hilft, ihnen mit Mitleid begegnet. So tritt ein neues – eigentlich wohl altes – Menschenbild vom helfenden Menschen auf den Plan, dem das Leben das Maß aller Dinge ist.

Ein Jahr später erschien Gaisers erster Roman „Eine Stimme hebt an.“²⁸ Mit diesem Heimkehrer-Roman beginnt der literarische Ruhm Gerd Gaisers als bedeutender Autor der Nachkriegsliteratur. 1952 erhält er für dieses Buch den Fontane-Preis der Stadt Berlin. Weitere Preise und Ehrungen folgen.

Oberstelehn, so heißt die Hauptfigur, kehrt nach Krieg und Gefangenschaft in seine Heimat zurück. Der Roman zeigt die Zerstörungen im Sichtbaren, aber auch in den menschlichen Beziehungen, er zeigt den materiell und geistig unbehausten Menschen und seine Suche nach Ordnung. Durch den Krieg sind auch viele Ehen auseinandergebrochen, auch die von Oberstelehn. In der Besinnung auf traditionelle Werte findet der Protagonist in die Ehe mit seiner

²⁷ Gerd Gaiser: Zwischenland, München 1949.

²⁸ Gerd Gaiser: Eine Stimme hebt an, München 1950.

Frau zurück und steht damit für die Hoffnung auf ein Leben in neuer oder wiederhergestellter Ordnung.

Würde man der Chronologie der Ereignisse folgen, so stünde Gaisers zweiter Roman „Die sterbende Jagd“²⁹ vor allen anderen Nachkriegswerken. Das Buch, das in Teilen noch im Krieg entstanden ist, erschien 1953. Es wurde von der Kritik als „das beste Kriegsbuch in Romanform“ emphatisch begrüßt.³⁰ In sechzig aneinandergesetzten Szenen erzählt Gaiser von einem deutschen Jagdgeschwader in der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Ein damals ebenfalls sehr erfolgreiches Buch über den Luftkrieg, der Roman „Vergeltung“ von Gert Ledig, erzählt aus der Perspektive von unten von Tod und Verderben bei der Bombardierung einer deutschen Stadt.³¹

Aus der „Sterbenden Jagd“ hier eine Passage über die Piloten, junge Leute um die zwanzig, allzeit bereit, zum Luftkampf aufzusteigen, eine gehätschelte und bedenkenlos geopfert Elitetruppe: Piloten auf Abruf.³²

Sie lagen da in ihren Faltstühlen und machten einen eigenartigen Dienst zwischen Langeweile und mörderischen Erregungen. Vor Tagesanbruch kamen sie im halben Schlafwandel aus ihren Unterkünften und sanken in ihre Stühle, um fortzuschlafen. Das Radio nahm sich ihrer an und brachte sie über den Tag, vor dessen Ende sie den Platz nicht wieder verlassen durften. Zu ihren Liegeplätzen gehörte das narkotische Plärren, dem sie kaum zuhörten und dessen Verstummen sie dennoch beunruhigte wie betrogene Süchtige, wenn ein Gerät ausfiel. Sie wußten selten, ob heut oder morgen oder die nächsten zwei Wochen ein Startbefehl kommen würde, aber sie mußten damit rechnen, mit dem Bissen im Mund oder mitten im Wort aufzustehen und dann im Laufschrift zu ihrer Maschine das letztmal gesehen worden zu sein. Es waren lauter junge Leute, die hier lagen und sich bräunten wie Sommerfrischler, kaum einer über dreiundzwanzig, Leute der ersten Wahl, denn wenige können ein Jagdflugzeug erfolgreich bedienen. Lauter Leute, die viel kosteten und die sorgfältig geschont, unterhalten und doch ohne Rücksicht geopfert wurden. Niemand nimmt dem Jagdflieger einen Teil seiner Aufgaben ab, er ist allein, er muß sein Flugzeug steuern und Anschluß an seinen Verband halten und den Luftraum beobachten und seine paar Dutzend Skalen und Zeiger im Auge haben und das Geräusch seines Motors überwachen, und er ist dabei behindert durch enge Kleidung, durch Gurte und Funksprechgerät und Höhenatmer und die Belästigungen seiner Natur, die sich zur Wehr setzt gegen Schleuderbewegungen, Stauerstoffmangel, Unterdruck und Wärmeverlust, und er muß

²⁹ Gerd Gaiser: Die sterbende Jagd, München 1953.

³⁰ Hans Egon Holthusen: Scripta manent, in: Internationales Jahrbuch für Literatur, 1976, S. 182–186.

³¹ Gert Ledig: Vergeltung, Frankfurt/Main 1956.

³² G. Gaiser, Sterbende Jagd (wie Anm. 29), zitiert nach der Lübbe-TB-Ausgabe, Bergisch-Gladbach 1975, S. 61 f.

bei alledem die Figuren des Kunstflugs beherrschen und den Willen besitzen zu kämpfen. Er muß ein Kunstschütze sein, und wenn er seine Knöpfe drückt, feuern zwei Paar Kanonenzwillinge, die Maschinengewehre noch nicht gezählt. Das ist nur eine beschränkte Auswahl, die da mitkommt, und auch wer es durchhält, kann nicht so lange wie er möchte.

Alle diese jungen Männer, die sich hier räkeltten und nur darin behindert waren, daß sie ihre schwere Kleidung nicht ablegen durften, daß Pelzstiefel und Schwimmweste sie belästigten, sahen gesund aus. Sie neckten ihre Hunde, warfen ein Spiel Karten aus oder naschten von ihrer Bordverpflegung. Sie wußten, daß sie eine Auswahl darstellten, und nahmen die Vorrechte, die man ihnen zumuß, für selbstverständlich. Sogar die Verschiedenheit der Dienstgrade spielte eine beschränkte Rolle. Mancher junge Offizier flog in einem Schwarm, den ein erfahrener Feldwebel führte. Einen bürgerlichen Beruf besaßen nicht viele. Bei den meisten stand in ihren Papieren als Beruf eingetragen: Schüler. Das gemeinsame Leben glich ihre Gesichter einander an, die zugleich lässig und beunruhigt blickten. Sie hatten zu viel Zeit und gar keine vor sich. Sie besaßen eine Intelligenz ohne Wortschatz und das Vermögen, eins und gleich mit ihren Maschinen zu sein.

Hauptort des Geschehens ist ein Fliegerhorst in Nordeuropa. Dem Namen nach liegt er in Norwegen, aber auch Schleswig-Holstein spielt herein. Wir haben einen auktorialen, d. h. allwissenden Erzähler, der sich auch mit Kommentaren einbringt. Einen großen Raum nehmen Gespräche ein. Eindrucksvoll sind die Beschreibungen sowohl der Natur als auch technischer Vorgänge. An den technisch-militärischen Jargon der Flieger muss man sich heranlesen. Diese Jagdstaffel hat hauptsächlich die Aufgabe, deutsche Schiffe gegen feindliche Flugzeuge zu schützen und die gegen deutsche Städte einfliegenden Bomberpuls anzugreifen.

Wir greifen einige Aspekte heraus. Der Tod ist allgegenwärtig. Immer wieder kehren Kameraden vom Feindflug nicht zurück. Da will ein schon älterer Vater seinen Sohn besuchen, den er schon drei Jahre nicht gesehen hat. Der aber ist gerade abgeschossen worden. Ein Vorgesetzter traut sich nicht, dem Vater die Wahrheit zu sagen, und erklärt, sein Sohn sei auf Dienstreise. Oder: Die Witwe eines tödlich verunglückten Fliegers reist von Süddeutschland zur Beerdigung ihres Mannes. Sie weiß aber nicht, dass ihr Mann nicht beerdigt werden kann, weil seine Leiche mit dem Flugzeug irgendwo im Meeresboden steckt. Sie ist 23 Jahre alt, schwanger und nun Witwe. Im Roman „Das Schiff im Berg“ heißt es von Wehrmachtshelferinnen: „kaum volljährig und schon Witwen“. Bei so viel Tod schützt sich auch schon mal einer mit Ironie. Ein Hauptmann erklärt, was er unter Komfort versteht: „Särge nach Maß, weiße Tischtücher und zum Frühstück ein weiches Ei.“³³

³³ Ebd., S. 107.

Der Bombenkrieg wird immer härter. Die Angehörigen daheim trifft es hart. Ein Offizier fasst zusammen: „Lauter arme Luder, die in der Heimat, geduldig und vertrauend, und sie hatten es nicht gut und hockten in Kellerlöchern und bekamen keine Sonderverpflegung und warteten, dass ihre Söhne, ihre Gatten und Brüder es wenden würden.“³⁴ Von Wenden aber kann keine Rede sein. Einige wissen, andere ahnen es: Dieser Krieg ist nicht zu gewinnen.

Der Gegner wird nie beim Namen genannt. Dabei kann es sich doch in dieser Konstellation nur um Engländer und Amerikaner handeln. Dies entspricht der Tendenz des Autors, Politisch-Geschichtliches zu entkonkretisieren. Dagegen werden die vielfach geschilderten Luftschlachten zu Abbildern homerischer Kämpfe über Troja (Ilion), zu biblisch-apokalyptischen Ereignissen: „Der Angriff hatte begonnen. Die Schlacht war da, die Schlacht über Ilion [...] die jahrlange Schlacht, die am Himmel zog und ihr Land pflügte wie eine feurige Egge und ihre Kraft fressen sollte, ihre Maschinen, ihre Plätze und Werkstätten, endlich sie selbst [...] Eine Schlacht ohne Aussicht für sie [...]“³⁵ Realistisches und Symbolisch-Mythisches in einem.

Angesichts der immer drückenderen Überlegenheit der Gegner entwickelt sich bei den Piloten eine gewisse Kritik an der Luftwaffenführung. Es geht jedoch nicht um politische Konsequenzen, etwa Waffenstillstand und Beendigung des Krieges, um das Vaterland vor der völligen Zerstörung zu bewahren. Man verlangt mehr und bessere Flugzeuge. Die Führung dagegen, längst am Ende, kritisiert die Flieger, weil sie nicht genug feindliche Flugzeuge abschießen, weil sie, wie es heißt, nicht „produktiv“ genug sind. Man wirft ihnen mangelnden Angriffsgeist vor.

Politisch-Moralisches kommt aber dennoch zur Sprache. Der Oberfähnrich von Schwersenz war an die Ostfront abgeordnet gewesen und berichtet von einem Erlebnis, das seine Vorstellungen von Ehre und Kampf für eine gerechte Sache erschüttert. Erschüttert hat ihn, wie ein russischer Kriegsgefangener von einem deutschen Bewacher einfach abgeknallt wird. Sein Oberleutnant klärt ihn auf: „Das kommt von Prinzipien. Das kommt zum Beispiel so, daß man die Menschen in Gattungen einteilt, von denen die einen Wert haben und die anderen nicht. Dort drüben, so hat man den Mann unterrichtet, hat er eigentlich keine Menschen vor sich, bloß so eine Art Lebewesen.“³⁶

Hier erklärt ein Offizier auf seine verharmlosende, ironische (oder vorsichtige?) Weise einem Jüngeren die „Prinzipien“, d. h. auf sprachlich versteckte Weise den mörderischen Rassismus des Nationalsozialismus. Danach gibt es germanische Herrenmenschen, russische Untermenschen und Juden als Ungeziefer. Die einen sind wertvoll, die anderen nicht, können oder müssen sogar getötet werden. Angesichts dieser brutalen Mördergesinnung kann der junge

³⁴ Ebd., S. 115.

³⁵ Ebd., S. 87 f.

³⁶ Ebd., S. 195.

Offizier nur entsetzt fragen: „Wie soll ich kämpfen, wenn Dinge vorgehen, die uns schänden?“³⁷ Mit diesem Bericht über den Mord an einem russischen Kriegsgefangenen, über Dinge, „die uns schänden“, implantiert der Autor in die Welt der sich ritterlich empfindenden Jagdflieger im Westen wenigstens einen kurzen Blick auf den Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten und das millionenfache Morden in den Konzentrationslagern.

Ein letzter Aspekt. Um die unruhigen Piloten zur Ordnung zu rufen, schickt die Führung einen höheren Offizier zu dem Geschwader: Oberst Frenssen, ein Berufsoffizier aus alter Offiziers- und Theologenfamilie. Über ihn schreibt der Autor einen bemerkenswerten Satz: „Das machte sein Schicksal aus. Es war die dumme, großartige Weise des Gehorsams.“³⁸ Der Gehorsam, das klingt hier an, scheint in besonderer Weise eine deutsche Schicksalstugend zu sein. Wie schwer haben sich die Frauen und Männer des Widerstands, vor allem die Offiziere getan, die Barriere des Gehorsams, des Eides zu überwinden, um Deutschland vielleicht doch noch vor dem Schlimmsten der Katastrophe zu bewahren – vergeblich. Gilt der Eid auch einem Verbrecher gegenüber? „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott.“ (Römer 13,1) Es ist hier nicht der Ort, diese biblische Rede von der Obrigkeit und dem Gehorsam ihr gegenüber von Paulus über Luther bis heute theologisch zu diskutieren.

Wie verheerend der in manchen Bezügen notwendige Gehorsam sich auch auswirken kann, ist, geschichtlich gesehen, offenbar. Ein Flieger sagt: „Ich habe den Ungehorsam nicht gelernt.“ Diese Generation ist in einen Zustand politischer Unmündigkeit hinein erzogen worden. Das Buch zeigt eine Variante der Niederlage des eigenen Gewissens gegenüber dem Befehlsgehorsam.

Frenssen blickt in dem Zimmer, in dem er übernachtet, auf das Hitler-Bild an der Wand. „Der Wahnsinnige!“, sagte er laut.“ Laut, aber nur zu sich in seiner Kammer. An Widerstand denkt von den Offizieren der „Sterbenden Jagd“ keiner. Politische Ursachenanalyse ist ihre Sache nicht. Sie wurden zum Gehorsam erzogen. Dass Gehorsam, wie im alten Preußen, durch ein göttliches Sittengesetz begrenzt ist, gilt in der Diktatur nicht. Die Aufforderung „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, stammt zwar von dem großen deutschen Philosophen Immanuel Kant, zum Leitspruch deutscher Erziehung ist er aber nicht geworden.

Vor dem Einschlafen geht Frenssen noch Folgendes durch den Kopf:³⁹

*Man kann eine Sache wollen und für sie kämpfen, das ist ein herrliches Los.
Man kann sie wollen und nicht für sie kämpfen: nicht der Rede wert. Man*

³⁷ Ebd., S. 196.

³⁸ Ebd., S. 220.

³⁹ Ebd., S. 223 f.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Die Abb. steht nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Gaisers zweiter Roman erschien 1953 und handelt von einem deutschen Jagdgeschwader in der Endphase des Zweiten Weltkriegs.

Zwei Jahre später wartete Gaisers Roman „Das Schiff im Berg“ mit einer ganz anderen, zivilisationskritischen Thematik auf.

kann sie nicht wollen und sich deshalb weigern, zu kämpfen für sie, das kann sehr schwer werden, aber du hast deinen Frieden mit dir. Aber sie nicht wollen und doch kämpfen, weil da ganz bestimmte Umstände vorliegen, dabei mußt du verlieren so oder so. Da gibt es keinen Ausweg. Deine Mutter oder dein Weib aufgeben, weil sie den Teufel hat, dafür bist du nicht geschaffen. Du kannst nicht teilen und von nichts mehr wissen wollen, damit du ein sauberer Herr bleibst in dieser Welt. Ob du willst oder nicht, du mußt schuldig werden.

Der beste Offizier, sagte jemand zu ihm, den er nicht kannte, ist der verderblichste. Er erschrak und sagte weiter: „Aber ich kann nicht dazu helfen, daß sie das Kotzen kriegen müssen vor sich selber und mir. Ich kann sie nicht schonen. Wir müssen doch bei etwas bleiben. Jemand kann sich doch nicht einfach abmelden. Ich werde sie aber selber nicht überleben, beim lieben Gott.“

Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sagte, indem er an das Bild dachte: „Ich hasse ihn! Ich hasse ihn wie die Pest!“

*Gott hat ihm uns geschickt, dachte er, und er muß uns verderben. Ich verstehe das und verstehe es nicht. Aber ich kann nicht austreten und kann es nicht wenden. Nemo contra Deum nisi Deus ipse*⁴⁰.

Der einst als gottgesandter Retter verklärte Hitler wird nun zum gottgewollten Verderber. Frenssen kommt, wie viele der Flieger, noch vor Kriegsende um. Die vielen Toten werden durch neue, schlecht ausgebildete Flieger ersetzt. So entstehen, wie Gaiser formuliert, „Einheiten, die zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt waren“.⁴¹

Ein paar Gesprächsfetzen aus den Schlusskapiteln der „Sterbenden Jagd“: „Was ist eigentlich aus uns geworden? Verdammt sollen die sein, die uns so weit gebracht haben.“ – „Wir müssen doch einmal wieder dahin kommen, dass wir wissen, was vorn und hinten, und was unten und oben ist.“

Es verdichtet sich die Einsicht, dass man sich von einer verbrecherischen Führung hat verführen lassen, die nicht nur die Völker Europas, sondern auch das eigene Volk in Tod und Verderben reißt. Siegen oder untergehen war die Parole. Für diese Erkenntnis, getäuscht worden zu sein und sich selbst bitter getäuscht zu haben, findet ein Offizier das Bild vom edlen Ritter und vom Teufel, vielleicht an Dürers Bild „Ritter, Tod und Teufel“ denkend: „Also nehmen wir einen Mann, so einen Walthari oder Parzival, er ist ausgezogen, um zu fechten für seine Angebetete und scheut auch den Tod nicht für sie. Da muß er entdecken, daß die Angebetete eine Hure ist. Sie hat sich eingelassen, ein schwarzer Bock besitzt sie. Sie schläft mit dem schwarzen Bock. Jetzt ist der Mann übel dran. Was sollen wir mit dem Mann machen?“⁴²

Deutschland hat sich mit dem Teufel eingelassen. Der „schwarze Bock“ bei Gerd Gaiser, „Die schwarze Spinne“ bei Jeremias Gotthelf, Mephistopheles, der Götze aus der Hölle in Carl Zuckmayers Drama „Des Teufels General“, das personifizierte Böse, der Widersacher Gottes hat Deutschland, das besagt das Bild, zur Hure des Bösen gemacht.

Nur wenig später, als diese Einsicht in der erzählten Zeit des Kriegsendes in der „Sterbenden Jagd“ geäußert wird, greift auch Thomas Mann in der Realzeit Juni 1945 zum Bild des Teufels, als er in seiner berühmt gewordenen Rede „Deutschland und die Deutschen“ in der Kongress-Bibliothek in Washington sich zu Deutschland bekennt und die Katastrophe zu erklären sucht. Seinem amerikanischen Publikum sagt er, „dass es nicht zwei Deutschland gibt, ein böses und ein gutes, sondern nur eines, dem sein Bestes durch Teufelslist zum Bösen ausschlug.“ Und weiter: „Ich habe es auch in mir, ich habe es alles am

⁴⁰ Latein, wörtlich: Niemand ist gegen Gott außer Gott selbst. Im Zusammenhang hier sinngemäß: Nur der Dämon selbst [hier: Hitler] kann den Dämon vernichten.

⁴¹ G. Gaiser, Sterbende Jagd (wie Anm. 32), S. 233.

⁴² Ebd., S. 254.

eigenen Leibe erfahren.“⁴³ Welch ein Wort eines deutschen Dichters von Weltgeltung, dem 1936 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war, dem die Universität Bonn im gleichen Jahr die Ehrendoktorwürde entzogen hatte.

Das Schiff im Berg

So heißt Gerd Gaisers dritter Roman, mit dem Untertitel „Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann“, 1955 erschienen.⁴⁴ „Das Schiff im Berg“ – was für ein Titel. Er stimuliert die Leser schon vor der Lektüre zum Denken. Der Titel zwingt größte Gegensätze zusammen. Ein Schiff ist normalerweise im Wasser, auf dem Wasser. Ein Berg ist gerade nicht Wasser, ist gesteigertes Festland. Aber gleichzeitig: Dieser Titel verbindet zwei Grundsymbole menschlichen Lebens: unterwegs sein und einen festen Punkt haben. Sinai, Horeb, Zion, Olymp – wie immer die heiligen Berge heißen: Sie verheißen Zuflucht und Hilfe. Ein Schiff namens Arche war die Rettung in der großen Flut.

„Das Schiff im Berg“ – der Titel lässt Mythisches, Religiöses, Symbolisches erwarten, ist eine komplexe Metapher, ein spannungsreiches Bild. Der Untertitel aber – „Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann“ –, der klingt nach Wissenschaft, nach exakter Forschung, nach archivierter Erkenntnis. Heute könnte der Untertitel lauten: Auf einer Festplatte gespeicherte, in Dateien geordnete, auf Disketten gesicherte Dokumente eines Exzellenz-Professors.

Der Roman ist eine in die Nachkriegszeit gelegte Rahmengeschichte. Hagmann, Professor für Geschichte und Frühgeschichte, und die Assistentin Löhr, zuständig für Naturwissenschaften, wollen einen Berg erforschen. Man glaubt, wenn man die Landschaftsbeschreibungen liest, auf Schritt und Tritt sich auf der Schwäbischen Alb zu bewegen, in die Bärenhöhle zu steigen. Hagmann will die Natur und ihre Geschichte erforschen, auf der Suche nach dem Sinn des Lebens.

Das Schiff im Berg, erklärt Hagmann, ist eine Redensart in der Gegend. Das Schiff ist ein Zeichen, bedeutet die Fülle des Lebens, auf deren Erscheinen man hofft. Das Schiff kann also als eine messianische Denkfigur verstanden werden, eine Erwartungshaltung der Hoffnung, ein Mythos der Hoffnung. Unter Mythos verstehen wir, vereinfacht gesagt, eine ursprünglich-vorwissenschaftliche Aussage, eine Erzählung über die Welt, ihre Entstehung, über Götter, über Zusammenhänge des Lebens. Von Mythen erzählen Dichter immer wieder, auch in nichtmythischen Zeiten. Mythen sind poetisch, verweisen auf

⁴³ Thomas Mann: Deutschland und die Deutschen [1945 in englischer Sprache], in: Die Neue Rundschau, Heft 1, 1945. Zit. nach Thomas Mann: Sorge um Deutschland. Sechs Essays, Frankfurt/Main 1957, S. 73–93, hier: S. 92.

⁴⁴ Gerd Gaiser: Das Schiff im Berg, München 1955.

DAS SCHIFF IM BERG

*Als dem Zettelhäuser der Peter Hagmann, 192 Seiten, in Leinen 9,50 DM.
(Eine Übersetzung ins Französische ist in Vorbereitung). – Diese Geschichte eines Berges irgendwo in unserem Land ist ein lehrreicher ganz schmerz Meisterrück der Sprachgewalt, des Aufschlusses vieler und gerade der wesentlichen Geheimnisse unserer Sprache und damit auch unserer «Natur» – ein in aller Einfachheit im Sinn wie in der Form gleich wunderharm, ja weises Buch, ein poetisches Lehrbuch über den Menschen in seiner Welt, ein Lehrbuch großer Prosa. Fikologische Welt, München*

ZWISCHENLAND

Erzählungen, 160 Seiten, in Leinen 5,80 DM. – Gaisers Heimat ist das offene Land, die Kopfsteinstraße der Kleinstraß, Weinberg und Wirtshaus am Sonnen. Seine Probleme sind von jener einfachen Kompliziertheit, die jeden immer mit überfallen können wie Hagel im Hochsommer. Niemand verliert in die Verbindung mit dem Nützlichen, seine Erzählweise ist schwerföhlig, unbewußt kunstreich und hinsichtlich in den Bankrott der letzten Dinge. Schönelebe Leuchterweg, Augsburg

Zur Lieferung empfiehlt sich Die Buchhändler

**KNÖDLER
REUTLINGEN**
Katharinenstraße 4

CARL HANSER VERLAG MÜNCHEN 27

Photo: Th. Leyrer, Stuttgart

GERD GAISER

Werbeblatt des Carl Hanser-Verlags München, in dem die meisten Erstausgaben der Gaiserschen Werke erschienen.

Ursprünge in Kultur und Religion. Verheerend ist, das weiß man hierzulande, wenn Pseudomythisches zu einer politischen Herrschaftsideologie aufgeblasen wird.

Ein zentrales Problem der in diesem Buch gestalteten Zivilisationskritik liegt in der Spannung zwischen der Sinnsuche des Forschers und der Erwartung des Bürgermeisters: „Ich hoffe, dass Sie mir meinen Fremdenverkehr machen.“⁴⁵ Spricht hier ein Banause, ein Materialist, der mit Hilfe der Wissenschaft die Natur ausbeuten will? Oder ist der Bürgermeister ein verantwortungsvoller Politiker, der für die Daseinsfürsorge seiner Mitmenschen arbeitet und dabei nach neuen aktuellen Möglichkeiten sucht? Wie haben seine Verfahren ihr Leben gestaltet? Sie haben gesammelt, gejagt, Ackerbau getrieben, Kleinindustrie aufgebaut. Und jetzt? „Fremdenverkehr“ ist eine Perspektive, den Lebensunterhalt zu verdienen, d. h. Tourismus, eine Wander- und Erholungslandschaft organisieren für naturferne Stadt- und Industriemenschen, die die Natur und ihre Schönheit kennen und lieben lernen, die ökologisch

⁴⁵ Ebd., S. 6.

sensibilisiert werden können. In Hagmanns Augen wird die Natur kommerzialisiert, zerstört, seine Ausgrabungsfunde werden „ausgestellt“. Freilich, er weiß noch nichts von Naturschutz- und Biosphärengebiet.

Um es kurz zu machen: Im Kontext des Buches enthält die Hoffnung des Bürgermeisters die Frage nach der Funktion von Zivilisationskritik. Will diese gegen die Zukunft und die Dynamik des Lebens abschotten oder aus der Erfahrung der Geschichte helfen, Zukunft vorzubereiten und zu gestalten?

Literatur schafft ihren eigenen Kosmos. Der Leser taucht ein, vergleicht mit seiner eigenen Welt. Es kommt zu Fragen, z. B. wie die hier gestellten. Der Leser stimmt zu, widerspricht, es kommt, das wäre am besten, zum Gespräch. Also reden wir mit dem Bürgermeister, mit Professor Hagmann und über diese Figuren natürlich mit dem Autor. Hagmanns Ziel ist: „Ich will die Historie dieses Berges abfassen.“ Das ist nichts weniger als eine Art Kosmogonie, eine Weltentstehungsgeschichte, begrenzt auf einen Berg und auf einen Zeitraum von 180 Millionen Jahren. Zu dieser Welt gehört auch der Mensch, wenn auch mit der Einschränkung: „An dem Meer und dem Berg gemessen, war die Zeit des Auftretens von Menschen unerheblich.“⁴⁶

Von der „sterbenden Jagd“ zum „Schiff im Berg“ – das ist ein gewaltiger Schritt. Was sich dort in wenigen Tagen als Katastrophen-Ende geschichtlicher Ereignisse aus Schuld und Verhängnis, Hybris und Götzendienst abspielt, wird hier als großer Atem jahrmillionenlanger Erdgeschichte aufgerufen. Dennoch wird auch die Menschengeschichte hier eingeordnet, über Jahrtausende und Jahrhunderte hin bis zum Zweiten Weltkrieg und bis in die Nachkriegstage. Kein Austritt also aus der Geschichte. Der Raum aber, die Erde wird wichtiger, wird zum eigentlichen Bezugspunkt des Lebens. Die Grundkategorie Zeit bleibt selbstverständlich. Der Mensch aber, der Mensch in Raum und Zeit wird zurückgestuft, zurückgestutzt auf eine bescheidene, kleine, begrenzte, vergängliche Rolle im großen Naturgeschehen.

Hagmann schreibt auf einen seiner Zettelkasten-Zettel: „Die Historie dieses Berges besteht aus seinen Frühlingen, seinen Sommern, seinen Herbstern und seinen Wintern. Sie besteht aus seinen Pflanzen und dem Leben der Tiere auf ihm. Der Mensch transitorisch.“⁴⁷ Hier diktiert der Autor seinem Professor Hagmann im Wissenschafts-Jargon in die Feder, dass der Mensch eine vorübergehende Erscheinung ist. Diese Einsicht war offenbar in der Zeit des Größenwahns in Vergessenheit geraten, wird immer wieder vergessen. In der poetischen Sprache des 103. Psalms klingt „transitorisch“ so: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“

⁴⁶ Ebd., S. 10 f.

⁴⁷ Ebd., S. 29.

In seiner poetischen Sprache beschreibt Gerd Gaiser, wie das Wasser am Erscheinungsbild des Berges arbeitet.⁴⁸

Das Wasser, welches das Muttergebirge abfraß, arbeitete an den drei Flanken des Bergs und fing an, seine vierte zu öffnen. In den Regenwochen des Vorwinters oder zur Schneeschmelze, wenn der Berg unbetretbar wurde, hörte kaum ein Ohr die rastlosen, gierigen, klagenden und frohlockenden Laute dieser Zerstörungen, das eintönige Tropfen, das Schlucken und Schlürfen, Röcheln und Gluckern im Geklüft, das Schmatzen und Kichern der Rinnsale, das Patschen und Klopfen, Scharren und Wetzen der wandernden Schotter. [...]

Das Wasser wühlte in den zwei Tälchen, die den Berghals einschnürten, und sägte sie tiefer ein. Sie wurden bei den Menschen die Schrecke und die Küche genannt der seltsamen Schwammriffe wegen, aus denen Fratzen zu blicken schienen und Töpfe und Mörser gehöhlt waren. Wer sie durchstieg, sah hoch über sich Ausschliffe, Galerien und Wirbelmühlen der Bäche, die jetzt tief unten wühlten. Zwischen diesen fast unzerstörbaren Türmen rutschte der Schutt unaufhaltsam in Halden ab, die wie mit der Schaufel geglättet dalagen, aber im Rieseln blieben, immer feiner zerblättern und endlich von den Bächen davongeführt, wenn sie in der Regenzeit schwellen. [...]

Auch in der Tiefe des Bergs, in der lang verkarsteten Masse, durch die es eilig hinuntertroff, arbeitete das Wasser. Es löste den Kalk, zerlöcherte weiter die Bänke und höhlt alle die Gänge, die Röhren und Schächte noch stärker aus. Da und dort stürzten dann die zerlaugten Decken ein; so entstanden Trichter, Wannen oder wurmartig gekrümmte Gräben.

Eindrucksvoll, wie der Dichter die beharrliche Arbeit des Wassers am Berg in lautmalenden Satzkaskaden erklingen lässt: Schlucken und Schlürfen, Röcheln und Gluckern, Schmatzen und Kichern, Patschen und Klopfen, Scharren und Wetzen – eine Dynamik unendlichen Schaffens.

Neben der Arbeit der Natur am Gesicht der Erde nun ein Blick auf die Entstehung einer geistig-kulturellen Dimension des Menschen.⁴⁹

Auf den Berg stieg ein Mensch, der dort nichts suchte, noch einer Fährte folgte; er ging nicht spähend, kaum daß sein Weg ihm bewußt war. Es trieb ihn. [...] Benommen und gerufen, so stieg er aufwärts, bis sein Kopf über den oberen Rand tauchte und sein Blick Raum gewann; es war ein grasiges, buschiges Feld, mit dem die Ebene oben anfing. Er trat hinauf, stand und wunderte sich, was da umgehe. Das Gras wartete hoch, locker, zählbar, von feinen Schatten durchflossen, wachsbau an den Stengeln, mit glänzenden Rispen, und dazwischen stand schwank die Glockenblume, und ein Falter saß an ihr fest.

Der Mann scheute sich, er sah sich um, ob da ein Wesen sei, das ihm auf-lauere oder wehre, doch schien alles freundlich. Da lief er einwärts, kniete und

⁴⁸ Ebd., S. 26–28.

⁴⁹ Ebd., S. 31–33.



Landschaften und insbesondere Bäume – hier „Baumgärten bei Reutlingen“, 1947 – waren beliebte Motive in Gaisers künstlerischem Werk der frühen Nachkriegsjahre.

deckte seine Augen, ließ dann die Hände fallen und hob das Gesicht. Er sah alles Leben, das ihn umstand, unsterblich, weil es nichts von sich wußte, mächtiger als er, der sterben mußte, und doch keiner Sprache mächtig: alles ihm zugewandt, als habe es ihn gerufen, um einen Namen zu erhalten, alles ihm zugewandt, wie als komme es auf seinen Ruf. Und er rief es an, sprach mit ihm und schmeichelte ihm mit Namen, rief es Blaugras, Hasenohr, Kronwicke, Schwalbenwurz, Leinblatt, Rindsauge, Purpurkee. Schnell standen in der Luft Segelfalter und schossen über einer heißen Platte zusammen zu einer wirbelnden Garbe. Sie drehten und jagten sich, er hörte das Flattern wie feine Rutestreiche. Plötzlich waren sie zerstoßen, alles leer und still; da schossen sie noch einmal her und zusammen, wirbelten und waren wieder wie ausgewischt. Was trieb diese Wesen, waren es die gleichen Tiere, wenn sie wiederkamen, wußte einer ihrer Augenblicke vom andern, wie fanden sie ihren Weg, was spielten sie, wer spielte mit ihnen? Er hob das Gesicht weiter, bis der Wald unter seinen Blick sank, er sah das Offene über sich, alle die Leere ohne ein Ding.

Eine Betäubung nahm ihn ein, eine Überhelle von Trauer und Lust. Er sah sich selber und sah zugleich, daß er sterblich war und es wußte. Gott hatte ihn aufgerufen zu wissen, was kein Geschöpf wußte, und davon erhoben zu sein

oder ein Abscheu vor allem Geschöpf. Die Erde träumte; ihn riß Gott aus dem Traum, wählte ihn aus und entließ ihn. Aber er ließ Zeichen nicht fehlen.

Ein Wölkchen gerann dort für einen Augenblick, schleierte auseinander und war vergangen; Tropfen fielen und klopften im Blattwerk herab. Es donnerte matt und aus großer Ferne. Herrliche Endlichkeit. Sehr fern, eine Handbreite über dem Himmelsrand, lagerte ein Gewölk rauchfarben und mit schimmernden Rändern; es zuckte darin, und die Helle durchrollte es wie ein Ball.

Der Mensch, der hier auf den Berg steigt, verfolgt keinen praktischen Zweck, er will weder sammeln noch jagen. „Es trieb ihn.“ Man kann die Passage als Augenblick der Bewusstwerdung des Menschen lesen. Alles Leben um ihn ist „unsterblich“, weil es nichts von sich weiß. Der Mensch aber, zum Bewusstsein seiner Selbst gekommen, erkennt seine Endlichkeit, weiß, dass er sterben muss. Im Gegenzug ist „alles ihm zugewandt, wie als komme es auf seinen Ruf.“ So gibt der unbeständige Mensch den Wesen der beständigen Natur ihre Namen. Im Benennen der Natur, durch Sprache schafft sich der Mensch seine Ordnung, die er tradieren kann. So kann der Mensch durch eine zweite, eine eigene Schöpfung seiner Endlichkeit etwas Überdauerndes entgegenseetzen, nämlich Kultur und geschichtliches Bewusstsein.

Diese Passage ist eine Schöpfungsgeschichte im Geistigen, die Entdeckung der Religion aus dem Bewusstsein des Sterbenmüssens: „Eine Betäubung nahm ihn ein, eine Überhelle von Trauer und Lust. Er sah sich selber und sah zugleich, daß er sterblich war und es wußte. [...] Die Erde träumte; ihn riß Gott aus dem Traum, wählte ihn aus und entließ ihn.“

Was immer das für ein Gott in diesem Roman ist, Gaiser beschreibt Phänomene von Gottesbegegnungen, wie wir sie aus der Religionsgeschichte kennen: Demutsgesten wie knien, seine Augen decken, weil der Mensch den Anblick Gottes nicht ertragen kann, dann aber, das Gesicht hebend, die Schöpfung erkennen. Betäubt sein, d. h. von der Nähe, dem Anruf Gottes überwältigt sein, verbunden mit der Erkenntnis, vor allen Geschöpfen ausgezeichnet zu sein. Wolken schließlich mit schimmernden Rändern und zuckendem Blitz, oft genannte Indizien für die Gegenwart Gottes, eines Gottes, von Göttern. Das Menschenleben hat also seinen Bezugspunkt in der Erde nicht allein, sondern auch im Himmel.

Das Buch „Das Schiff im Berg“ erzählt in einem großen Spannungsbogen von Naturereignissen und Epochen der Geschichte, von großen und kleinen Geschehnissen, von Herrschern und Völkern, von Kriegen und Katastrophen, von Kulturen und Sprachen.

Schlussball

Kritik an der materiellen Ausrichtung des Lebens und Zivilisationskritik stehen im nächsten Roman ganz im Mittelpunkt. Der 1958 erschienene „Schluss-

ball“ ist das wohl bekannteste und erfolgreichste Werk Gaisers.⁵⁰ Es wurde in neun Sprachen übersetzt, Gaisers Bücher insgesamt in 15 Sprachen. Der „Schlussball“ und mehrere Kurzgeschichten standen in den fünfziger und sechziger Jahren auf dem Lektüreplan der Schulen.

Zu diesem Roman nur wenige Bemerkungen. Wieder kann man vorab über den Titel spekulieren. Man wird an ein festliches Tanzereignis denken, das noch dazu den Höhepunkt, das Ende eines Lebensabschnitts markiert, mit erwartungsfrohen Ausblicken auf die Zukunft: Tanzstunde, Schulabschluss – wie geht es weiter?

Das Buch hat den Untertitel „Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl“. Wo, bitte, liegt Neu-Spuhl? Bei seinem Erscheinen wurde das Buch in Reutlingen besonders eifrig gelesen. Dabei richtete sich das Interesse nicht so sehr auf Qualitäten und Probleme eines Kunstwerks. Vielmehr waren detektivisch orientierte Leser dabei, in den Figuren des Romans leibhaftige Personen der Stadt zu identifizieren, das Buch also als einen Schlüsselroman zu lesen. Als süddeutsche Industriestadt und allegorischer Ort der Nachkriegs-Wohlstandsgesellschaft, mit der der Dichter hart ins Gericht geht, ist Neu-Spuhl kein Abbild Reutlingens, liegt freilich auch wieder nicht zu weit von dieser Stadt, dem Wohnort des Autors, entfernt. Neu-Spuhl ist jeder Ort, auf den die Beschreibung und Kritik dieses Romans zutrifft.

Auf dem Abschlussball eines Tanzkurses werden in einer einzigen Nacht Ereignisse und Probleme in dreißig kurzen Erinnerungsmonologen von zehn Stimmen lebender und toter Personen unterschiedlich beleuchtet. Erzähltechnisch ist das eine anspruchsvolle Konstellation polyperspektivischer Betrachtung ohne einen auktorialen Erzähler.

Es geht um Wohlstand und Konsum, um Werte und Ideale, um Folgen des Krieges, um Aspekte des Wirtschaftswunders. Am Ende der Schlussball-Nacht gibt es zwei Tote – einen Freitod und einen Totschlag –, die auf das unmenschliche Gesicht dieser Gesellschaft verweisen. Am Anfang des Buchs orientiert sich „eine Stimme ohne Namen“ am Ort des Geschehens, vermittelt einen Eindruck von der Atmosphäre.⁵¹

Aber in dem Saal war es hell, eine fade verschwommene Helle. Die Luft war dick, warm und voll Rauch, so daß ich nicht viel erkannte, voll von Geräuschen und Stimmen. Wohlunterhaltene Qual: ich mußte abwarten, bis ich etwas unterscheiden würde, denn ich war noch sehr benommen und noch nicht lange frei. Viele farbige Flecke, Gesichter und Blumen, schwammen in dem Rauch, flache Flecke. Wenn eine Tür ging, wogte der Rauch träge. Alles noch flach, alles ohne Namen. Gegen das Viele war ich fast nichts und kam nur langsam zu mir. Ich war noch benommen, sehr matt. Ich fragte mich mühsam, ob dies der Ort sein könne, an den ich bestimmt sei, obwohl ich doch nirgends

⁵⁰ Gerd Gaiser: Schlussball, München 1958.

⁵¹ Ebd., zitiert nach der Fischer-TB-Ausgabe, Frankfurt/Main 1961, S. 9–11.

ankommen wollte; fragte mich, ob mich etwas zwingt. Ob es gerufen habe, so wie man oft aus dem Traum sich quält und wach liegt und glaubt, es habe gerufen. Man möchte sich sammeln und kann nicht darauf kommen, ob es und wer gerufen hat.

Es war gut, daß ich schon einen Platz hatte, als ich merkte, wo ich mich befand: Es wäre nicht leicht geworden, einen zu finden für mich, der ich ja die Regeln nicht kannte und nicht einmal den Ort, der ich nicht einmal wußte, ob ich überhaupt eingeladen war. Mit den Damen und Herren, unter denen ich saß, war ich vielleicht schon gekommen, so daß sie mich nicht als fremd empfanden; ja sie kümmerten sich wenig um mich, im Grunde gar nicht; ich war nicht lästig, ich hatte für sie keine Gegenwart. Schwieriger wurde es mit den jungen Leuten, wenn ein Herr oder auch ein Fräulein bisweilen an unseren Tisch traten, um jemand zu begrüßen. Es gab dann Spaß; eine Hand streckte sich aus nach einem Glas, um daraus zu trinken, eine Hand reichte ein Glas hin oder hielt eine Zigarette mit schlanken Fingern, eine schlanke ganz weiße Zigarette; und es kam vor, daß der junge Besucher einfach auf meinem Stuhl Platz nahm, ohne sich umzusehen nach mir oder um Erlaubnis zu fragen. Und sie breiteten ihr Kleid aus, wenn es Mädchen waren, ihre Wolke von Kleid, ehe sie auf der Wolke Platz nahmen, sie beugten sich vor und steckten die Köpfe über dem Tisch zusammen, denn sie wollten ja lachen miteinander und verstehen, was sie zueinander sagten, und es war sehr laut; es war großes Getümmel in dem Saal. Ein Mädchen, das seine Röcke ausbreitete, oder auch ein schwitzender junger Mensch, der sogleich nach etwas griff, das auf dem Tisch lag, nach Bierdeckeln etwa, um damit zu spielen. Allmählich sah ich die Dinge deutlicher.

Ich sah die lange Tafel, an der die jungen Leute ihren Ort hatten und die leerstand, sobald getanzt wurde, außer daß etwa ein einzelnes junges Mädchen dort noch saß, etwas abgerückt; viele Blumen standen die lange Tafel hinab und hinauf. In dem Rauch rote und hellrosa Nelken, fleischlich, frisch und süß auf ihren Stengeln wie Brunnenstrahlen, und langsam erschlaffende Rosen. Und ein Wirrwarr von Gläsern und Flaschen und Bestecke, und bunte Schleifen und Seidenpapier, achtlos fortgeworfen, und Handschuhe und bunte Taschen lagen da. An anderen Wänden des Saales saßen Männer und Frauen an vielen Tischen. Und an zwei oder drei Tischen saßen nur Frauen allein beisammen und sahen zu. Ich sagte mir: Das sind die Witwen.

Das alles sah ich, und es blieb immer noch alles flach, lauter flache Flecke, ich konnte nicht hinein, und wie ich sah, so hörte ich auch, Worte, Worte, ich dröselte sie nicht auf; Damen und Herren, wie sie sich unterhielten an meinem Tisch, an den Tischen, zu denen ich bisweilen kam, um inzwischen Platz zu finden: „Verpflichtungen“ – „Anzug“ – „Kleine Sauferei machen“ – „Eine Anzeige für sechstausend lohnt immer. Die bringt zwölftausend ein.“ – Ich hörte: „Ja wenn alles geblieben und sonst nichts gekommen wäre, sie hätte sich anderes ausgesucht. Aber Geld ist auch was.“ – „Und was ich für Pflichten habe,

sagt mir mein Mann; zusehen, sagt er mir, daß uns jetzt nichts abgeht, sagt er; er sagt: ob es bleibt so, kannst du nicht wissen, du kannst nicht wissen, wie es weiter kommt. Und ja, ich verstehe ihn, wenn er was verlangt.“ – Und ich hörte: „Alles recht, aber wie steht einer da, wenn er die neuen Tänze nicht kann.“ – Ich hörte: Helfer in Steuersachen“ – „Alles auf Spesenrechnung“ – „Zu unserer Zeit“.

Der Roman erzählt vom sich ausbreitenden Häusermeer auf Kosten der Natur, vom wachsenden Wohlstand. Eine der Stimmen, der Lehrer Soldner, spielt die Rolle des Kritikers. Der wirtschaftliche Erfolg bestimme den Rang des Menschen. Es gäbe, so bemängelt er, keine gesamtgesellschaftlich wichtigen Ideen, es fehle an Sympathie für die Schwachen, wie etwa für das lahme Mädchen oder für Herse Andernoth, deren Mann im Krieg geblieben ist. Im Nützlichkeitsdenken gingen innere Werte verloren. Die geistige Verrohung der Gesellschaft wird beklagt. Im Bildungsbereich verdränge die lebensnahe Ausbildung die klassische Bildung. Nun weiß Soldner, der Analytiker in dieser Stimmenkonferenz, dass seine Jahrgänge kein Vorbild für die Jugend sein können, denn sie haben Deutschland in die Katastrophe geführt. Schließlich stellt sich gar heraus, dass Soldner, der fehlende Moral bemängelt, als Lehrer keine Prüfungspapiere vorweisen kann. Der Moralkritiker – ein Schwindler.

Gaiser zeichnet in diesem Roman ein intensives, aber eher einseitiges Bild der Gesellschaft, die scharf kritisiert wird. Das Leben dieser Wirtschaftswunder-Menschen erscheint oberflächlich und hohl, nur am Geld orientiert, moralisch brüchig. Für den Leser ist das Buch in dieser massiven Kritik eine Herausforderung. Der Autor schreibt in eigener Souveränität, seiner Erfahrung, Empfindung, Einsicht, Intention gemäß. Gerd Gaiser steht mit diesem Roman in einer alten Tradition, nach der kritische Darstellungen auf Missstände hinweisen und vielleicht sogar Besserungen bewirken sollen.

Die Leser verstehen ihrerseits das Buch in ihrer Souveränität, bringen beim Lesen ihre Erfahrungen, Einsichten ein. Besonders die heute Älteren, die die erzählte Zeit selbst erlebt haben, können sich fragen, wie sich das literarisch vermittelte Zeitbild zu ihrem real erfahrenen verhält. Sie kennen auch andere Züge der beschriebenen Epoche, etwa Solidarität unter den Generationen, die Aufbruchstimmung ihrer Generation in Richtung Europa, nachdem sie erlebt haben, wie die Nationalismen Europa in den Abgrund gestürzt haben. Oder die Technik, die vielen Menschen schwere körperliche Arbeit erleichtert. Beispiele nur. Natürlich kann in einem Buch nicht alles erzählt werden.

Je nach Umständen und Zeit kann ein Buch auch verschieden verstanden werden. Im Rahmen der Gedenkveranstaltungen zum 100. Geburtstag von Gerd Gaiser hat im September 2008 ein Schüler des Friedrich-List-Gymnasiums unter der Frage „Was vermittelt uns die Literatur Gerd Gaisers heute?“ von seiner Lektüre des Romans „Schlussball“ berichtet. In seinem engagierten Vortrag erklärte Matthieu Binder (13. Klasse), dass er in dem Buch, das vor fünfzig Jahren geschrieben wurde, aktuelle Probleme seiner Lebenswelt ge-

Polna' am 8. März 1961

(6.)

Sehr geehrter
Herr Schriftsteller,

ich erlaube mir, den
Brief an Sie zu schreiben und
mich mit einer Bitte an
Sie zu wenden.

Ich habe Ihren Roman
„Schlussball“ gelesen, der mich
wegen seiner, auf vier Seiten von
einander abtrennenden Monologen
begründeten Form interessiert
hat, wegen seiner bildlichen
Sprache, und der Sie kritisch
die deutsche Gegenwart darstellt
auf Grund der Schilderung der
Lebensart, Lebensinteresse und

Schicksale von gemessenen Lesern.

Ich erlaube mir, sehr
geehrt Herr Schriftsteller, Sie
zu bitten, ob Sie ein Buch
mit einer Widmung zur Ein-
weisung an mich senden
könnten. Sie würden mir
große Freude machen und
ich wäre Ihnen sehr zu
Dank verbunden.

Nehmen Sie, bitte, sehr
geehrt Herr, meinen auf-
richtigsten Wunsch aller
Besten an.

Kochanovszky
Jiri Vacek, Philologe,
POLNA' u. Shtary 51
Tschechoslowakei

Der „Schlussball“ brachte Gerd Gaisers endgültigen internationalen Durchbruch. 1960 wurde der Roman ins Englische, Dänische und Italienische, 1961 ins Serbokroatische und Spanische, 1963 ins Niederländische und Polnische und 1964 ins Tschechische übersetzt.

funden hat: Mobbing, Ausgrenzung von Andersartigen, Konformitätsdruck im Blick auf Kleidung u. a. Das Beispiel zeigt: Literarische Texte können – zumal von jüngeren Generationen – wiederentdeckt werden, insgesamt oder in einzelnen Aspekten. Literatur wird erst im Zusammenspiel von Autor und Leser lebendig.

Damals, in den fünfziger und sechziger Jahren, war das Buch ein großer Erfolg. Aber nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, auch die Bedürfnisse und Interessen der Leser ändern sich, Wiederentdeckungen nicht ausgeschlossen.

Hier eine Passage vom Schluss des Romans. Herse Andernorth hat das lahme Mädchen zu einer kleinen Fahrt in die Natur eingeladen. Man beachte: Zwei Schwache tun sich zusammen. Eine durch den Krieg vereinsamte Frau und ein behindertes Mädchen, zwei Frauen beobachten an einem Tümpel, wie Libellen aus den Larven schlüpfen. Es ist die Verwandlung, Metamorphose, Erneuerung des Lebens, und zwar im ewig gleichen Turnus der Natur.⁵²

Und ich entdeckte eine vierte Larve, die plötzlich sich zu krümmen und auszuschlagen anfing. Der graue Balg platze, und ein Leib, der feucht funkelte, sträubte sich blau und grün geringelt. Dann mit einem Ruck zog es sich

⁵² Ebd., S. 210 f.

lang und schlank aus der Röhre; eine Wasserjungfer saß an dem Halm und zitterte unmerklich. Ihre gewaltigen, räuberischen Augen schienen noch tot, indessen jetzt von irgendwoher, vielleicht aus der Luft, Substanz einströmte und den noch schlaffen Körper füllen half. Auch härteten sich an der Luft die zerknitterten, feingeäderten Flügel, sie streckten sich spröde. Die Augen gewannen Glanz, so als ob ein Puder, der sie getrübt hatte, von ihnen schwände. Sie erleuchteten sich von innen. Schließlich sah ich die erste Libelle surrend über dem Wasser. Ein Blitz; sie stand surrend; sie sprühte als blauer Funke davon.

Ich wollte Herse ein Zeichen geben, denn der Vorgang betraf mich heftig; einer von denen, über die man kaum sprechen mag; aber ich sah, sie war gleich mir aufmerksam geworden. Und jetzt sahen wir schweigsam weiter zu. Es war jetzt etwas Besonderes an dem, daß wir es gemeinsam hatten. Seltsam, ich besann mich darauf, daß es so auch im Traum vorkommt: Erst war gar nichts dagewesen, dann eine einzelne Larve, dann zwei. Schließlich, wohin wir blickten, sahen wir nur noch Drängen und Schlüpfen. Der braune Tümpel schien ein Ort der Verwandlung. Sie krochen und stiegen. Überall ein Emporsträuben und Schlüpfen. Sie regten sich in der warmen faulen Flut, an den Binsen hockten sie und klammerten sich zitternd fest, sie kämpften sich aus den Hülsen. Wir sahen Ausgekrochene mühselig gebäumt, und wir sahen andere ihre hart und gläsern gewordenen Flügel spreizen und sahen andere, wie sie schwirrend aufschossen. Imago. So wird es sein.

Hinweise auf die Rezeption des Werks von Gerd Gaiser

Gerd Gaisers literarisches Werk, zu dem wesentlich auch Kurzformen des Erzählens und Reiseskizzen gehören, ist überwiegend in den fünfziger Jahren in rascher Folge erschienen. Es ist lebhaft und mit viel Zustimmung aufgenommen worden. Darauf verweisen auch viele Preise, mit denen das Werk ausgezeichnet wurde. Der Fontane-Preis der Stadt Berlin wurde schon erwähnt. Es folgen 1955 der Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 1959 der Immermann-Literaturpreis der Stadt Düsseldorf, 1960 der Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig, 1956 wird Gaiser ordentliches Mitglied der Westberliner Akademie der Künste. Er war auch Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Zu seinem 60. Geburtstag wurde er mit der Bürgermedaille der Stadt Reutlingen geehrt.

Auch auf der Ebene der öffentlichen literarischen Kritik hat Gerd Gaiser viel Zustimmung und Lob erfahren, aber auch harsche Kritik.⁵³ Einige Stim-

⁵³ Vgl. dazu K. Vögtlin (wie Anm. 1), S. 159–168.

men seien genannt. In einem Überblick über die „Literatur unserer Zeit in Probe und Bericht“ (1962), in dem Günter Blöcker über achtzig Autorinnen und Autoren vorstellt, nennt er Gerd Gaiser „einen der wenigen Autoren von Belang, [...] einen Einzelgänger auch in dem Sinne, daß es ihm augenscheinlich darum zu tun ist, die Errungenschaften der neuen Ausdruckswelt mit den traditionellen Forderungen des Erzählens in Einklang zu bringen.“⁵⁴ Curt Hohoff begreift das Werk aus dem Lebens- und Weltverständnis des Autors: „Ein grimmiges und dunkles Schicksalsverständnis durchdringt Gaisers Sprache.“⁵⁵

In den sechziger Jahren treten auch hart kritisierende und mitunter polemische Stimmen auf den Plan. Walter Jens warnt vor einer „Überschätzung Gerd Gaisers“.⁵⁶ In seinem Buch „Deutsche Literatur in West und Ost“ (1963) widmet Marcel Reich-Ranicki dem Autor ein ganzes Kapitel – neben Max Frisch, Arno Schmidt, Friedrich Dürrenmatt, Siegfried Lenz, Ingeborg Bachmann, Martin Walser u. a. Er hebt die „außerordentliche Intensität der Darstellung“ hervor, Gaisers „Stärke in der Wiedergabe sinnlicher Wahrnehmung“, in der „Vergegenwärtigung spezifischer Stimmungen“, die „Signifikanz und Prägnanz der Details“. Bei aller Anerkennung poetischer Qualitäten kritisiert Reich-Ranicki jedoch scharf, dass Gaiser die Realität, das Leben mythisiere.⁵⁷

Knappe Charakterisierungen finden sich auch in Nachrufen. Joachim Kaiser bemerkt, „dass Gaiser oft Hintergründiges gelang – am überzeugendsten in seinen Novellenbänden.“⁵⁸ Martin Gregor-Dellin hebt die poetische und bildhafte Sprache hervor, auch ihren manchmal „exotisch schillernden fragwürdigen Reiz“.⁵⁹

Zum posthumen 75. Geburtstag 1983 wird an Gerd Gaiser erinnert. Im Nachwort zu dem Band „Mittagsgesicht“ berichtet Albrecht Goes von der gemeinsamen Schulzeit in Schöntal und in Urach.⁶⁰ Goes erzählt mit Wärme von dem Schulfreund, der in der Zeit des Nationalsozialismus einen ganz anderen Weg als er selbst gegangen ist. Hermann Bausinger beschreibt Bedingungen und Bedürfnisse, die das große Interesse an Gaisers Erzählkunst in den Nachkriegsjahren erklären. Später dann könnten Gaisers Bücher ihrer-

⁵⁴ Günter Blöcker: *Kritisches Lesebuch. Literatur unserer Zeit in Probe und Bericht*, Hamburg 1962, S. 331.

⁵⁵ Curt Hohoff: *Gerd Gaiser. Werk und Gestalt*, München 1962, S. 19.

⁵⁶ *Die Zeit*, 25. 11. 1960.

⁵⁷ Marcel Reich-Ranicki: *Deutsche Literatur in West und Ost. Prosa seit 1945*, München 1963, S. 55–80: *Der Fall Gerd Gaiser*.

⁵⁸ Joachim Kaiser: *Ein schwäbischer Poet. Zum Tod des Erzählers Gerd Gaiser*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 15. 6. 1976.

⁵⁹ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23. 7. 1977.

⁶⁰ A. Goes, *Nachwort* (wie Anm. 16).



Gerd Gaiser: Porträt-Zeichnung seiner zweiten Frau, der Künstlerin Irene Widmann, 1961.

seits helfen, jene Epoche nach dem Krieg zu verstehen.⁶¹ Im Gedenkjahr 1983 erschien auch eine umfangreiche Gerd-Gaiser-Bibliographie.⁶²

Gaisers Werk, so lässt sich abkürzend sagen, hat ein Lebensgefühl, eine Stimmung, eine existenzielle Grundbefindlichkeit der Nachkriegsjahre getroffen und eindringlich gestaltet. Viele Menschen waren enttäuscht von der grausamen Geschichte mit ihren linearen Verläufen auf angebliche Paradiese hin, ob tausendjähriges Germanenreich oder klassenlose Gesellschaft. Dagegen scheint die Hinwendung zum Leben in seiner zyklischen Ewigkeit von Tod und Erneuerung, wie sie die Natur abbildet, eine Zeitlang wohltuend empfunden worden zu sein. So kann man Gaisers Œuvre als ein mentalitätsgeschichtlich-literarisches Dokument verstehen.

Die weitere gesellschaftliche Entwicklung hat Gerd Gaiser literarisch nicht weiter verfolgt. So bleibt ihm und seinem Werk ein markanter Platz in der Geschichte der deut-

schen Nachkriegsliteratur. Zentrale Themen seines Werks, Zivilisations- und Kapitalismuskritik, das Verhältnis zur Natur, die damals noch nicht so genannte ökologische Thematik bleiben auf der Tagesordnung. Produktiv, kritisch und zukunftsorientiert damit umzugehen, bleibt auch der Literatur, bleibt Autoren und Lesern aufgegeben.

⁶¹ Hermann Bausinger: Gerd Gaisers Heimkehr ins Zeitlose – eine Skizze zur Nachkriegsliteratur, in: Schwäbische Heimat 34 (1983), Heft 1, S. 34–37. S. auch Hermann Bausinger: Heimkehr ins Zeitlose. Gerd Gaisers Beitrag zur Nachkriegsliteratur, in: H. Bausinger: Ein bisschen unsterblich. Schwäbische Profile, Tübingen 1996, S. 270–279.

⁶² Siegfried Dangelmayr, Hannelore Quenel: Gerd-Gaiser-Bibliographie [Werkverzeichnis und Sekundärliteratur] (35 Seiten), mit Anmerkungen von Norbert Feinäugle, in: Vereinigung der Freunde der Pädagogischen Hochschule Reutlingen (Hrsg.): Gerd Gaiser zum Gedenken, Reutlingen 1983. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis neueren Datums bei K. Vöglin (wie Anm. 1), S. 187–207.

Landschaft, Kunst und Pädagogik

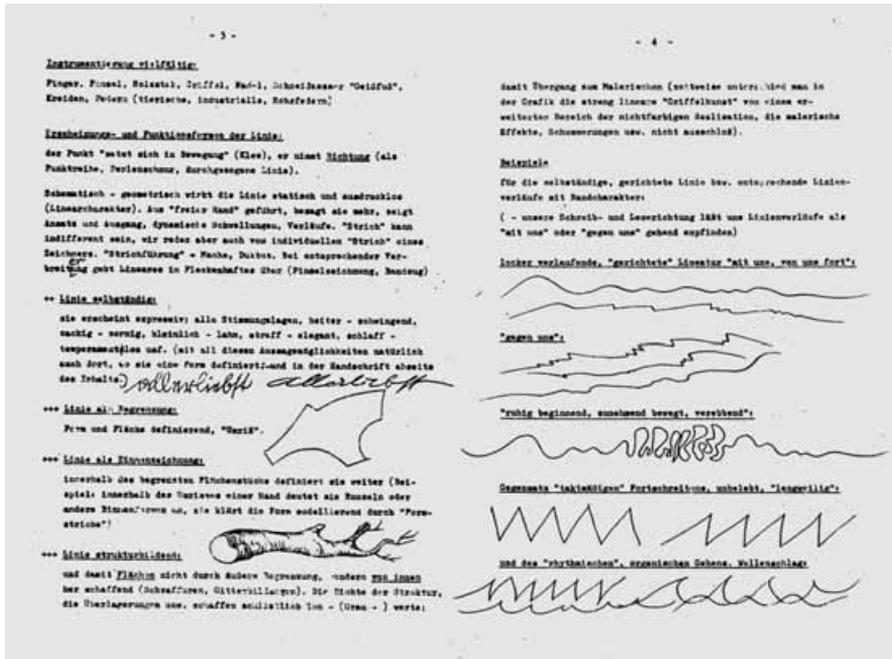
Zum Schluss einige wenige Hinweise auf Gerd Gaiser als Essayisten, Kunsthistoriker und Kunstpädagogen. Der weit gereiste und polyglotte Dichter war auch ein Kenner des Landes, speziell des schwäbischen Raums. Zu Bildbänden über süddeutsche Landschaften schrieb er glänzende Essays.⁶³ Die Stadt, in der er fast drei Jahrzehnte gelebt hat, charakterisiert er so.⁶⁴

Die Reutlinger Luft ist nicht zärtlich, aber sie macht regsam. Der Ernst des Lebenskampfs hat hier nie aufgehört, und die Reutlinger bekamen ihren Aufstieg nicht billig. Die Stadt liegt nicht ungünstig, doch auch nicht so, daß man sagen möchte: hier und nirgend anders mußte eine Stadt groß werden, der Reichtum ihr so selbstverständlich zufließen, wie das Wasser zu Tal rinnt. Die Lage an alten Handelswegen, die über Schönbuch und Alb hinweg den Süden mit dem Rhein und den Niederlanden verbanden, wird wohl die Erhebung des Ortes zur Stadt veranlaßt und deren früheste Bedeutung ausgemacht haben. Aber diese Lage bedeutete keine dauernde Sicherung ihrer Wohlfahrt. Denn Handelswege verlagern sich oder verlieren ihre Wichtigkeit. Auch half keine Fürstengunst der freien Stadt weiter. So wurde das Handwerk immer ausgesprochenere die Grundlage für Leben und Gedeihen bis in den Beginn der Maschinenzeit. Eine amtliche Beschreibung berichtet im Jahre 1824: „Es gibt wenig Orte im Königreich, wo eine solche Gewerbetätigkeit herrscht wie in Reutlingen. Zwar findet man wenig oder gar keine Fabriken, aber ganz Reutlingen ist eine Fabrik.“ Daneben bestand eine ausgebreitete Hausindustrie des Klöppelns und Strickens, in der Frauen, Mädchen und Kinder tätig waren. „Man trifft“, heißt es, „sommers überall auf freien Straßen, vor den Häusern Weibslente, welche damit beschäftigt sind.“ Die Erzeugnisse dieser Heimarbeit, „Reutlinger Artikel“ genannt, Spitzen und Strickwaren, gingen in alle Welt.

[...] Es erstaunt nicht, daß aus Reutlingen Friedrich List kommt, der Vorkämpfer der Zolleinigung, der Verkehrsfreiheit, der Eisenbahnen, des nationalen Systems der politischen Ökonomie. Er ist der Sohn eines Reutlinger Stadtrats und Weißgerbermeisters. Die Atmosphäre der Vaterstadt, in der reichsstädtisches Denken mit seiner politischen Wachsamkeit und seinen demokratischen Idealen ebenso wie wirtschaftliche Aktivität bestimmende Kräfte waren, aber auch die Anschauung ihres Daseinskampfes, müssen ihm Entscheidendes mitgegeben haben. List endete 1846 tragisch. Sein Ideenwerk hat seine Zeit bewegt und gehört unserer nationalen Geschichte an; aber auch seine Vaterstadt selbst hat diesem Werk zu danken.

⁶³ Gerd Gaiser: Flug über Schwarzwald und Schwabenland, Braunschweig 1968. Gerd Gaiser, Hermann Baumhauer: Schwäbische Alb, Stuttgart, Aalen 1976.

⁶⁴ Gerd Gaiser (Text), Carl Näher (Aufnahmen): Reutlingen, Konstanz/Lindau/Stuttgart 1953, S. 31.



Gerd Gaiser war auch ein anerkannter Kunsthistoriker und Kunstpädagoge. Für seine Studenten an der PH Reutlingen verfasste er Beiträge und Hinweise zur schulpraktischen Ausbildung, wie hier „Notizen zur Linie“.

In der Einführung zu einem Buch über „moderne Kunst“ erläutert der promovierte Kunsthistoriker die notwendige Dynamik künstlerischen Schaffens.⁶⁵ Über kunstgeschichtliche Themen hat er mehrfach geschrieben.⁶⁶

Man hört fragen, warum denn die Künstler immer nach Neuem suchen: als wäre das ein Spiel für sie. Sie hätten es leichter und verkauften besser, wenn sie sich an die gut eingeführten Muster hielten. Davon leben ja auch etliche. Auf der anderen Seite finden sich freilich Schaumschläger und geschickte Nachtreter, die sich umhören, was Mode werden könnte. Aber von diesem allen ist die Rede nicht. Nein, die Berufenen suchen nicht Neues um der Neuheit willen, sondern sie suchen das Wahre. Sie suchen es, sobald sie spüren, daß alte Formen eine Lüge geworden sind.

⁶⁵ Gerd Gaiser: Moderne Kunst. Eine Einführung, München, Ahrbeck/Hannover 1958, S. 5.
⁶⁶ Gerd Gaiser: Moderne Malerei. Von Cézanne bis zur Gegenwart, München, Ahrbeck/Hannover 1958. Gerd Gaiser: Aktuelle Malerei. Von Arp bis Wols, München, Ahrbeck/Hannover 1963.

In dem Buch „Umgang mit Kunst“⁶⁷ formuliert Gerd Gaiser kunstdidaktische Einsichten. Für die Studenten der Pädagogischen Hochschule Reutlingen stellt der Kunstprofessor anschauliche „Notizen zur Linie“ zusammen.⁶⁸

In einem Nachruf schrieb Gerhard Grimm, Gaisers Fachkollege und hoch geschätzter Kunstvermittler: „Gerd Gaiser verband als Kunstlehrer in idealer Weise den Künstler mit dem Wissenschaftler.“⁶⁹ Er erinnert an den lebenswürdigen Kollegen, an seinen hervorragenden Ruf in der Fachwelt, an seine geistes- und kulturgeschichtliche Weite.

Aus studentischer Erfahrung erinnert der damalige Student und heutige Künstler und Kunsterzieher („Zeichenlehrer“) an der Universität Tübingen Frido Hohberger an den eindrucksvollen akademischen Lehrer Gerd Gaiser: „Der Hörsaal ist überfüllt, und alle lauschen einem Redner, der so gehaltvoll und druckreif spricht, daß es den Teilnehmern schwerfällt, mitzuschreiben – so nimmt sie das Gesprochene in Bann.“⁷⁰

⁶⁷ Gerd Gaiser: *Umgang mit Kunst. Konzept, Mittel, Kommunikation*, Tübingen 1974.

⁶⁸ Gerd Gaiser: *Notizen zur Linie. Beiträge und Hinweise zur schulpraktischen Ausbildung* (8 Seiten), in: *Gerd Gaiser zum Gedenken* (wie Anm. 62).

⁶⁹ *Reutlinger General-Anzeiger*, 19./20.6.1976; auch in: *Gerd Gaiser zum Gedenken* (wie Anm. 62), S. 3 f.

⁷⁰ Gerhard [Frido] Hohberger: *Student bei Gerd Gaiser*, in: *Gerd Gaiser zum Gedenken* (wie Anm. 62), S. 5–7.

„Eine sterbende Welt, die nach Dauer klagte ...“ Zum literarischen Werk Gerd Gaisers*

Von Hermann Bausinger

Hin und wieder liest man im Feuilleton über Begegnungen mit berühmten Künstlern – eine beliebte, aber auch problematische Textsorte: Sie rückt statt dem Werk oft die äußeren Lebensumstände in den Mittelpunkt, belanglose Episoden werden aufgeblasen zur Bedeutsamkeit, und vielfach erfährt man in solchen Beiträgen mehr von ihrem Autor als von der Person, der er begegnet ist. In Tübingen lehrte viele Jahre ein Germanist, der mir als Beispiel vor Augen steht; wenn sein Thema lautete: „Musil und ich“, war der Inhalt: „Ich und Musil“ – was allerdings kein Unglück war, weil er selbst zur literarischen europäischen Intelligenz gehörte und so über einen reichen Erfahrungsschatz verfügte. Da ich das nicht in Anspruch nehmen kann, habe ich gezögert, etwas von meiner persönlichen Begegnung mit Gerd Gaiser an den Anfang meines Vortrags zu stellen, zumal vor Personen, die ihn – als Angehörige und Freunde, Schüler und Kollegen an Schule und Hochschule – länger begleitet haben.

Aber ich möchte doch die Gnade der frühen Geburt nutzen, denn meine schmalen Erinnerungen führen in die brodelnde Quellzeit der Nachkriegsjahre, in der sich eine neue Gesellschaft formte und die auch die eigentliche Quellzeit der literarischen Existenz Gerd Gaisers war. Gewiss hat er schon vorher geschrieben: In dem Lebensbild, das er als 60-Jähriger verfasste¹, erwähnt er, dass in seiner Uracher Seminarzeit ein Kunsterzieher seine Zeichnungen mit den Worten kritisierte: „Das ist alles Literatur!“, und aus seiner Akademiezeit berichtet er, wie er in seinen Zeichnungen die Dinge „als Literatur“ erzählte – und er fügt hinzu: „Schriftliche Zusätze bildeten häufig die eigentliche Pointe.“ Im Studium wandte er sich der Kunstgeschichte zu; aber von seinen Fahrten brachte er mehr literarische Notizen als gezeichnete Skizzen nach Hause. Und zu Beginn des Kriegs berauschte sich der junge Lehrer im hymnischen Stil, der vor allem an Josef Weinhebers pathetischen Versen geschult war, an der mächtigen neuen Bewegung – davon wird noch die Rede sein. Der Dichter Gerd Gaiser, der das Erinnern verdient, hat aber erst zu sich gefunden, als er jene frühen Versuche abgeschüttelt hatte – nach dem Kriegsende.

* Vortrag am 9. Sept. 2008 in Reutlingen aus Anlass des 100. Geburtstages von Gerd Gaiser.

¹ G. Gaiser: Jahrgang 1908, in: Joachim Karsten (Hrsg.): Jahr und Jahrgang 1908, Hamburg 1968, S. 11–162; vgl. S. 129–131.

Und in diese Zeit fällt auch meine Begegnung mit Gaiser. Ein Buchhändler meiner Heimatstadt zeigte mir den ersten Roman von Gerd Gaiser: „Eine Stimme hebt an“. Sein Rat war dringlich: „Das musst Du lesen!“ Ich las und war – über weite Strecken – fasziniert, sodass ich in meinem Umfeld Propaganda machte. Wir hatten in Tübingen einen kleinen Freundeskreis, in den landsmannschaftliche und zum Teil auch erotische Streben eingezogen waren, der aber eher zufällig entstanden war: überwiegend Germanistinnen und Germanisten, ein Jurastudent und ein schon fertiger junger, psychoanalytisch orientierter Arzt. Ich bewohnte ein Gartenhaus am Hang der Neckarhalde, ohne Wasser, aber mit einer charmanten kleinen Terrasse davor – es war ein idealer Treffpunkt für kleine Feste, aber auch für literarische Diskussionen und politische Streitgespräche. Ich weiß nicht mehr, wer auf die Idee kam, wir könnten versuchen, Gerd Gaiser einzuladen zu einem Gespräch. Wir hatten in Erfahrung gebracht, dass er in Reutlingen wohnte; hier war unser Doktor zu Hause, und da er zudem ein Motorrad besaß, erhielt er den Auftrag, die Anfrage und Einladung zu überbringen. Der erste Anlauf ging fehl. Die Familie Gaiser wohnte damals in der Hohenzollernstraße – die Straße entlang der Bahn zwischen Westbahnhof und Reiff existiert noch, nur ihr Name ist geändert. Unser Reutlinger Freund bewegte sich in der richtigen Gegend, aber die Hausnummer, kein würdiger Gegenstand der Psychoanalyse, war ihm entfallen, sodass er in einer Wäscherei Gaiser landete, wo er eine Frau mit Schürze und aufgekremelten Ärmeln vor dem Waschtrog fand; sie fragte er nach ihrem Mann, der aber keinerlei dichterische Ambitionen hatte. Wir schickten den Arzt ein zweites Mal zum Hausbesuch – und er kam mit einer Zusage zurück.

Wir waren begierig auf neue Literatur. Die erste Nachholphase hatten wir hinter uns: Kafka und Kasack, Thomas Mann und Anna Seghers, Hemingway und Steinbeck, Verbannte und Fremde. All das ging uns wahrhaftig an, aber Gerd Gaisers Roman kam uns näher: zeitlich, denn er spielte in der unmittelbaren Gegenwart, räumlich, denn er führte in schwäbische Dörfer, aber auch, was die Situation und die Stimmung betraf: Er schilderte die Welt, in der wir lebten, mit den Schatten der Vergangenheit und tastendem Neubeginn, mit den alltäglichen Schwierigkeiten, der Not, der neugewonnenen Freiheit und der Unsicherheit der Orientierung.

Das Gespräch vor dem Gartenhaus begann zögernd – wir empfanden eine gewisse Verlegenheit, und Gerd Gaiser war kein Plauderer, der mit Belanglosigkeiten Brücken baute. Aber schließlich zog sich die Unterhaltung hin bis tief in die Nacht. Es ging dabei kaum um stilistische Feinheiten, es ging um Inhalte. Die neugierige (und an sich vordergründige) Frage nach dem Schauplatz trug uns in die Szenerie der Erzählung hinein. Wo sind die Dörfer (die im Buch ja Phantasienamen tragen), wo verkehren die Hausierer und Besenweiber (die gleich auf den ersten Seiten auftauchen), wo verdingt sich die Hauptfigur zur Waldarbeit? Gerd Gaiser gab bereitwillig Auskunft und begleitete



Gerd Gaiser war auf dem Höhepunkt seines literarischen Schaffens Ende der 1950er Jahre ein gefragter Gesprächs- und Interviewpartner.

uns in die reale Geographie, indem Namen wie Herrenberg, Mönchberg, Kayh fielen. Es handelte sich um den Roman eines Heimkehrers. Heimkehr – das war in jenen Jahren das zentrale Thema: für die Getrennten, die auf die Heimkehr warteten, für die, die heimgekehrt waren und eine neue Orientierung suchten, und selbst für diejenigen, die der Krieg nicht weggeführt hatte, die sich aber in einer unvertrauten Welt wiederfanden.

Andeutungen von Gerd Gaiser bestätigten unsere Vermutung, dass das Erzählte autobiographisch induziert war – auch wenn der Heimkehrer im Roman den Namen „Rennewart Oberstelehn“ trägt. Er ist ein höchst eigenwilliger und eigenartiger Heimkehrer, bei dem manchmal der Bildungshintergrund durchschimmert (er verwendet lateinische Zitate!), der aber mit der Bewältigung alltäglicher existenzieller Probleme zu tun hat. Die elementare Situation des heimatlosen Heimkehrers gibt Gaiser die Möglichkeit, die Themen durchzuspielen, die im Grunde auch sein weiteres literarisches Werk prägen: das Leben im unmittelbaren Austausch mit der Natur, die Gerd Gaiser – und natürlich schlägt hier der Maler durch! – farbig schildert in ihrer Vielfalt, im Rausch der Entfaltung wie in der Trauer des Vergehens. Der Heimkehrer, der sich zwischen verschiedenen Dörfern und zwischen Standorten in den Wäldern bewegt, ist auf das Einfache, auf Kargheit zurückgeworfen in seiner

Lebensweise; ein asketischer Zug – und dies ist ein Stichwort, das auch die weitere Produktion begleitet! – durchdringt die Erzählung. Vorgeführt wird primitives Leben – aber in dem Wort „primitiv“ steckt auch die Faszination des Anfangs. Ein „urtümlicher Arbeitszweig“ steht im Mittelpunkt, und Gaiser spricht auch von „urtümlichen“ Menschen; in dem Wort schwingt Unheimliches mit, aber es ist positiv eingefärbt als das letztlich Geschichtslose – so, wie Gerd Gaiser von Kindern sagt, sie lebten „unterhalb und über aller Historie“. Mitten im Wald steht Oberstelehn vor dem Haus des alten Forstmeisters, vor einer Mauer mit eingekerbten Sinnbildern: „Engel, Raute und Schlachtbeil, Engel der Frühe, Raute der Fruchtbarkeit, das Werkzeug des Tods.“ Und dann folgt der Satz, den ich in den Titel dieses Vortrags genommen habe: „Es war eine sterbende Welt, die nach Dauer klagte.“²

Die Zeichen in der Mauer sind also nicht Symbole einer geschichtlichen Entwicklung. Es geht nicht um Historie – hier nicht, und eigentlich nicht einmal in dem Roman, in dem Gerd Gaiser wenige Jahre später das Werden eines Berges, durchaus mit genauem Blick auf die Stationen veränderter Bedeutung und Nutzung, erzählte („Das Schiff im Berg“). Das klingt paradox – und es ist sicher eine Zuspitzung. Aber tatsächlich ist das entscheidende Wort „Dauer“; das Vergangene rückt in eine mythische Perspektive. Das verstärkt den Bruch im Zeitgefüge und führt zu einer radikalen Spannung. Jene Symbole verweisen auf eine Welt, welche die Menschen verdrängt haben oder die sie zu überspielen versuchen, die aber die richtigen Maßstäbe hatte. Der Mensch (der Mensch jener neuen Gegenwart) ist bei Gerd Gaiser nicht in der Lage, die aus den Fugen geratene Welt einzurenken; die großen Entwürfe sind von vornherein zum Scheitern verurteilt – der Mensch ist verwiesen auf Ordnung im Kleinen, im engen persönlichen Radius, der ihm verblieben ist. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge nicht mehr, die Maßstäbe überhaupt sind in Unordnung.“³ Für die Unordnung tragen wir die Verantwortung: „Wir haben so viele Ordnung vergessen und zuschanden gemacht, dass wir uns jetzt an das Wenige halten müssen, was noch gilt.“⁴

Aber was gilt noch? Die Einschätzungen sind schwierig; nur manchmal entsteht Sicherheit im Zueinander und Miteinander – eine große Scheu charakterisiert die Kontaktversuche und Kontakte, gelingende Kommunikation bleibt im Raum der Sehnsucht. Das gibt der Erzählung ein sentimentales Gepräge; aber die sentimentalischen Anflüge werden rasch gebrochen in Skepsis, oft mit einem Umschlag in distanzierte Härte. Symbolisch kommt dies zum Ausdruck in einer Folge von Szenen, in denen ein mit Kindern eingeübtes Weihnachtsspiel vorgeführt wird, aus dem auch der Titel des Buches stammt („Eine

² G. Gaiser: Eine Stimme hebt an. Roman, München 1950.

³ Ebd., S. 124.

⁴ Ebd., S. 437.

Stimme hebt an –“), und unmittelbar danach, am Heiligen Abend, flieht Oberstelehn nach Stuttgart – in den trostlosen Sternensaal des Hauptbahnhofs:

Hier sah es aus wie in den letzten verzweifelnden Zeiten des verlorenen Kriegs, wo in solchen Hallen die Menschen sich gepfercht hatten, Grau an Grau, Sack an Sack, stumpf, glanzlosen Auges, erschöpft, wochenlang lungernd und fahrend, aus Eimern und Blechnäpfen gespeist und Stempel nach Stempel versammelnd auf ihre zerlappenden sinnlos werdenden Marschbefehle, müde und gereizt auf das Heulen der nächsten Sirene wartend und immer wieder einnickend in ihren bleischweren, aufsässigen, rädernden Schlaf. Indessen seine Lungen sich noch gegen die Luft wehrten, ergriff ihn dennoch ein Gefühl, als wäre er nach unsinnigem Irren dahin gelangt, wohin er gehörte.⁵

Der Krieg hat ihn wieder. Es ist eine Konstante im Werk Gaisers: Der Krieg lässt sich nicht abschütteln – nicht von denen, die schuldhaft in ihn verstrickt waren, und auch nicht von denen, die unschuldig gelitten haben.

Am Ende bekennt sich Oberstelehn zum Prinzip der Ordnung, wenigstens im Kleinen. Er ist verheiratet; ihr Kind haben die Eheleute verloren, seine Frau hat sich abgewandt von ihm, und er ist auf Distanz gegangen – in die Einsamkeit der Wälder und in die Unverbindlichkeit der halbfremden Dörfer. Am Ende entschließt er sich, zu seiner Frau zurückzukehren. „Liebst Du sie noch?“, fragt die neugewonnene Freundin. Seine Antwort: „Nein. Aber es ist ein sonderbarer Bestand in der Ehe, man kann sie biegen, aber sie bricht davon nicht.“ Und weiter: „An einem Bild, sagen die Maler, sind das Schwerste die leeren Stellen. Aber man kann nicht ausweichen, wenn es fertig werden soll.“⁶ Kein Happy End. Es bleibt ein Aufbruch ins Ungewisse. Die Mitteilung über die geplante Rückkehr erfolgt fast hastig, in wenigen Worten; und auf den letzten knappen Seiten steht Oberstelehn auf der Plattform eines Zugs und sieht im Halbschlaf flüchtige Bilder der jetzt verlassenen Lebensstation.

Die junge Generation der 50er Jahre – wir Studierenden, aber auch Schülerinnen und Schüler (das geht aus deren niedergeschriebenen Erinnerungen hervor) – war offen für die Perspektiven und Wertmaßstäbe Gerd Gaisers, bereit, ihm weithin zu folgen: im romantisch eingefärbten Blick auf das einfache Leben, im Schwanken zwischen Sentiment und Skepsis (die manchmal in Zynismus überging), selbst im Lob der Ordnung, der Suche nach sicheren Maßstäben.

Ich will die persönliche Episode abschließen mit der Notiz, dass Gerd Gaiser eine Gegeneinladung aussprach – und bald darauf saßen wir an einem langen Tisch in der kleinen Wohnung. Ich erinnere mich noch, dass die freundlich zurückhaltende und doch imponierende Frau Gaiser Nudelsalat anbot, damals eine exotische Novität; ich weiß aber nicht mehr, was gesprochen wurde. Das stellt mir ein schlechtes Zeugnis aus, ein umso besseres den Gaisers: Man

⁵ Ebd., S. 257.

⁶ Ebd., S. 449.



Gerd Gaiser bei einer Klassenfahrt des List-Gymnasiums in den 1950er Jahren.

darf nur danebenstellen, mit welchen Ansprüchen und Zelebritätserswartungen bekannte Dichter heute manchmal in die Provinz reisen – und Gerd Gaiser war damals bereits ein bekannter Dichter. Es gab noch nicht das aufgeheizte Klima der Literaturkritik und Reklame, der Besten- und Bestsellerlisten, kein Literarisches Quartett und wenig Rezensionen – aber die Flüsterpropaganda unter dem Lesepublikum war wirksamer als heute, und es gab auch schon einzelne Auszeichnungen: Gaiser erhielt für seinen ländlich gestimmten Roman einen großstädtischen Preis, den Fontane-Preis der Stadt Berlin.

Das positive Echo verdankte er nicht nur der Tatsache, dass er Themen und Stimmungen anschluss, welche die Leserinnen und Leser als eigene empfanden oder an denen sie sich doch orientieren konnten; er verdankte die Anerkennung auch der stilistischen Qualität seiner Arbeit. In unserem Kreis sprachen wir zwar wenig über Stilfragen, aber wir empfanden das Neue, das zumindest in der deutschen Literatur relativ ungewohnt war: Der Roman hat keine geradlinig geführte Handlung; es ist schwierig, ihn überhaupt in einer Art Nacherzählung zusammenzufassen, weil auch seine Struktur die Ziellosigkeit und Verlorenheit der Personen vermittelt. Natürlich zeichnen sich Veränderungen ab, und es gibt durchaus dramatische Vorgänge (etwa die Verfolgung zweier kleiner Mädchen durch einen wenig älteren Jungen im Wald und ihre halb missglückte Rettung durch Oberstelehn); aber die Episoden fügen sich nicht

zu einem organischen Ganzen und einer rundum plausiblen Entwicklung. Trotz des ruhigen Duktus – der schon dem geschilderten Leben mit der Natur geschuldet ist – jagen sich die Szenen manchmal wie im Film, in einer nervösen (und damit modernen) Darstellungsart.

Das gilt auch für die Romane, die diesem eindrucksvollen Debüt folgten. 1953 erschien der Kriegsroman „Die sterbende Jagd“, der wiederum stark durch eigene Erlebnisse des Autors geprägt war: „nicht nach Hörensagen, sondern nach dem was ich sah“,⁷ schilderte Gaiser einen Ausschnitt des Kriegs. Gerd Gaiser war Segelflieger gewesen. Seine Sehnsucht zu fliegen und vielleicht auch der Kontakt zu seiner Fluggruppe entsprangen den Träumen der Jugendbewegung, die eine große Rolle für ihn spielte. Der Segelflieger wurde als Jagdflieger rekrutiert; später war er Bodenoffizier. Im Roman erzählt er, konzentriert auf knapp zwei Tage, von den Einsätzen und der Desillusionierung einer Fliegertruppe, die im Nordseeraum (in Schleswig, Dänemark und im südlichen Norwegen) stationiert ist. Man schreibt das Jahr 1943 – es wird immer klarer, dass der Kampf aussichtslos ist; die gegnerischen Luftkräfte sind übermächtig; aber die deutsche Fliegerstaffel ist in Aufgaben der Entlastung und Abwehr eingebunden, die ihr das Durchhalten abverlangen, Kampf und Opfer, obwohl sich der Gedanke der Sinnlosigkeit und der Resignation in die Köpfe frisst.

Zwei Jahre später bringt Gaiser „Das Schiff im Berg“ heraus, die Geschichte eines Albbergs, nicht strikt lokalisierbar – aber da die Rede ist von der Urschel im Berg, von Buchenwäldern und Hochwiesen, Erdlöchern und Tropfsteinhöhlen, darf man die Schilderung auf die nächste Umgebung von Reutlingen beziehen. In geschickter, ja raffinierter Weise spannt Gerd Gaiser einen Bogen von der Urzeit bis in die Gegenwart: Der Untertitel lautet „Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann“ – dieser Hagmann ist Archäologe, Vorgeschichtler, Heimatforscher; seine Notizen sind jedem der über 30 Kapitel vorangestellt, ehe sich die Szene öffnet. Meist handelt es sich um knappe wissenschaftliche Anmerkungen oder kurze Reflexionen, nüchterne Stenogramme, kunstvoll kontrastiert mit den ausgreifenden Schilderungen und Erzählungen, die folgen. „Notiz Hagmanns: Aus den Pollendiagrammen des Sülmer Rieds: in 275 cm (entspr. 8000 v. d. Ztr.) Hasel gegen 50 v. H. der Pollen“ – und dann die farbigen Bilder:

Blöße und Busch lösten sich ab, Busch stundenlang, der von unzähligen Wechsellern durchzogen war. Dort raschelten Hamster und Rebhuhn, das Wildpferd brach durch. Da war der Weg schwer zu finden, ein Ort dem andern ähnlich, alles voll Heimlichkeit, überall Nester, Schlüpfen und Sackgassen. Die Ruten gaben Zuflucht allem Getier, das sie aufsuchte, es wisperte, schlüpfte und haschte sich, schwirrte und flatterte zwischen den Stangen. Der Wind war

⁷ Jahrgang 1908 (wie Anm. 1), S. 150.

*gebrochen, er fing sich, wirbelte an den Rändern hin und brachte die Schattengitter ins Flimmern. Innen aber brüteten Vögel und heckte der weiße Hase. Trieb ein Luftstoß das vorjährige Laub auf, so lagen da Schneckenhäuser wie hingsät oder waren in Mulden zusammengerollt wie Eier im Nest.*⁸

Und so fort im jagenden Ton: die wuchernde Frühzeit des Bergs, „die Ohnmacht des Entstehens, die Lust der Heraufkunft“. Der Mensch fügt sich ein in die Spiele der Natur; Gerd Gaiser zwingt Vorgeschichte und jüngste Vergangenheit zusammen. Die Historie gibt nicht viel Sinn her; der Sinn ruht in den mythischen Bildern: die Urschel, spendend und segnend; das Schiff im Berg, Bild der Hoffnung und Verheißung. Der Bruch tritt ein, als diese Bilder sich nicht mehr anreichern, sondern verblassen und verkümmern. Die Namen sickern ins Banale: Die „Helferinnen“ sind nicht mehr die todlosen Wesen des Bergs, sondern die weiblichen Bediensteten einer Luftwaffeneinheit; der „Nachtjäger“ fährt nicht mehr gewaltig durchs Gewölk, er sitzt in seiner Maschine und wird von Radarstationen gelenkt. Der Mensch hat sich aus der Natur erhoben, hat sie dienstbar gemacht. Er „pflanzt nach der Schnur“, er lässt „gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken“. Aber die Natur bleibt dabei stumm und vordergründig: Fortschritt als Sinnverlust. Manchmal zündet ein Funke, tauchen an der Grenze unserer Wirklichkeit die alten Bilder auf. Dem jungen Seminaristen zeigt sich im Angesicht des Todes die Urschel mit ihren roten Strümpfen; Hagmann und seine Kollegin sehen, als sie die Liebe wagen, das Schiff im Berg. Aber die Bilder vermögen den Alltag nicht mehr festlich zu durchdringen. Das Festliche sind jetzt Betriebsausflüge, Omnibuskolonnen, Lautsprecher, wohlverzäunte Tropfsteinhöhlen. In ihnen „waren die sehenswürdigsten Bildungen mit engmaschigem Draht umzogen. Sie sahen aus wie Elementargeister in Netzunterwäsche.“

„Das Schiff im Berg“ ist das poetischste von Gaisers Büchern: Phantasie und Genauigkeit in den erdachten Bildern der Frühzeit, anekdotische Geschichten aus der Vergangenheit des Bergs, und schließlich ironische Streiflichter auf die Gegenwart. Das Buch wurde freundlich aufgenommen, aber es wurde nicht unbedingt populär – zu ungewohnt war die Perspektive, die Jahrtausende zusammenzwang, Historie ausmalte und gleichzeitig ihre Nichtigkeit demonstrierte: „An dem Meer und dem Berg gemessen, war die Zeit des Auftretens von Menschen unerheblich. Es war eine Spanne wie die Zeit eines Ameisenflugs.“ Und später, in den Notizen Hagmanns: „Der Mensch transitorisch.“

Sehr viel populärer wurde der Roman „Schlussball“, den der 50-jährige Gerd Gaiser vor 50 Jahren veröffentlichte. Er rief in Reutlingen besondere Aufregung hervor und provozierte ein Suchspiel. Man verstand die Geschichte vielfach als plumpen Schlüsselroman, diskutierte, wer sich hinter

⁸ G. Gaiser: *Das Schiff im Berg*, München 1955, S. 19 f.

James K. Lyon
204 F Holden Green
Cambridge 38, Mass.
U.S.A.



HARVARD UNIVERSITY
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS

~~Donnerstag~~, den 11.
Freitag, den 12. Feb.

Sehr geehrter Herr Doktor Gaiser:

Mich haben Sie sicherlich vergessen, aber ich bin ein Anhänger von Ihnen, von dem Sie im vorigen Sommer eine kurze englische Arbeit über Ihre Werke aus Salt Lake City, Utah bekommen haben. Zur Zeit studiere auf der Harvard Universität, und hier ist es mir auch gelungen, einige Menschen (hauptsächlich Assistenten u. Studenten) für Ihre Werke zu interessieren.

Als ich ^{gestern} in Buchgeschäft in Harvard Square besuchte, ist mir ein Exemplar von Schlussball ins Auge gefallen, und zwar von dem Pantheon Verlag unter dem Titel The Final Ball. Heute früh habe ich die New York Times aufgeschlagen und dort stand eine Rezension darüber. Falls Sie daran interessiert sind, habe ich sie beigelegt.

In einer Hinsicht bin ich froh, dass man Ihre Werke übersetzt, denn im Vergleich mit französischen und italienische Büchern werden nur ganz wenige deutsche Dichter (also zeitgenössische Dichter) ins Englische übersetzt. Andererseits wäre es mir lieber, wenn man andere Werke von Ihnen übersetzt. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber ~~ich~~ persönlich finde den Roman Das Schiff im Berg und einige Erzählungen in Zwischenland wirkliche Spitzenleistungen, obwohl Schlussball in einem etwas anderem Sinn ist. Trotzdem bin ich der Meinung, dass man sie besser verstehen würde, wenn andere Werke zunächst übersetzt wären. Ihnen wird es auffallen, dass diese Rezension nicht gerade positiv geschrieben ist, was mir etwas leid tut. Der Rezensent sieht nur einen Roman der sozialen Anklage und ein Bild von Nachkriegsdeutschland darin, was allerdings nicht ganz erschöpfend und ausserdem nicht ganz gerecht ist. Von Ihrem Weltbild und Ihrer Auffassung des Menschen hat er wohl nicht viel verstanden. Eigentlich sagt er nichts Negatives, aber einige Schlüsse hätte er wenigstens ziehen können.

Weiter will ich nicht im Augenblick sagen, aber es dürfte Sie interessieren, was man über Sie in den USA zu lesen bekommt. Darf ich zuletzt fragen, ob in nächster Zeit noch etwas von Ihnen zu erwarten ist? Oder sind vielleicht Artikel oder Erzählungen von Ihnen einzeln erschienen? Ich wäre Ihnen für irgendwelche Auskunft dankbar, und ich grüsse Sie jetzt auf das Herzlichste.

Ihr

James K. Lyon

Mit dem Roman „Schlussball“ gelang Gerd Gaiser der internationale Durchbruch, der auch zu reger Korrespondenz mit ausländischen Lesern und Fachleuten führte.

dem imponierenden Lehrer Soldner versteckte, der gar kein ausgebildeter Lehrer war; wer als der finstere Rakitsch in den Roman gewandert war, der Diemut nachstellte; wem diese Diemut und ihre Mutter nachgebildet waren, wer sich hinter dem wirtschaftlich erfolgreichen, aber sonst ahnungslosen Geschäftsmann Förckh versteckte, den man wegen seiner großen Hände „Tatzenförrckh“ nannte. Und die Stadt „Neu-Spuhl“ – schon dieser Name schien eine Anspielung auf die Tradition der Reutlinger Strickereien und der hier konzentrierten Textilwirtschaft! Und dann die „Klöppler“ und „Blecher“ im Roman, die zu den alteingesessenen Reichen der Stadt gehörten! All das zielte ja doch auf Reutlingen. Der Versuch der Identifizierung förderte die Aufmerksamkeit; aber er war kurzschlüssig. Gewiss, Reutlinger Erfahrungen waren in den Roman eingegangen – Einzelheiten vielleicht wie der dubiose Wäscheversand (der in Reutlingen stadtbekannt war), die Beobachtung des hastiger werdenden Wandels, der beispielsweise die farbige Pracht der Wilhelmstraßenkrämer in ein schreiendes Mosaik von Waren und Werbung zu verkehren begann, persönliche Verletzungen wohl auch wie Gaisers Erfahrungen mit der Schulbürokratie, die in einem dichtenden Lehrer ein höchst problematisches Amphibienwesen sah, und überhaupt die Überblendung aller Fragen nach Sinn und Wert durch modische Attitüden materieller Gier. Martin Walser hat einmal angemerkt, wer ihm begegne, müsse damit rechnen, dass er in seinen Büchern landen könne, aber er fügte hinzu, dass dies nicht ohne Verfremdung geschehe. Und auch Gerd Gaiser hat offenbar die Gefahr kurzschlüssiger Interpretation gesehen und deshalb (für einigermassen wache Leser gut erkennbar) Differenzsignale eingebaut:

Ich sah Neu-Spuhl, es liegt flach, es besitzt keinen nennenswerten Umriß gegen den Himmel, der Neu-Spuhl dem Gedächtnis einprägen würde; keine alten Türme zum Beispiel oder sonst einen charaktervollen Krimskrams. Die Hauptkirche, die von den Herrnhutern erbaut worden ist, trägt nur einen Dachreiter, und den nur, damit man dort eine Glocke hineinhängen kann. Dafür allerhand an Schornsteinen, dann der Wasserturm mit dem dicken Kopf. Der dicke Wasserturm ist die Kathedrale für das Stadtbild von Neu-Spuhl. Weder Engel noch goldene Hähne; lauter Firmenzeichen. Im Westen die Pan-salva, die Neu-Spuhl einpudert.⁹

All das passt gerade nicht zu Reutlingen, wo die Marienkirche mit einem goldenen Engel gekrönt ist und die Türme der Stadtbefestigung erhalten sind; und es gab auch keine Fabrik, welche die Stadt mit gelbem Staub überzog (Reutlingen hatte keine pharmazeutische Industrie, und den äußeren Effekt könnte Gaiser eher von Nürtingen übernommen haben). Dieses spezifische Reutlingen-Problem muss schon deshalb Erwähnung finden, weil die Gleichsetzung von Reutlingen und Neu-Spuhl immer wieder einmal hervorgeholt

⁹ G. Gaiser: Schlussball. Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl, München 1958, S. 37.

wird – mitunter mit guten Gründen, wenn nämlich Fehlentwicklungen gebrandmarkt werden (wozu es immer wieder Anlässe gibt und geben wird). Aber „Schlussball“ ist wahrhaftig kein Reutlinger Heimatroman; Neu-Spuhl gab und gibt es auch anderswo. Daraus erklärt sich auch der große Erfolg, den Gaiser gerade mit diesem Roman erreichte.

Der Roman ist eigenwillig strukturiert: In 30 Abschnitten wird das Geschehen durch Stimmen dargestellt, die Stimmen von sechs Beteiligten und von Toten. Das ist eine perspektivische Brechung, die deutlich macht, dass sich die Vorgänge nicht auf *eine* Bedeutung herunterbügeln lassen. Aber die Schicksale, die sich durchkreuzen, bleiben überschaubar. Es ist mehr als ein Handlungsstrang, aber die Episoden bereiten alle die Katastrophe vor: dass der unheimische und unheimliche Rakitsch der jungen Diemut auflauert, um sie zu töten, und dass er sie mit ihrer Mutter verwechselt, die sich befreien kann und ihn erschlägt.

Der Roman „Schlussball“ hat Gerd Gaiser beim literarischen Publikum vollends allgemein bekannt gemacht; zu dem Buch liegen vier Mal so viele große Rezensionen vor wie für „Eine Stimme hebt an“ und „Das Schiff im Berg“ zusammen. Gaiser hatte den Gipfel seines literarischen Ruhms erreicht – ein steiler Absturz folgte. Jetzt erst wurde an seinen Gedichtband „Reiter am Himmel“ von 1941 und an weitere Gedichte und Prosatexte aus der NS-Zeit (publiziert in der Zeitschrift „Das Innere Reich“) erinnert. Danach hatte vorher niemand gefragt; soweit ich es verfolgen konnte, sind diese frühen Schriften in den Rezensionen und Würdigungen der Nachkriegszeit nirgends erwähnt. Nun aber dienen sie der Unterfütterung und wohl auch der Anstachelung der aktuellen Kritik an Gerd Gaisers literarischer Arbeit.

Im Jahr 1960 kam „Am Pass Nascondo“ heraus, ein Sammelband Gaisers mit Erzählungen, wie überhaupt zwischen und nach den Romanen eine Sequenz von Erzählbänden auf den Markt kam mit Skizzen und Kurzgeschichten, die größtenteils nicht auf deutschem Boden spielen, sondern im Süden und Südosten, in Randbereichen Europas, die Gaiser teils durch seine kunsthistorischen Reisen, teils im Kriegseinsatz kennengelernt hatte. Die Besprechung des Sammelbandes von 1960 nahm Walter Jens zum Anlass für eine Generalabrechnung mit Gerd Gaiser auf einer Seite der „ZEIT“¹⁰. Schon der Titel war als Frontalangriff formuliert: „Gegen die Überschätzung Gerd Gaisers“, und dazu kam der deklassierende Untertitel: „Nicht alles, was zur Klampfe gesungen wird, ist Dichtung“ – was ja sicher, auch heute noch, stimmt, aber mit Gaisers Prosa wenig zu tun hat. Walter Jens verwies auf Gaisers jugendbewegte Vergangenheit, die dieser selbst gelegentlich erwähnt, und leitete daraus seine „romantisch-völkische Betrachtungsweise“ ab. Er konkretisierte das im Vorwurf, Gerd Gaiser bringe

¹⁰ Ausgabe vom 25. November 1960.



Dem 1941 erschienenen Gedichtband „Reiter am Himmel“ haftete unverkennbar der Geist der NS-Zeit an.

germanische Lichtgestalten in Stellung gegen fremdrassige Bösewichter, er betrachte Intellektuelle als seine Todfeinde und habe die dubiose Gegnerschaft zum Asphaltliteratentum erneuert. Und, Todesstoß für einen, dessen Handwerk die Sprache ist: „Unter allen Nachkriegsautoren, die zu Ruhm und Ansehen gelangt sind, scheint Gerd Gaiser der schlechteste Stilist zu sein.“ Das merkwürdige „scheint zu sein“ lässt Distanzierung erwarten; aber Jens reiht Stilblüten auf (die ich nicht als solche erkennen kann), und schließlich lobt er die malerischen Beschreibungen Gerd Gaisers: Seine Stärke liege „im Entwurf des Kolorits“, um dann maliziös hinzuzufügen: „Ich könnte mir denken, daß er ein bedeutender Maler ist, denn ein bedeutender Schriftsteller ist er gewiß nicht.“

Ein englischer Germanist, der über Gaiser arbeitete, kam später zur Einschätzung, diese Kritik „had [...] to do with the provincial rivalry of Tübingen and Reutlingen“¹¹. Wenn man diese riskante geopolitische Perspektive akzeptiert, könnte man den Befund noch verschärfen: Ungefähr gleichzeitig erschien in den „Frankfurter Heften“ die Gerd-Gaiser-Kritik aus der Feder des jungen Germanisten Helmut Kreuzer¹², der in Feldstetten geboren ist, aber aufgewachsen in Pfullingen – sodass also Reutlingen in die Zange genommen worden wäre von feindlichen Städten im Westen und Süden. Aber es ist höchst unwahrscheinlich, dass sich die Kritiker von kollektiven Aversionen zwischen den verschiedenen Gemeinden leiten ließen. Helmut Kreuzer verteilt keine Tiefschläge; aber seine Kritik zielt in ähnliche Richtung wie die von Walter Jens: Er rügt Gaisers „altfränkische Sprachgebärde“; manche Aufzählungen von Verben und Adjektiven erinnern ihn „an die Wortschatzübungen der Schule“; auch er sieht ein Übergewicht der Kräfte des Bluts über die Gedanken; er stellt die Aufhebung des Historischen im Ungeschichtlichen, im stetig

¹¹ Stuart Smith, zitiert bei Bernhard Karl Vöglin: Gerd Gaiser – Ein Dichter in seiner Zeit, Marburg 2004, S. 149 (Anm. 399).

¹² Helmut Kreuzer: Auf Gaisers Wegen. Korrektur eines Bildes, in: Frankfurter Hefte 15 (1960), S. 128–134.

Wiederkehrenden in Frage, und er bezieht dabei besonders auch die fatalistische Haltung der Jagdflieger ein, die ihre Pflicht erfüllen, ohne nach den politisch fatalen Hintergründen der Pflichten zu suchen.

1963 folgte eine ausführliche Auseinandersetzung, die Marcel Reich-Ranicki verfasst hatte: „Der Fall Gerd Gaiser“¹³ – das war, auch ohne Genitiv-s, doppeldeutig aufzufassen: Kasus und Niedergang. Reich-Ranicki beginnt mit Zitaten aus dem Band „Reiter am Himmel“, in denen die Sendung und das Recht der deutschen Nation zur Beherrschung fremder Völker zum Ausdruck gebracht sind. Gerd Gaiser habe diese Verse zwar als „Gedankenspuk“ bezeichnet, „in dem ein Phantast sich verfangen konnte“, aber er habe die „deutsche Schuld“ (die ja doch auch ins Persönliche reiche) stets verschwiegen. Reich-Ranicki konstatiert: „Die nationale Katastrophe war zugleich seine persönliche Katastrophe.“ Der Widerwille gegen das Fremde und die Fremden wirke fort in seinem Werk, wie auch der Widerwille gegen den technischen Fortschritt, der die Menschen von den Kräften der Erde entfernt. Eingestreut in den kritischen Essay sind viele positive Einschätzungen des Stils; aber das Resümee lautet, Gerd Gaiser sei nach 1945 zum „elegischen Barden“ geworden, „der aber nicht aufgehört hat, ein völkischer Beobachter zu sein“. Völkischer Beobachter – das ist die unmittelbare Anbindung ans Dritte Reich.

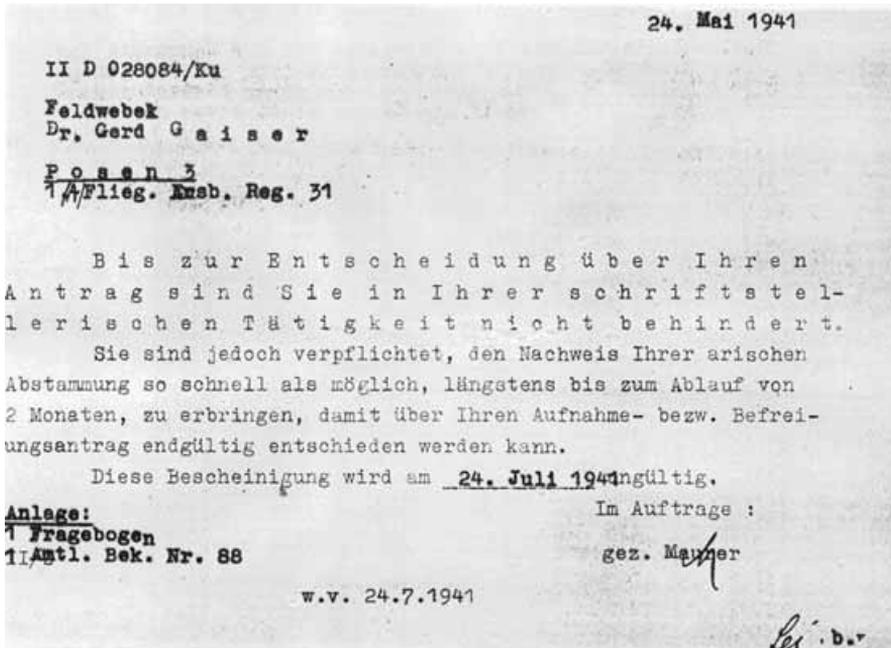
Was ist von dieser Kritik zu halten? Gaisers im Krieg veröffentlichte Gedichte sind pathetisch verstiegene Visionen – Volk, Reich und Führer werden darin in mythische Höhen katapultiert:

*Wenn aber wir fallen,
Wird lang unsre Jugend
Wie ein Riff aus dem Meer der Geschlechter ragen,
Da wir dem heerfolgten,
Der, entwachsen dem Sagbaren,
Aller Satzung enthoben,
Alles Vergänglichen bar,
Aller Nächster und Fremdester,
Niedergestiegen von drüben,
Unbegreiflich uns vorfocht,
Dem wir gehorchten,
Weil unser höchstes Gebot auch sein Feldzeichen war.*

Das sind Verse aus dem Gedicht „Der Führer“¹⁴. Es genügt, sie zu zitieren; es braucht da keine bemühte Widerlegung. Gerd Gaiser war Anfang oder Mitte 30, als er diese Gedichte publizierte, kein unreifer Abiturient. Ich betone das, weil im öffentlichen Diskurs etwas in Schwang gekommen ist, das man die

¹³ Der Fall Gerd Gaiser, in: Marcel Reich-Ranicki: Deutsche Literatur in West und Ost, Reinbek 1970, S. 52–76.

¹⁴ G. Gaiser: Reiter am Himmel, München 1941, S. 57 f.



Gerd Gaisers Erstlingswerk „Reiter am Himmel“ zog die üblichen Überprüfungen und die entsprechende Korrespondenz mit der Reichsschrifttumskammer nach sich.

Flakhelferflüge nennen könnte: Es wird so getan, als seien nur unbedarfte 18-Jährige – mit oder ohne eigenes Zutun – in den Fängen des Nationalsozialismus gelandet; und darüber wird vergessen, dass in allen Generationen und Jahrgängen mehrheitlich die Bereitschaft bestand, Ja zu sagen und die Konsequenzen zu akzeptieren. Das eigentliche Rätsel des Nationalsozialismus liegt nicht in den irren und wirren Gedankenspielen Adolf Hitlers und seiner Chefideologen (Wahnvorstellungen gibt es immer wieder) – das Rätsel liegt in der Tatsache, dass große Teile der Bevölkerung, einschließlich eines Teils der Intellektuellen, mitzogen und die Gefolgschaft nicht verweigerten.

Es bestehe, schrieb Reich-Ranicki, „keine Notwendigkeit, heute mit dem Gaiser vom Jahre 1941 zu rechten“; aber er sieht den Ideenmüll jener Zeit fortwirken in Gaisers literarischen Werken der Nachkriegszeit. Es ist nüchtern zu fragen, ob das zutrifft. Ich sehe einen basalen Fehler der Gaiser-Kritik darin, dass sie den Horizont der in Frage stehenden Bücher nicht ernst nimmt (Ähnliches hat ja auch in der Diskussion der Walser-Erinnerungen eine Rolle gespielt). In Gerd Gaisers Kriegs- wie in seinem Heimkehrerroman herrscht eine diabolische Situation – „diabolisch“ heißt wörtlich: durcheinander werfend, teuflisch chaotisierend, die Linien und Ordnungen verwirrend und klare Gedanken verbauend. Unter den Holzfällern und Flüchtlingen im Schönbuch

und Gäu war die Analyse des nationalsozialistischen Unrechtsregimes kein Thema, jedenfalls keines, das die Gedanken an die alltägliche Not verdrängt, die Befindlichkeit der Familien und Einzelgänger verändert hätte. Und in den Fliegerstaffeln wurde in der zugespitzten Endsituation nicht diskutiert, wie es zum Krieg gekommen war – hätte Gerd Gaiser das hineinschmuggeln müssen? Wo Politisches in der damaligen Realität zum Thema wurde, da geschah das sicher nicht selten in der von Reich-Ranicki getadelten „rhetorischen Pauschalverdammung, die Gaiser einem sterbenden Hauptmann in den Mund legt: ‚Verdammt und verflucht sollen die sein, die alles so haben kommen lassen, und verdammt und verflucht, die nachher nichts mehr davon hören wollen, und verdammt und verflucht, die es dann noch einmal probieren‘.“¹⁵

Im Übrigen lesen Kritiker oft nicht nur aus den Büchern heraus, sondern auch in sie hinein; und es geschieht umso leichter, je eindeutiger eine starre Meinung vorgegeben ist. In der Geschichte „Aniela“¹⁶, die mehrfach in Sammelbänden nachgedruckt wurde, erzählt Gaiser von einem polnischen Mädchen, das mit einem Unteroffizier der deutschen Besatzung eine Affäre beginnt, die sich zur Liebesbeziehung vertieft. Nicht nur der deutsche Soldat, auch die junge Frau empfindet eine starke Zuneigung; aber gleichzeitig plant sie gemeinsam mit älteren Hausgenossen und ihrem Bruder dessen Flucht. Er nimmt, nachdem seine Schwester ihren deutschen Freund zu einem Bad im Fluss überredet hat, dessen Uniform und Gewehr und stürzt davon. Der Deutsche sieht den Fremden in seiner eigenen Uniform, wütend schlägt und ertränkt er schließlich die Schwester; ihr Bruder wird verfolgt, gefangen genommen und zum Tod verurteilt; zur Erschießung wird der Unteroffizier mit abgestellt. Marcel Reich-Ranicki kontrastiert die beiden Liebenden: „der Deutsche ein stiller, feinfühligere Alleingänger [...] die Polin hingegen entpuppt sich als listig und heimtückisch“¹⁷, während in der Geschichte beide positiv gezeichnet und vor allem als Opfer einer unmenschlichen Konstellation dargestellt sind.

Man kann auch relativieren, was als falsche Bodenhaftung bei Gerd Gaiser kritisiert wurde. Er zeigt vor allem, wie Menschen in äußersten Notsituationen auf die Natur zurückgeworfen sind, auf die Natur, die unerbittlich und grausam sein kann. Nichts sei „absurder als die Annahme, Gaiser sei ein Blut- und Boden-Dichter“, schrieb Gottfried Just¹⁸, ein genau hinblickender und abwägender Essayist, der schnelle Urteile scheute – man sollte sich an ihn, der sich mit gerade 31 Jahren das Leben nahm, hin und wieder erinnern.

¹⁵ Der Fall Gerd Gaiser (wie Anm. 13), S. 63.

¹⁶ G. Gaiser: Einmal und oft. Erzählungen, München 1956, S. 216–256.

¹⁷ Der Fall Gerd Gaiser (wie Anm. 13), S. 63.

¹⁸ Gottfried Just: Wiederkehr eines Verbannten? Zur Neuausgabe dreier Romane von Gerd Gaiser, in: Süddeutsche Zeitung vom 1. Juni 1968.



Am 5. Oktober 1968 erhielt Gerd Gaiser im Rahmen einer kleinen Feierstunde im Rathaus-Foyer von Oberbürgermeister Oskar Kalbfell die Bürgermedaille der Stadt Reutlingen verliehen.

Beleuchtet man so die Einseitigkeiten – oder mindestens: Zuspitzungen in der Kritik von Walter Jens und Marcel Reich-Ranicki, so kann man nicht umhin zu fragen, ob dabei nicht auch sachfremde Motive im Spiel waren. Die beiden angesehenen Kritiker spürten sicher keine Not, politische Korrektheit zu demonstrieren und deshalb einen Poeten zu disqualifizieren; wohl aber dürfte ein kulturpolitischer Impetus wirksam gewesen sein. Es ging vermutlich darum, die andere, neue Rangfolge zu festigen, die sich herauszubilden begann. Gerd Gaiser bewegte sich ja abseits vom Mainstream, dessen Lauf und Richtung in der Gruppe 47 und im Rezensionswesen der erstarkenden Medien mitbestimmt wurde. Marcel Reich-Ranicki hat später in einem Interview¹⁹ beiläufig bemerkt, dass Heinrich Böll gezielt gegen Gaiser in eine Vorzugsstellung gebracht wurde – Böll, der in vieler Hinsicht gar nicht so weit weg ist von Gerd Gaiser, der

aber politisch engagiert war und dezidierter in seinen Positionen. Er erhielt bald danach den Bühnerpreis und 1972 den Nobelpreis.

Gerd Gaiser soll hier nicht als verhinderter Nobelpreisträger aufgebaut werden; aber er verdient nicht nur Achtung für seinen Fleiß (wie es etwas dubios bei Walter Jens heißt), sondern eine würdige Behandlung und Respekt für sein großes Werk – *groß* im Sinne von Quantität und Qualität. Dies wäre ein versöhnlicher Schluss für diesen Vortrag – aber es ist notwendig, eine Relativierung nachzuschieben. Die Wirkungsgeschichte von Gerd Gaiser wird im Allgemeinen so gesehen, wie ich sie skizziert habe. Aber bleibt sie so stehen, so arbeitet dies einer Dolchstoßlegende zu: strahlender Aufstieg und heimtückischer Sturz durch einige Neider. Dies wäre meines Erachtens ein fatales Missverständnis. So schwerwiegend die Attacken gegen Gerd Gaiser waren – der Rückgang des Interesses an seinen Werken war nicht allein darin begründet. Ich unterschätze den Einfluss und die Wirkung jener Verrisse nicht: auf

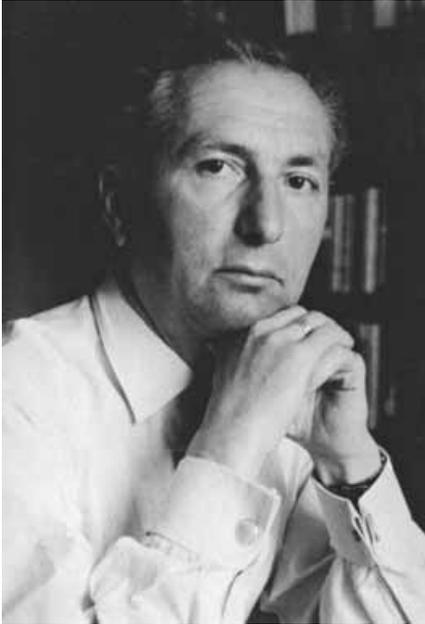
¹⁹ Marcel Reich-Ranicki: Der doppelte Boden. Ein Gespräch mit Peter von Matt, Zürich 1992, S. 200 f.; vgl. B. K. Vöglin (wie Anm. 11), S. 179.

die Wortführer und Vermittler im Literaturbetrieb, auf die Verlage – und vor allem auf den Dichter selbst. Aber ein gewisser Wandel der Einstellung vollzog sich auch im weiteren Publikum, relativ unabhängig vom Sperrfeuer der Rezensenten.

Ich muss hier noch einmal von mir reden. Ich habe die erwähnten Rezensionen erst später gelesen – zum Teil habe ich sie jetzt erst beschafft (wobei mir Franz Just aus Reutlingen mit seinem kleinen Gaiser-Archiv eine große Hilfe war). Dass ich mich damals nicht um solche Besprechungen gekümmert habe, erklärt sich wahrscheinlich daraus, dass ich mich schon ein gutes Stück von Gerd Gaiser entfernt hatte. Ich sah, anders als die weitere Öffentlichkeit, im „Schlussball“ keinen Höhepunkt, sondern eine problematische Wendung. Wenn ich zu rekonstruieren versuche, was mir nicht gefiel und was ich zum Teil schon in Gaisers vorherigen Büchern problematisch gefunden hatte, beuge ich mich in ähnlichen Zusammenhängen wie jene Rezensenten, aber mit etwas anderen Akzentsetzungen.

Mitunter ist die Sprache von Gerd Gaiser gestelzt; er war Sprachartist – und gerade dies wurde ihm zum Verhängnis. Seine gewählte Sprache ist nicht immer angemessen und manchmal allzu kostbar: Das „Ergrausen“ stellt sich ein, der „Geruch wölkte“, etwas dauert nicht, sondern „währt“, ein Anblick „überwallt“ die Menschen. Über die von Helmut Kreuzer kritisierte „metaphorische Prachtentfaltung“, die Aufreihung kostbarer Charakterisierungen, bin auch ich gestolpert. Man konnte bei der Lektüre eine geradezu paradoxe Wirkung konstatieren: Je dichter und üppiger die Beschreibung der Natur ausfiel, umso größer erwies sich die Gefahr, dass die Beschreibung ins Künstliche kippte. Gebannt wurde diese Gefahr am deutlichsten dort, wo detaillierte Naturbilder sich verbanden mit Funktionen der Handlung: Der verwundete Jagdflieger, abgeschossen, der in einem Schlauchboot gegen die Küste getrieben wird und seine Rettungschancen kalkuliert – gegen die Strömung, gegen Wind und Wasser. Oder, im „Schiff im Berg“, die Geschichte des Seminaristen, der allein im Wald ein Erdloch erkundet, hinabspringt und dann feststellt, dass es sich trichterförmig nach oben verengt, sodass alle Steigversuche scheitern. Oder, am Ende von „Schlussball“, das Erlebnis des lahmen Mädchens: ein Bombenkrater, zum Tümpel geworden, in dem junge Libellen ausschlüpfen und, „auf den Flügeln ein irisierender Hauch“, zum ersten Flug ansetzen. Überhaupt sollen über den artifiziellen Bemühtheiten die vielen gelungenen Szenen nicht vergessen werden; Gottfried Just, auf den ich mich hier noch einmal berufe, vertrat die Ansicht, dass Gaisers Schilderungen „die Landschaftsbildnisse Stifters oft übertreffen“²⁰ – höher kann man das Lob kaum ansiedeln.

²⁰ Gottfried Just: Autoren hierzulande. Ein deutsches Phänomen: Gerd Gaiser, in: Südwest-Presse, Sonntagszeitung vom 16. Januar 1965.



Gerd Gaiser – der Pädagoge. 1962 erfolgte seine Berufung als Dozent für Bildende Kunst an die neu gegründete Pädagogische Hochschule Reutlingen, 1964 seine Ernennung zum Professor.

Befremdend war dagegen auch, *wie* politische Dinge bei Gaiser zur Sprache gebracht wurden (und es war selten genug der Fall). Die „technischen Anlagen zur Beseitigung von Minderheiten“ werden beklagt²¹, als ob die planmäßige Vernichtung von Tausenden nur eine Folge technischen Fortschritts war – hier wäre das Kürzel KZ und etwas Hintergrund dazu am Platz gewesen. Und wenn Gaiser in dem Roman aus der unmittelbaren Nachkriegszeit schreibt: „das Verfahren wartet auf jeden. [...] das sind die Bestimmungen“²² – dann gehen einem konkretisierende Begriffe wie „Entnazifizierung“ durch den Kopf oder auch „Fragebogen“ (gleichzeitig mit Gaisers Heimkehrerbuch erschien der Roman Ernst von Salomons, der das umstrittene Instrument politischer Säuberung in den Titel nahm²³). Aber Gaiser war offensichtlich bemüht, den hohen und quasi zeitlosen Ton durch solche aktuellen Banalitäten nicht zu stören.

Es befremdete auch, wie Gerd Gaiser die Idee und Illusion eines unbeschädigten Menschentypus von innerem Adel aufrechterhielt und feierte: Er stellt Personen vor, meist mit altertümelnden Namen versehen (Ersabet Waaga, Herse und Diemut Andernöth), die in klinischer moralischer Reinheit agieren – und ihnen gegenüber die plebejischen Außenseiter. Das ist keine rassistische Konstruktion; aber das Ethos der Vornehmheit, von dem Gerd Gaiser geprägt war und blieb, holte in dieser Form die Realität nicht mehr ein. Im „Schlussball“ ist dies besonders deutlich. Man ist versucht, einen Begriff zu verwenden, den es damals noch gar nicht gab: Da ist penetrantes Gutmenschentum, hineingestellt in eine Entwicklung, die nicht in ihren Ambivalenzen, sondern nur negativ gesehen wird. Wir – ich wage es, für die damals junge und mittlere Generation zu sprechen, die sich seinerzeit allmählich zum Protest formierte – wir wollten genauer hinsehen, gerade auch im gesellschaftlichen und politi-

²¹ G. Gaiser: Eine Stimme hebt an (wie Anm. 2), S. 125.

²² Ebd., S. 189.

²³ Ernst von Salomon: Der Fragebogen, Hamburg 1951.

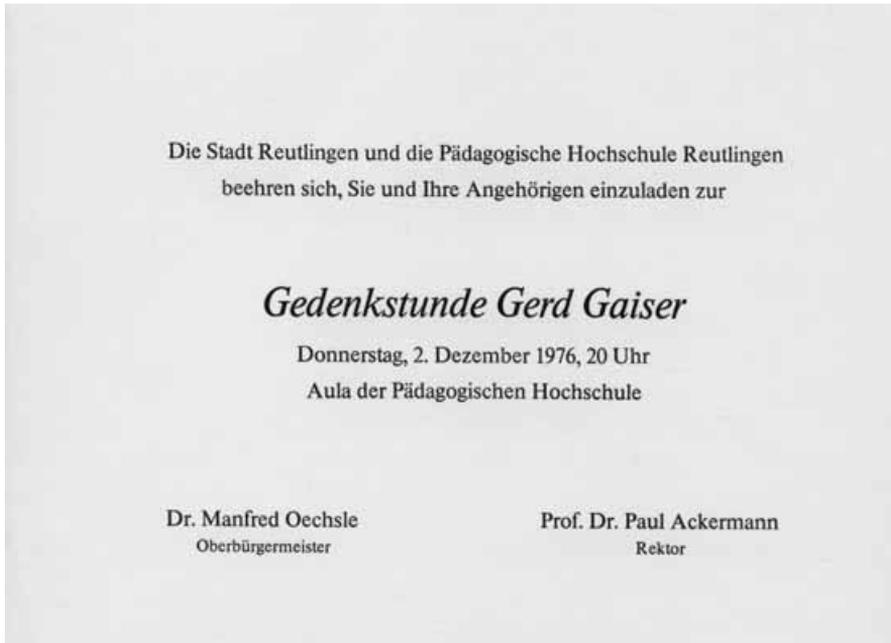
schen Bereich (es war die Zeit der Notstandsgesetze und die Zeit, in der erstmals der Nationalsozialismus einer umfassenderen Kritik unterzogen wurde), und unsere Hoffnung zielte nicht auf die Restitution alter gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern auf neue Strukturen. Zugespitzt: Was als Ordnung proklamiert wurde (und auch bei Gerd Gaiser den Ton und Geist der Texte bestimmte), provozierte Widerspruch; chaotisierendes In-Frage-Stellen schien angebracht. Auch die Denunziation technischer Fortschritte erschien unglaubhaft; die neu entstehende technische Welt, so glaubten wir, war durch Verneinung nicht zu humanisieren. Und man lernte schnell, die Verwerfungen in der Gesellschaft nicht nur durch eine dunkle Brille zu betrachten, sondern auch die komischen Seiten zu sehen – noch keine blecherne Spaßgesellschaft, aber ein unbefangener heiterer Blick auf die Unzulänglichkeiten. Der tiefe, verantwortungsvolle Ernst Gerd Gaisers, nur selten angekratzt von einer ironischen Wendung, beeindruckte, ließ einen aber auch frösteln.

Gerd Gaiser war, so könnte man resümieren, von der gesellschaftlichen Entwicklung überholt. Er war nicht mit der Zeit gegangen, und so ist es nicht verwunderlich, dass die Aufmerksamkeit ein gutes Stück von ihm abgezogen wurde.

Aber auch das ist nicht das letzte Wort. Im Jahr 1962 erhielt Gaiser einen Ruf an die Pädagogische Hochschule in Reutlingen, wo er Kunsterziehung lehrte – eine befreiende Arbeit, die er mit Begeisterung ausfüllte. Frido Hohberger hat die eindringliche Wirkung geschildert, die von seinen mit *Aperçus* und *Pointen* bestückten Vorlesungen ausging, aber auch von seiner freundlichen Offenheit in Gesprächen²⁴. Gerd Gaiser hat aber im letzten Jahrzehnt seines Lebens auch kunstgeschichtliche Einführungsbände und ein halbes Dutzend Bücher mit Erzählungen veröffentlicht – nebenher, obwohl dieses Wort angesichts der Fülle und Vielfalt seiner literarischen Arbeiten nicht recht passen will. In den Erzählungen schildert er manchmal unerhörte Begebenheiten, oft aber handelt es sich auch um Skizzen, welche die Farben und Stimmungen einer Landschaft in Sprache verwandeln. Der posthume Band mit dem schlichten Titel „Ortskunde“²⁵ ist hier ausdrücklich hervorzuheben: Er führt in Landschaften der vertrauten Umgebung – in dem Text „Das Salmen-dinger Mittagsläuten“ wird beispielsweise der Blick vom Kornbühl poetisch ausgemalt, wird aber auch das Gespräch mit einem alten Mann skizziert, der täglich das Läuten auf dem Berg übernommen hatte. Dann rücken andererseits Orte und Landschaften der Fremde ins Bild: Pompeji, Salamanca, Seriphos, Granada. Das letzte Stück ist Tenerife gewidmet; ich erwähne es, weil Gaiser darin in gelöster Heiterkeit die touristischen Vorkehrungen und Ver-

²⁴ Student bei Gerd Gaiser. Abgedruckt unter dem Verfassernamen Gerhard Hohberger in: Vereinigung der Freunde der Pädagogischen Hochschule Reutlingen (Hrsg.): Gerd Gaiser zum Gedenken, Reutlingen 1983, S. 5–7.

²⁵ G. Gaiser: Ortskunde, München 1977.



Ein halbes Jahr nach seinem Tod veranstalteten Stadt und PH Reutlingen eine Gedenkstunde zu Ehren Gerd Gaisers.

kehrungen schildert – zum Beispiel, wie „sorgende Gattinnen“ zwei Liegestühle zusammenziehen und mit einem Badetuch verknuten und wie „die nämlichen Gattinnen“ ein Stockwerk höher, auf der Terrasse, das Gleiche anstellen: „noch einmal zwei Liegen verknötet und so für den Tag vorgearbeitet“.²⁶

Es lohnt sich, diese Texte zu lesen – aber es lohnt auch, die frühen großen Romane wieder oder erstmals in die Hand zu nehmen. So berechtigt der Einwand ist, dass Gerd Gaiser Zeitromane schrieb, die sich mancher spezifischen Entwicklung der Zeit verweigern und verschließen, so zwingend ist andererseits die Erkenntnis, dass er demonstrierte, wie sich in aller Hektik historischer Veränderungen gewisse dominante Strukturen und Probleme erhalten. Zu einem Bild von Max Beckmann (zu dem er, zusammen mit seiner zweiten Frau Irene Widmann, eine besondere Affinität hatte) schrieb er: „Dies ist nicht früher einmal gewesen, entlegen und märchenhaft. Es ist Schicksalsfigur.“²⁷ Das ist der Sinn seiner poetischen Aufhebung der Zeiten in der Zeitlosigkeit.

²⁶ Ebd., S. 188.

²⁷ G. Gaiser: *Klassiker der modernen Malerei. Von Matisse bis Miró*, München, Hannover 1962, S. 40.

Noch einmal: Gerd Gaiser ging nicht mit der Zeit. Aber was heißt das schon? Gert Jonke, ein kürzlich verstorbener österreichischer Autor, meditierte in seinem „Geometrischen Heimatroman“²⁸ spielerisch darüber: „Man geht meistens viel eher mit der Zeit, indem man gegen die Zeit geht, in letzter Zeit ist es allerdings vielfach üblich geworden, gegen die Zeit zu gehen, so dass das Gegen-die-Zeit-Gehen zum Schluss ein Mit-der-Zeit-Gehen wieder geworden ist, deshalb gehen manche wieder mit der Zeit in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, um so wiederum auf ihre ganz eigene Art und Weise gegen die Zeit zu gehen, eigentlich und vor allem, um dadurch wiederum viel eher mit der Zeit gehen zu können!“

Gerd Gaiser ging in gewisser Weise gegen die Zeit mit der Zeit – manches, was damals als Ergebnis eines scheelen Blicks, als Ausdruck etwas missgünstiger Verbitterung erschien, steht uns inzwischen drohender und bedrängender vor Augen. Das Elend des Kriegs, die Qualen der Armut, die Not der Heimatlosigkeit – das ist nicht nur Vergangenheit. Die Betonierung unserer Landschaften und unserer Köpfe ist so weit vorangeschritten, dass die farbige Schilderung einer Blumenwiese ein Politikum ist. Und die Kontaminierung menschlicher Landschaft bis in die Gipfellagen ist so offenkundig, dass archaische Vokabeln wie Anstand, Demut, Würde – Leitworte und Leitwerte bei Gerd Gaiser – nicht mehr nur antiquiert klingen. Noch einmal: Es lohnt, Gerd Gaiser zu lesen.

²⁸ Gert Jonke: *Geometrischer Heimatroman*, Frankfurt a. M. 1969, Neuauflage Salzburg 2004, S. 85.

Gerd Gaiser – Flieger, Träumer und vergessener Dichter

Zum 100. Geburtstag des Reutlinger Schriftstellers Gerd Gaiser

Von Bernhard Vöglin

Nennt man einen Schriftsteller „umstritten“, so bedeutet dieser Ausdruck zuallererst, dass es abgeschlossene Urteile über ihn nicht gibt, ja möglicherweise niemals geben kann. Gerd Gaiser, der vielleicht bekannteste Reutlinger Dichter des 20. Jahrhunderts, ist solch ein umstrittener Autor, und er wird dies noch lange bleiben.

Gerhard Wolfgang Gaiser wurde am 15. September 1908 in Oberriexingen an der Enz (Kreis Ludwigsburg) als einziges Kind des dortigen Landpfarrers Hermann Gaiser und seiner Frau Julie geb. Lachenmann geboren. Es war eine ständische, von der schwäbisch-christlichen Tradition geprägte Ordnung, in der der junge Gaiser seine Jugendjahre verbrachte und die ihn nachhaltig beeinflusste. So sehr der junge Mann sich schon früh von dem väterlichen Pfarrhaus und dem christlich geprägten Geist seiner Umgebung entfernt hatte, so oft kehrte der reife Dichter in seinen Werken in die Landschaft seiner Jugend zurück.¹

In diesem geistigen Umfeld erlebte Gaiser – und mit ihm seine ganze Generation – die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts: den Ersten Weltkrieg und vor allem das Trauma der Nachkriegsjahre, das er sogar noch in seinem letzten Werk thematisierte.²

Nach dem Willen des Vaters hätte das einzige Kind – nach einer humanistischen Ausbildung an der Lateinschule in Böblingen und an den Seminaren von Schöntal und Urach – die theologische Laufbahn einschlagen sollen, doch wehrte sich der künstlerische Geist des jungen Mannes schon früh gegen dieses Ansinnen. Nicht das geistliche Lehramt, sondern die bildende Kunst faszinierte den jungen Mann, der für einige Jahre an den Kunstakademien in Stuttgart und Königsberg studierte, später an die Technische Hochschule in Dresden ging, um dann doch, nach ausgedehnten Reisen ins Baltikum, in die

¹ Seine Schulzeit in Schöntal, in der er auch die Bekanntschaft mit Albrecht Goes machte, hat Gaiser später in einer Erzählung festgehalten (vgl. Gerd Gaiser: Besuch in Schöntal, in: Curt Hohoff: Gerd Gaiser – Werk und Gestalt, München 1962, S. 57 ff.).

² Vgl. Gerd Gaiser: Aus dem Dorf M., in: G. Gaiser: Ortskunde, München 1977. Gaisers spätere Hinwendung zum Nationalsozialismus ist eigentlich nur zu verstehen, wenn man sich die schwierige politische und gesellschaftliche Situation Deutschlands nach 1918 vor Augen führt. Der Versailler Vertrag schien mit seinen überaus harten Bedingungen gegenüber dem Deutschen Reich einer großen Mehrheit der Bevölkerung und *allen* deutschen Parteien als eine nationale Schmach.

Die Abb. stehen nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Befreiungsschein der Reichsschrifttumskammer für Gaisers Gedichtband „Reiter am Himmel“.

Donaustaaten, Frankreich, Italien und Spanien, wieder in die schwäbische Heimat zurückzukehren.

Nach seiner kunstgeschichtlichen Dissertation³ war Gaiser einige Jahre im Schuldienst in Herrenberg tätig, bevor er nach Kriegsbeginn – als ehemaliger Segelflieger – Bodenoffizier einer Jagdstaffel wurde. In die Kriegszeit fällt sein erster und einziger veröffentlichter Gedichtband *Reiter am Himmel* (1941), ein Werk mit eindeutig nationalsozialistischer Tendenz.⁴

³ Gerhard Gaiser: Die Plastik der Renaissance und das Frühbarock in Neukastilien, Diss. Tübingen 1938.

⁴ Daneben veröffentlichte Gaiser von 1940 an Gedichte und Erzählungen in diversen anderen deutschen Zeitschriften. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollte man im Einzelnen auf die Gründe für Gaisers Hinwendung zum Nationalsozialismus eingehen. Gaiser war ein Kind seiner Zeit und zu seiner Zeit gehörten neben harten, als unwürdig empfundenen Kriegslasten, der wirtschaftlichen Instabilität, der Hyperinflation der 20er Jahre, ein aufkeimender Rassismus und die Angst vor dem sich aggressiv gebärdenden Kommunismus. Insbesondere gewisse Ereignisse während des Spanischen Bürgerkriegs – besonders die Zerstörung der Kathedrale von Sigüenza – haben zu Gaisers politischem Irrweg das Ihre beigetragen. Zu Gaisers philosophischen und politischen Ansichten, die der junge Autor 1941 vertritt, habe ich ausführlich in meiner 2004 erschienenen Arbeit Stellung genommen (vgl. Bernhard Karl Vögtlin: Gerd Gaiser. Ein Dichter in seiner Zeit, Marburg 2004, S. 13–53).

Nach Ende des Krieges und der Kriegsgefangenschaft kehrte Gerd Gaiser nach Herrenberg zurück, um schon früh von Herbert G. Goepfert, einem führenden Lektor des Carl Hanser Verlags, literarisch neu entdeckt zu werden. Seit 1949 Studienrat am Friedrich-List-Gymnasium in Reutlingen, erschien im selben Jahr sein erstes Nachkriegswerk: *Zwischenland*, ein Band mit kurzen, sprachlich aber sehr intensiven Erzählungen.⁵ Es folgte der Roman *Eine Stimme hebt an* (1950), für den Gaiser 1952 den Fontane-Preis der Stadt Berlin erhielt, und 1953 der wohl berühmteste Kriegsroman der noch jungen Bundesrepublik: der Fliegerroman *Die sterbende Jagd*.

Waren in den beiden erstgenannten Werken die Menschen auf der Suche nach sich selbst, so beginnt mit dem Roman *Die sterbende Jagd* Gaisers Suche im geschichtlichen Sinne. In diesem Buch wird der aussichtslose Kampf einer deutschen Fliegerstaffel gegen Ende des Zweiten Weltkriegs thematisiert. Der Autor knüpft mit diesem Roman bewusst an die Heldenklage der frühgriechischen Zeit an und vergleicht den Kampf der deutschen Flieger mit den Schlachten der Griechen gegen die Trojaner. Es ist die alte, die anerkannte, die nie in Frage gestellte Ordnung, die die Offiziere ins Verderben stürzt, weil für die führenden Protagonisten des Romans Hitler und die Nazis als „Schicksal“ betrachtet werden. Die Figur des Offiziers Frenssen meint denn auch: „Ich hasse ihn, ich hasse ihn wie die Pest. Gott hat ihn uns geschickt, dachte er, und er muss uns verderben. Ich verstehe das nicht. Aber ich kann nicht austreten und kann es nicht wenden. Nemo contra Deum nisi Deus ipse.“⁶

Gaiser vermeidet es, die Schuld für die Niederlage durch die Verschwörung äußerer und innerer Feinde erklären zu wollen. Die Botschaft seines Denkens ist die, dass „die Deutschen“ als Kollektiv in einem sinnlosen Ringen ehrenvoll unterlegen und alle gewissermaßen schuldig geworden seien, was aber nicht bedeutet, dass Gaiser die Schuld des Einzelnen auszublenden sucht.⁷ Gaiser verdammt den Krieg, aber nicht jene, die ihn kämpften. Ein Widerspruch ist dies nicht.

Dieses Verständnis von Schuld bot aber schon früh Gaisers Kritikern eine Angriffsfläche, weil es von einer tragischen Geschichtsphilosophie ausgeht, welche die Frage nach der Schuld zwar nicht ausklammert, diese aber als „schicksalhaft“ deutet. Was der Autor mit seinem Fliegerroman über seine Generation sagen will, lässt sich mit den Worten des deutschen Historikers

⁵ Über die Sprache Gerd Gaisers ist viel geschrieben worden, leider bisweilen nicht ohne polemischen Zungenschlag. Nur so viel: Selbst Gaisers größter Kritiker, Marcel Reich-Ranicki, lobte 1963 die Intensität seiner Sprache.

⁶ Gerd Gaiser: *Die sterbende Jagd*, München 1953, S. 157.

⁷ Dieses Verständnis von Schuld bot den Kritikern eine Angriffsfläche, weil Gaiser hier eben von einer „tragischen“ Deutung des Krieges ausgeht, welche die Frage der Schuld des Einzelnen zwar nicht ausklammert, diese aber als schicksalhaft deutet. Immer stärker erhob sich dagegen in der Literaturlandschaft die Forderung nach einer „kritischen“ Vergangenheitsbewältigung, der Gaiser nicht folgen konnte oder wollte.

Leopold von Ranke wie folgt formulieren: „Nicht Blindheit ist es, nicht Unwissenheit, was die Menschen und Staaten verdirbt. Nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Aber es ist ihnen ein Trieb, von der Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reißt, solange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist der, welcher sich selbst bezwingt. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen; aber sie gehen hinein.“⁸

Kann man *Die sterbende Jagd* noch als einen historischen Roman bezeichnen, der nur gelegentlich der mythischen Bilder bedarf, so verlässt Gaiser 1955 mit seinem Roman *Das Schiff im Berg. Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann* die historisch-kritische Darstellung der Vergangenheit und wendet sich der mythischen Weltdeutung zu. Die Veröffentlichung dieses neuen Romans führte zu ersten deutlich negativen Kritiken, die den Anlass boten, Gaisers Nachkriegswerk mit dessen frühen Kriegsgedichten in Verbindung zu bringen.⁹

Der Roman *Schlussball*, der den Untertitel *Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl* trägt und 1958 erschien, darf wohl als das international bekannteste Werk des Autors angesehen werden. Es wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und sogar in der *New York Times* besprochen.¹⁰

Erzählt wird das Geschehen einer einzigen Nacht, das sich in einer süddeutschen Kleinstadt zuträgt. Für diese Stadt hat zweifelsohne Gaisers Wohnort Reutlingen die Vorlage geliefert. Für einen Außenstehenden ist es nicht nachzuvollziehen, welche Personen aus Reutlingen im Roman erkennbar dargestellt wurden. Doch waren die vermeintlichen oder tatsächlichen Ähnlichkeiten zwischen Figuren des Romans und einigen Persönlichkeiten in Reutlingen lange Zeit *das* Stadtgespräch.

So, wie auch Reutlingen Narben des Krieges davongetragen hat, so hat auch Neu-Spuhl ein sichtbar anderes Aussehen als vor dem Krieg. Neu-Spuhl ist, das wird schon in der Aussage der Figur Soldner deutlich, kein Gemeinwesen mit gestalterischer Kraft und gemeinsamer bürgerlicher Identität, sondern geradezu das Gegenteil: ein sich ausbreitendes anonymes Häusermeer, das sich stetig und unkontrolliert auf Kosten der Natur vergrößert. Aber schlimmer als die äußere Verwüstung sind die inneren Zerstörungen in den Köpfen der Menschen und die damit einhergehende Trostlosigkeit des Lebens.

⁸ Zit. nach B. Vögtlin, Ein Dichter in seiner Zeit (wie Anm. 4), S. 13.

⁹ Hans Magnus Enzensberger hat als Erster 1957 mit einer Montage aus Gedichtversen und Romanausschnitten eine solche Kontinuität herzustellen versucht (vgl. H. M. Enzensberger: Er mußte das Verderben bannen. Nachrichten aus dem Hauptquartier 1941 und 1955, in: *Die Kultur*. Eine unabhängige Zeitung mit internationalen Beiträgen, Nr. 78, München 1957, S. 5).

¹⁰ Vgl. Frederic Morton: Luxury Ueber Alles, in: *The New York Times*, Book Review 65, 14. 2. 1960.

Die Abb. stehen nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Die Abb. stehen nur in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung.

Titelbild der 1958 erschienenen Erstausgabe von Gerd Gaisers „Schlussball“. Der Roman, der den Untertitel „Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl“ trägt, spielt in einer süddeutschen Kleinstadt, wobei Gaisers Beobachtungen und Erfahrungen in seinem Wohnort Reutlingen zweifelsohne eingeflossen sind.

Der „Schlussball“, Gerd Gaisers bekanntestes und erfolgreichstes Werk, wurde bald nach seinem Erscheinen in zahlreiche Sprachen übersetzt – hier der Titel der schweizerischen Erstausgabe aus dem Jahr 1960.

In dieser Neu-Spuhler Welt finden zwei Menschen den Tod, während andere weiter versuchen, ihr Leben in dieser sinnentleerten Zeit zu meistern: „Diese Welt, dachte ich, wäre kaum auszuhalten. Aber diese Welt, in der unaufhörlich nach Glück gestrebt wird, die voll von Glücks-Offerten, lauter Glücksartikeln zu Tagespreisen und von erster Marke, Glück durch Nagelpflege und Klangmöbel, Glück durch Busen, Ventilation und Vitamine, durch Wunscherfüllungen, Rasierwasser und seelische Entschlackung – sie läßt sich ertragen von dem Augenblick an, in dem man den Wahn beseitigt hat, des Morgens müsse ein Glück neben der Uhr auf dem Nachttisch liegen [...] Sagst du dir [...]: viel werden kann nicht, doch es ist eine Art von Dienst, vielleicht hier nicht und vielleicht jetzt nicht, schwer an jedem Dienst sind die toten Zeiten – dann kommst du über den Tag.“ (Soldner: Kein Glück zu Tagespreisen)¹¹

¹¹ Gerd Gaiser: Schlussball. Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl, Hamburg, Frankfurt a. M. 1961, S. 207.

Gaisers Wohlstands- und Zivilisationskritik, die sich in diesen Zeilen artikuliert, wird aus einem Gefühl der Trauer um verlorene Werte gespeist. Seine Ablehnung der Auswüchse innerhalb der modernen Gesellschaft basiert aber nicht mehr auf der romantisch verklärten Sehnsucht eines reaktionären und der bündischen Jugend verpflichteten Bürgerschrecks, sondern ist vielmehr die wertkonservative Kritik eines erschrockenen Bürgers. Der Autor wendet sich nicht gegen den Menschen, wohl aber gegen einen Fortschrittsglauben, der das Ziel verfolgt, die Erde dem Menschen untertan zu machen. Der Mensch solle nicht Gott spielen und sich Dinge anmaßen, die die Welt in die Katastrophe führen würden. Gaisers Zivilisationskritik nach 1945 unterscheidet sich insofern grundsätzlich von derjenigen in seinen frühen Gedichten und Erzählungen, als sie, ausgehend vom leidenden Mitmenschen, die Oberflächlichkeit der Gesellschaft anprangert, ohne jedoch einen Umsturz zu propagieren. Gaisers Bruch mit Nietzsches Idee des „Übermenschen“ wird hier greifbar.

In Gaisers gesamtem Nachkriegswerk artikuliert sich letztlich die Idee der Verantwortung seinen Nächsten gegenüber, wenn er, wie es die Figur des Hagmann im Roman *Das Schiff im Berg* sagt, „den Menschen nicht aufgeben will“. Gaisers Verständnis von Moralität und seine Sympathie für die Schwachen in der Gesellschaft führen nicht zu Forderungen im Sinne politisch linker Systemkritik, wohl aber zum Bestreben, erkannte Missstände innerhalb der Gesellschaft ins Bild zu setzen.

Wie im Roman *Eine Stimme hebt an*, wird auch im *Schlussball* das Bekenntnis zur Konvention erneuert. Ist Gaisers erster Roman noch als Programm zu verstehen, wo sich die einzelne Stimme wenigstens noch an gesellschaftlich relevanten Konventionen (Ehe, Treue) orientiert, ja diese sogar einfordern konnte, so versinken die einzelnen Stimmen im Schlussball in einem Stimmengewirr: „Sich kreuzende Stimmen. Keine, die mit einer anderen redet. Jede von sich und für sich allein.“¹²

Die revolutionäre Unbedingtheit der bündischen Jugend in den 1930er Jahren ist umgeschlagen in die radikale Unverbindlichkeit der Moderne. Das aggressive Postulat von gestern („Es muss alles anders werden!“) heißt nun, in eine andere Tonart übertragen: „Anything goes.“ Die Figuren, die noch in geschichtlichen Dimensionen denken wollen oder die moralische Integrität verkörpern, können dieser Scheinwelt, diesem „american way of life“, nur noch „Weltflucht“ (Herse Andernoth)¹³, „Selbstmord“ (Sabine Förckh)¹⁴ oder ihren „Zynismus“ (Soldner)¹⁵ entgegensetzen.

¹² Ebd., S. 7.

¹³ Ebd., S. 179 ff.

¹⁴ Ebd., S. 153 ff.

¹⁵ Ebd., S. 203.



Gerd Gaiser – ein zunächst gefeierter, dann umstrittener und zuletzt weitgehend in Vergessenheit geratener Schriftsteller. Sein 100. Geburtstag bietet Anlass, den Dichter, sein Leben und Werk in Erinnerung zu rufen – zu Recht, denn „ohne Gerd Gaiser“, so die Einschätzung seines jüngsten Biographen, „ist eine deutsche Literaturgeschichte nicht zu schreiben“.

„Auf ihre Art“, so der bekannte Literaturwissenschaftler Peter Demetz, „sind Gaiser, der nachdenkliche Konservative, und ein aggressiver Liberaler wie Wolfgang Koeppen (oder elegische Sozialisten wie Alfred Andersch) Ritter vom gleichen Geist; ihre Unzufriedenheit mit einer materialistischen Gesellschaft kennt keine Grenzen zwischen rechts und links. Der Idealismus trägt in Deutschland viele Gesichter.“¹⁶

Doch ein Idealismus auf konservativer Basis – wie er im *Schlussball* offenbar wird – schien im Zuge der 68er Bewegung keine Existenzberechtigung mehr zu haben. Trotz teils freundlicher Rezension seiner späten Werke (*Am Pass Nascondo*, *Der Mensch den ich erlegt hatte* usw.) wurde es still um den Autor, der einst von den führenden Persönlichkeiten des Literatur- und Kulturbetriebs (H. E. Holthusen, C. Hohoff, Friedrich Sieburg und viele andere) emphatisch gefeiert worden war; sein Werk galt als „überwunden“.

Gerd Gaiser, der seit 1962 Lehrer an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen gewesen war, starb am 9. Juni 1976. Manche Nachrufe lassen bisweilen noch heute die Gehässigkeit der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen jener Jahre erahnen.

Hat uns das Werk von Gerd Gaiser heute noch etwas zu sagen? Gaiser hat es sicherlich nicht geschafft, den Gründen für sein *eigenes* nationalsozialistisches Engagement nachzugehen. Soll man lange über die persönlichen Gründe des Autors spekulieren, warum dieser seine eigene Vergangenheit nicht thematisierte? Für seinen größten Kritiker, Marcel Reich-Ranicki, war und ist Gaiser sowieso auch nach 1945 nichts anderes als ein „völkischer Beobachter“¹⁷ geblieben, und jeder wird auch in Zukunft Gerd Gaiser mit dessen „Reichslyrik“ bekämpfen können.

Wird man aber dem Autor damit gerecht? Ich selber vermute, dass für Gaiser das Beschweigen der eigenen Schuld dem Gefühl der „Scham“ geschuldet ist, der Scham, schreibend „mitgemacht“ zu haben.

Nur gelegentlich wird in Gaisers Werk Scham thematisiert, so z. B. in der Erzählung *Gianna aus dem Schatten*, in der der ehemalige Fliegeroffizier Raumer in Italien von einer früheren Partisanin gestellt und angeschossen wird. Auf einer Wanderung zu einem hochgelegenen Bergdorf muss sich Raumer zum ersten Mal vor seiner Frau und vor seinem eigenen Gewissen Rechenschaft über seine Kriegsvergangenheit ablegen.

Scham setzt den „Blick des Anderen“ voraus, wie die Schamforschung lehrt. Angesichts der im Krieg verübten Verbrechen fordern Schuld und Scham die Frage heraus, ob Enna, Raumers Frau, sich nun seiner schäme. Ob schon Enna dies verneint und Raumer sich in der trügerischen Hoffnung

¹⁶ Peter Demetz: Die süße Anarchie. Deutsche Literatur seit 1945. Eine kritische Einführung, Frankfurt a. M., Berlin 1970, S. 210.

¹⁷ Vgl. hierzu Marcel Reich-Ranicki: Der Fall Gerd Gaiser, in: M. Reich-Ranicki: Deutsche Literatur in West und Ost, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 40 ff.

wiegt, dass das Eingeständnis der eigenen Schuld ihn „entschuldigt“ habe („Jetzt habe ich alles gesagt, dachte er schattenhaft. Ich bin nichts mehr schuldig. Jetzt kann es weitergehen.“)¹⁸, kann erst die blutige Tat Giannas und die christliche Barmherzigkeit der Dorfbewohner den Druck von Scham- und Schuldgefühlen, der auf Raumer und dessen Frau lastet, beseitigen.

So viel ist sicher: Eine eigentliche Selbstanalyse, die viel zum Verständnis der „Konservativen Revolution“ und der Radikalisierung weiter Teile des Bürgertums in den 30er Jahren hätte beitragen können, blieb tatsächlich aus. Wäre Gaisers nähere Umgebung, wären seine Freunde und Förderer fähig gewesen, den Autor zu einer öffentlich ausgetragenen Vergangenheitsbewältigung zu bewegen? Besser wäre es auf jeden Fall gewesen: In einer Zeit der öffentlichen Anklage und der öffentlichen Bußfertigkeit (man denke an Mel Gibsons Einverständnis, sich wegen seiner antisemitischen Äußerungen psychologisch therapieren zu lassen!), in so einer Zeit muss Gaisers Verhalten tatsächlich irritieren.¹⁹

Es ist aber eine Tatsache, dass dem „Verschwinden“ Gaisers aus der Literaturgeschichte durchaus etwas Heuchlerisches anhaftet. Ich denke: Nicht weil Gaiser *vor* 1945 ein Nazi-Schriftsteller war, sondern weil er *nach* 1945 ein konservativer Dichter war, scheint man ihn heute vergessen zu wollen. Der deutsche Historiker Ernst Nolte schrieb 1986 über die Zeit des Nationalsozialismus als von einer „Vergangenheit, die nicht vergehen will“, und forderte damit implizit eine „Versöhnung“ der Deutschen mit ihrer Geschichte. Solange die Vergangenheit in Deutschland nicht vergangen ist und Deutschland nicht versöhnt mit seiner Geschichte, solange wird man auch über Gaiser schweigen.

Gerd Gaiser war und ist ein umstrittener Autor, und er wird dies noch lange bleiben. Vielleicht ist das ja gut so. Sein literarisches Schaffen war zwiespältig und hat sich auch heute noch der Kritik zu stellen. Sein Werk braucht keine Schonung, es verdient aber, verstanden zu werden. Ohne Gaiser ist eine deutsche Literaturgeschichte nicht zu schreiben.

¹⁸ Gerd Gaiser: *Gianna aus dem Schatten*, München 1957, S. 56.

¹⁹ Seit dem „Fall Gaiser“ ist auch manchen linken Autoren das „Schicksal“, die eigene Vergangenheit aufarbeiten zu müssen, nicht erspart geblieben. Die Frage sei erlaubt: Ist es moralisch weniger verwerflich, wenn – wie im Fall von Günter Grass – ein politisch engagierter Schriftsteller, der an Andere sehr hohe moralische Ansprüche stellt, sich erst nach 60 Jahren an seine SS-Vergangenheit erinnert?

Das Frauenkloster in Zwiefalten*

Von Hermann Josef Pretsch

Die Geschichte des Frauenklosters in Zwiefalten beginnt vor 900 Jahren am 18. September des Jahres 1111. An diesem Tag starb Ulrich von Gammertingen. Seine wohl noch junge Frau Adelheid aus dem Haus der Grafen von Dillingen¹ hatte ihrem Mann zwei Söhne geschenkt und war nun von ehelichen Pflichten befreit. Als gebildete und vermögende Frau entschloss sie sich, künftig ein selbstbestimmtes Leben gemäß ihren religiösen und kulturellen Ansprüchen zu führen und sich ein Kloster errichten zu lassen, und zwar in Zwiefalten. Das leitete sie dann selbst 30 Jahre lang. Es war damals das einzige Frauenkloster in diesem Raum und bestand etwa 250 Jahre. 560 Frauen aus allen Adelsfamilien vom Neuffen bis Gammertingen, vom Zollern bis zum Bussen und Ehingen gehörten in dieser Zeit seinem Konvent an. Als es im Jahr 1358 zum letzten Mal urkundlich erwähnt wird, gab es Frauenklöster in Mariaberg bei Gammertingen, in Kirchheim/Teck, in Offenhausen, Pfullingen, in Urspring bei Schelklingen und in Heiligkreuztal. Das Hochmittelalter mit seinen adeligen Hausklöstern war zu Ende gegangen.

* Mit der Arbeit an der Geschichte der Benediktiner-Abtei Zwiefalten und all ihrer Teilbereiche wurde vor mehr als 25 Jahren begonnen. Seitdem wird sie begleitet von Frau Dr. Betz-Wischnath, der Kreisarchivarin in Reutlingen. Sie hat sich daran auch selbst mit verschiedenen Beiträgen beteiligt. Auf diese Weise ist manche Lücke in der Historiographie dieses geschichtsträchtigen Ortes geschlossen worden, nun endlich auch die Lücke, die das Fehlen einer Geschichte des Frauenklosters darstellte. Frau Dr. Betz-Wischnath sei darum diese Arbeit gewidmet.

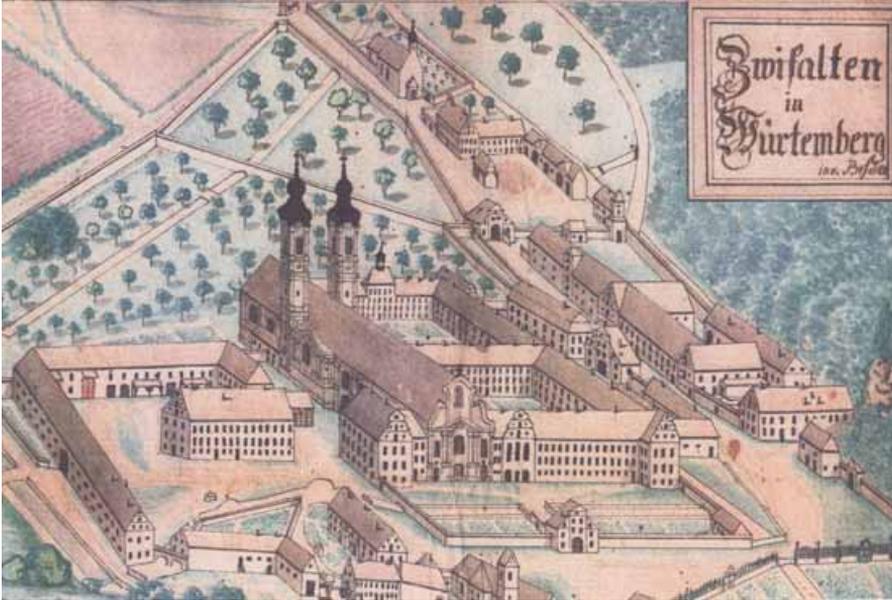
¹ Welche Verbindungen zwischen dem hochadeligen Geschlecht der Dillinger, die im Thurgau die Kyburg erworben hatten, und den Herren von Dettingen, welche die Achalmer genannt werden, bestanden, schildert Hermann Josef Pretsch, 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten, Adel und Kirche, Ulm 1989, S. 45 ff. Sie verdienen schon deshalb erwähnt zu werden, weil sie mit einem für das Mittelalter ungläublichen Vorgang beginnen: Kuno, der ältere der beiden Stifter von Zwiefalten, dessen Stammsitz Wülflingen 15 km nördlich der Kyburg liegt, verzichtet auf eine standesgemäße und damit rechtsgültige Ehe für seine Liebesbeziehung mit einer Hörigen der Dillinger, Berta, auf der Kyburg. Einer seiner nichterbberechtigten Söhne, Theoderich, wird 1106 Abt des von Hermann von Dillingen 1095 gestifteten Ulrichsklosters Neresheim.

Das hochmittelalterliche Frauenkloster und sein sozialer Hintergrund

Doch ein herkömmliches adeliges Hauskloster ausgerechnet in der Nähe des damals gerade erst 22 Jahre alten Männerklosters einzurichten, war nicht Adelheids Absicht und wäre ihr auch nicht gelungen. Dessen gesellschaftliche Funktion wäre gewesen, alt gewordene Familienmitglieder zu pflegen und nachgeborene Jungen und Mädchen (*pueri oblati* und *puellae oblatae*) unterzubringen, damit sie, vom Erbe und von der Erbfolge ausgeschlossen, mit einer guten Ausbildung versehen stattdessen ein geistliches Amt übernehmen könnten. Zwiefalten war eine Gründung der Hirsauer Reformbewegung und verbot nicht nur die Oblation, sondern verlangte für seine Klöster auch den Verzicht der Stifterfamilie auf das Recht der Bestellung des Abtes und des Vogtes – dies war das Recht des Konvents. Adelheid von Gammertingen akzeptierte die Hirsauer Reformziele voll und ganz, wird nirgendwo Äbtissin oder Priorin genannt und ihre Konventualen sind laut Nekrologium nur zur Hälfte Chorfrauen, zur anderen Laienschwestern, also nicht Mägde, die dem Konvent nicht angehören. Sie dürften allerdings größtenteils bürgerlich-bäuerlicher Herkunft gewesen sein, aber auch adeliger, wie sich zeigen lässt.

Einfachheit und Strenge prägen auch ihr Haus, und ohne ausreichende Bildung wurde keine Frau aufgenommen. Damit ist auch Vorsorge getroffen, dass nur erwachsene Frauen aus freiem Entschluss eintreten können und ihr Kloster nicht als Ausbildungseinrichtung für Töchter des Adels missbraucht wird. Frauen bekommen ihre Bildung im Hochmittelalter in frühen Jahren zu Hause beigebracht und sind darum in der Regel besser gebildet als Männer, die ihre Kindheit und Jugend auch außer Haus verbrachten. Ihre „Selbstverwirklichung“ war darum von anderen Leitbildern bestimmt als die von Frauen. Deren dritter Lebensabschnitt nach Kindheit und Ehe diente darum in der Regel der freien Entfaltung, während Männer erst dann den Eintritt ins Kloster erwogen, wenn sie, alt und krank geworden, zu einem Leben als tüchtige Rittersleute nicht mehr in der Lage waren. Auch dafür lassen sich in der Zwiefalter Geschichte des hohen Mittelalters Beispiele nennen; das bekannteste ist das des Grafen Liutold von Achalm, des jüngeren der beiden Stifter des Männerklosters, der vor seinem Tod noch Mönch wurde.

Doch es gab auch den Ausnahmefall, dass ein Mann noch zu Lebzeiten seiner Frau in ein Kloster eintreten wollte. Das konnte er allerdings nur mit ihrer Erlaubnis. Dasselbe galt für den umgekehrten Fall, dass eine Frau ihren Mann mit seiner Erlaubnis verließ, um in einem Kloster zu leben. Wenn berichtet wird, dass Frauen mit kleinen Kindern geradezu in Klöster geflüchtet seien, dann mag das mit den Kriegswirren des Investiturstreits zusammenhängen, als im Zug der Gottesfriedensbewegung die Klöster das Recht bekamen, Asyl zu gewähren. Auch Hirsau und Neresheim hatten damals ein Frauenkloster, ohne als Doppelklöster gegründet worden zu sein.



Oben in der Mitte zeigt diese kolorierte Zeichnung aus dem Jahr 1801 ein kleines Kirchlein mit einem Friedhof dahinter: das Frauenkirchlein mit dem Gelände des ehemaligen Frauenklosters. Angefertigt hat sie der Geometer der Reichsabtei Zwiefalten Alois Boscher. Er war beauftragt, Kloster und Klostergebiet zu vermessen und davon Karten und Ansichten herzustellen.

Die Stifterin

Macht man sich diese gesellschaftlichen Zusammenhänge bewusst, dann kommt die Frage auf, wie Adelheid von Gammertingen ihre Orientierung fand und zu ihren Entscheidungen kam. Diese Frage lässt sich aus ihrer Herkunft beantworten. Ihr Vater, Hartmann von Dillingen (gestorben 1121) hatte 1095 das Kloster Neresheim gestiftet, dessen frühe Jahre an ein Chorherrenstift erinnern und das erst durch Zwiefalter Mönche ein Reformkloster nach Hirsauer Grundsätzen wurde. Auch dort kam es zur Errichtung eines Frauenklosters, dessen Leitung eine Schwester Adelheids namens Mathilde übernahm. Doch nicht dort, sondern in einem von ihr selbst gestifteten und geleiteten Kloster glaubte sie wohl, das zu finden, was einen Klostereintritt rechtfertigte. Und da war noch ihre Schwester Hadwig. Sie hatte dem Damenstift Erstein im Elsaß vorgestanden und war dann bei ihr in Zwiefalten eingetreten. Schließlich zählt zu ihren Geschwistern Ulrich, der im Jahr 1111 Bischof von Konstanz wurde und es bis zu seinem Tod im Jahr 1127 blieb. Kein

Zweifel, dass in ihrer Familie ein gesellschaftliches und kirchenreformatorisches Bewusstsein herrschte. Eine solche Frau musste nicht zur Äbtissin geweiht werden, um in ihrem Kloster eine Autorität zu sein.²

Ihren Rang in den beiden Klöstern zu Zwiefalten dürfte das Jahr 1134 noch gehoben haben, als ihrem Sohn Ulrich (II. von Gammertingen) die Achalm zufiel, also die Burg des jüngeren der beiden Stifter des Männerklosters, nämlich Liutold, und er sich Graf von Achalm nennen konnte. Damit zählte sie vollends zur Stifterfamilie der Abtei, führte sie doch auch den weiblichen Leitnamen der Stifterfamilie, hieß also Adelheid wie die Mutter der beiden Stifter, Adelheid von Mömpelgard und Wülflingen.

Liest man in der Chronik des Berthold den Satz „Denn solange sie lebte, versah sie uns aus den Gütern, die sie sich zur Nutznießung vorbehalten hatte, auf das reichlichste mit Korn und Wein und ließ die Kirche und das Kloster der Nonnen zum größten Teil auf ihre Kosten ausbauen“, stellt man also fest, dass sie und auch andere Nonnen, wie einige erhaltene Urkunden zeigen, über Privatvermögen verfügten, dann fragt man sich, ob das Frauenkloster in Zwiefalten wirklich ein Kloster war oder nicht vielmehr ein Damenstift. Diese Frage sei allerdings zunächst zurückgestellt.

Die Errichtung der Klostergebäude zwischen 1111 und 1141

In der Bevölkerung des kleinen Ortes Zwiefalten, die sich allerdings erst nach der Aufhebung der Reichsabtei im Jahr 1802 angesiedelt hatte, blieb ein Wissen über die Existenz eines Frauenklosters durchaus erhalten. Nach wie vor wird die Kapelle des Gemeindefriedhofs das Frauenkirchle genannt. Es ist ein schlichter Bau: ein Langhaus mit Chorraum, beide mit Flachdecke, kein Turm, kein Querschiff, keine Seitenschiffe. Die mächtigen Mauern lassen trotz der langen spätgotischen Fenster aus dem Jahr 1567 die romanische Substanz ahnen. Das Friedhofsgelände auf der Südseite, von einer Mauer umgeben, dürfte dem Umfang des Gevierts entsprechen, das die Konventsgebäude darstellten. Beim Ausheben von Gräbern werden bis heute Grundmauerreste gefunden. Die Aach fließt am gedachten Südflügel vorbei. An ihrer rechten Seite steigt nach wenigen Metern Wiesenfläche der bewaldete Talhang an. Eine Schlucht, die sich von der Talsohle nach Südwesten hinaufzieht, wird Frauentäle genannt.

Die ganze Anlage steht außerhalb der Mauer, mit der das Männerkloster 1138 umgeben wurde. Der wichtigste Chronist der Abtei im 17. Jahrhundert,

² Sie wird in den Chroniken des Ortlieb und Berthold häufig genannt; vgl. Luitpold Wallach und andere (Hrsg.): Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds, Sigmaringen 1978, besonders S. 199.



Die Südseite der Kirche Johann Baptist und Maria des ehemaligen Frauenklosters. Das Friedhofgelände dürfte identisch sein mit dem seiner Konventsgebäude, von dem heute noch bei Grabungen Mauerreste gefunden werden.

Pater Arsenius Sulger³, berichtet in seinen Annalen, Gräfin Adelheid habe mit ihren Gefährtinnen nach ihrer Ankunft in Zwiefalten im Jahr 1111 zunächst in jenen Holzhütten gewohnt, die sich die Mönche aus Hirsau nach ihrer Ankunft in Zwiefalten im Oktober 1089 an der Außenwand der Pfarrkirche errichtet hatten. Er berichtet auch, der Friedhof sei während einer Pest im Jahr 1571 auf dem ehemaligen Klostergelände angelegt worden. Auf diese Weise bekam die Kirche des Frauenklosters eine neue Bestimmung, der sie ihre Existenz bis heute verdankt. Nach der Säkularisierung der Abtei im Jahr 1802 wurden dort noch acht Mönche und der letzte Abt bestattet.

Der Historiker weiß von umfangreichen und teilweise sogar ergiebigen Zeugnissen des Frauenklosters – Schriftquellen, die bis zum heutigen Tag nicht ausgeschöpft wurden, so dass Bemerkungen von Heimatforschern oder Amtleuten (in amtlichen Beschreibungen des 19. Jahrhunderts) über das Frauenkloster in Zwiefalten gleichermaßen von Unkenntnis und manchmal auch von verdächtigen Männerphantasien zeugen. Die ältesten Quellen sind die

³ Arsenii Sulgeri Annales Imperialis monasterii Zwifaltensis ordinis S. Benedicti, pars I et II, Augustae Vindelicorum 1698.

Traditionsbücher, also Schenkungsverzeichnisse, des Bibliothekars Ortlieb aus dem Jahr 1135 und des späteren Abtes Berthold aus dem Jahr 1137. So berichtet Ortlieb von der Weihe der Kirche des Frauenklosters (Weihetitel Maria und Johannes der Täufer) am 6. Januar 1141 durch den päpstlichen Legaten Kardinal Dietwin und den Konstanzer Bischof Hermann.⁴ Drei Tage darauf, am 9. Januar 1141, starb Gräfin Adelheid von Gammertingen, der Sulger den Titel „mater nostrae congregationis“ gab. Äußerst aufschlussreich ist das spätestens im Jahr 1111 angelegte Nekrologium der Abtei⁵, dem auch die Namen aller Mitglieder des Frauenkonvents zu entnehmen sind. Das Nekrologium dient dem Totengedenken in der Prim. Es nennt nur die Todestage, nicht die Todesjahre. Nur ein versierter Paläograph sieht den Einträgen an, wann sie vorgenommen wurden, und kann dann sagen, wann etwa der genannte Konventuale, die genannte Konventualin, der Wohltäter oder die Wohltäterin gestorben ist.⁶ Zu den Quellen zählen ferner Urkunden verschiedener Art, Urkunden von Gütergeschäften, Weiheprotokolle, Briefe usw. Der Vorwurf, dass die Geschichtsschreibung für Frauenangelegenheiten meist wenig Interesse gezeigt habe, sich also mit all diesen Quellen nicht beschäftigte, wird auch in diesem Fall erhoben und belegt werden können.

Das Verhältnis von Männer- und Frauenkloster

Eine geistliche Gemeinschaft wie ein Frauenkonvent war immer auf mindestens einen Mann angewiesen, weil sie ohne einen Messpriester und Beichtvater auf seinen liturgischen Dienst und die Sakramentenspendung hätte verzichten müssen und damit auf einen wesentlichen Teil ihrer geistlichen Praxis. Der wurde ihr in Zwiefalten selbstverständlich vom Männerkloster gestellt. Keine Quelle gibt darüber Auskunft, wer von den Mönchen das jeweils war. Wenn darin von Propsten die Rede ist, handelt es sich um solche der Propsteien des Männerklosters etwa in Güterstein bei Urach oder in Kohlberg, nie des Frauenklosters. Da es den Propst aber gab, dürfte er über den geistlichen Dienst hinaus keine Aufgabe für die Nonnen gehabt haben, also nicht etwa die Stellung eines Priors. Das Frauenkloster führte sich zunächst selbst in allen seinen Angelegenheiten. Dass es in mancher Angelegenheit den sachkundigen Dienst des Abtes oder Bibliothekars in Anspruch nahm, versteht sich und lässt sich

⁴ Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 2), S. 107.

⁵ Cod. phil. et theol. 4°141, ediert zusammen mit den anderen Nekrologien der Abtei von L. Baumann, MGH *Necrologia* I, 1888, S. 240–268.

⁶ Der Autor hatte das Glück, dass er in allen Fällen Frau Prof. Herrad Spilling konsultieren konnte. Ihr ist es auch zu verdanken, dass 1987 der Katalog der illuminierten Zwiefalter Handschriften erscheinen konnte: WLB Stuttgart, *Die romanischen Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart*, Teil 1, Provenienz Zwiefalten, Stuttgart 1987.

belegen. In Gütergeschäften werden Abt und Männerkonvent später häufig erwähnt. Ohne ihre Zustimmung können dann die Frauen keine Gütergeschäfte machen, wie noch darzulegen ist.

Über die Kontaktpflege der beiden Klöster findet sich bei Ortlieb eine umfangreiche Passage: „Keinen mündlichen Verkehr gibt es da zwischen Männern und Frauen, keiner der Brüder darf da mit einer Verwandten oder mit seiner Schwester oder auch nur mit seiner Mutter zusammenkommen, es sei denn mit der Bewilligung des Abtes; keinem Manne – mit Ausnahme ihrer Vorgesetzten und ganz bestimmter Personen – wird jemals ohne besondere Erlaubnis der Zutritt zu den Nonnen gestattet. Denn wenn sie auch alle gleichermaßen in einem Tale wohnen, so sind sie doch voneinander geschieden durch die getrennte Lage der Behausungen. Sie alle aber streben danach, aus diesem Tale der Tränen auf den Stufen der Tugenden emporzusteigen, auf dass sie für würdig gehalten werden, [den Gott der Götter in Sion zu schauen].“⁷ Grund für eine Ausnahmeerlaubnis gab sicher die Arbeit im Skriptorium des Frauenklosters, wo nicht nur kunstfertig genäht oder gestickt wurde. Berthold weiß zu berichten von Schmuck, den Adelheid „mit eigenen Händen anfertigte“, und nennt dann zwei leinene Tücher, Hungertücher für die Fastenzeit, die im Chorbogen über dem Lettner aufgehängt wurden. Und immer wieder werden natürlich Paramente (liturgische Gewänder) geschildert, die von Nonnen kunstvoll gestaltet worden waren.⁸ Im Skriptorium wurde gelesen, geschrieben, gemalt und gezeichnet, unterrichtet und geübt. Da wurden auch Pergamentblätter zubereitet und zu Büchern gebunden. Eine der wichtigsten Aufgaben und Ämter in einem Frauenkloster ist immer die Sorge für die Neueingetretenen und ihre Ausbildung. Es ist das Amt der Meisterin (magistra). Doch nur einmal ist im Nekrologium von einer solchen die Rede: Es ist Liugardis († 18. Januar).

Welche Rechtsstellung hatte das Frauenkloster wohl? Der Reformcharakter des Männerklosters lässt sich auch daran erkennen, dass sein Konvent von Anfang an das Recht der freien Abtswahl beanspruchte, ebenso das Recht, den Vogt selbst zu wählen und ihn bei Untauglichkeit abzusetzen. Das war ihm mit der Gründung zugesichert worden (im Bempflinger Vertrag von 1089/90, wo Werner von Grüningen als potentieller Erbe des Klosters, deren Stifter ohne Erben geblieben waren, auf alle Stifterrechte verzichtete). Und davon machte es auch 1093 Gebrauch bei der Wahl des Bayernherzogs Welf IV. zum Vogt und auch 1095 bei der Wahl von Abt Ulrich. Beim Frauenkloster stellte sich die Frage nach dem Recht, eine Äbtissin zu wählen, nicht, weil es keine geben sollte. Die hohe Gerichtsbarkeit und der militärische Schutz, die Aufgabe des Vogtes waren, dürften nie getrennt von der für das Männerkloster ge-

⁷ Zwiefalter Chroniken (wie Anm. 2), S. 91 ff.

⁸ Ebd., S. 199.

sehen worden sein. Die Hirsauer Reform besteht, was die rechtliche Verfassung eines Klosters angeht, darin, den Einfluss der Stifterfamilie in Grenzen zu halten, damit das geistliche Leben sich entfalten könne, was das Ende der Adelsexklusivität zur Folge hat, praktisch allerdings ein Vorgehen gegen die Wohltäter des Klosters darstellt. Zum Beispiel sollte die Kirche nicht zum Mausoleum der Stifterfamilie werden. Darum die Vorschrift, dass Stifter und Wohltäter nur außerhalb des Kirchenraums in einer Vorhalle beigesetzt werden durften.

Bildung und Bücherproduktion im Frauenkloster

Wohl schon während der Bauzeit von Kloster und Kirche musste sich der Konvent um einen Bücherbestand kümmern, wie er für das Klosterleben unentbehrlich ist: Bücher für den liturgischen Gebrauch in der Kirche, also Messe und Chorgebet, für die Tischlesung, die persönliche Lektüre zur Bildung und Erbauung sowie den Unterricht. So wie einst für das Männerkloster nach seiner Besiedlung im Jahr 1089 das Hirsauer Mutterkloster mit Leihgaben für den täglichen Gebrauch und zum Abschreiben aushalf, dürften die Frauen in Zwiefalten auf die Hilfe des Männerklosters gebaut haben, auf Leihgaben also. Am Ende musste ein eigener Bestand geschaffen sein. Der Zusatz zum Eintrag des Todes der Nonne Mathilt de Niphin (= Neuffen, 4. Februar) ist da aufschlussreich. Er lautet „ista multos libros S. Marie conscripsit“ (jene hat viele Bücher des Marienklosters geschrieben), und sicher nicht nur sie allein. Dafür war die Herstellung von Pergamentkodizes viel zu aufwendig und kompliziert, zumal es sich auch um illuminierte Werke handelte.

Es ist ein Glücksfall, dass wohl der größte Teil der in Zwiefalten im 12. und 13. Jahrhundert entstandenen Handschriften erhalten geblieben ist und heute zum Bestand der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart gehört, also für die wissenschaftliche Bearbeitung zugänglich ist. Ein Ergebnis davon ist der 1987 erschienene Katalog der illuminierten Handschriften Zwiefalter Provenienz, so dass selbst der Laie nach Handschriften aus dem Frauenkloster suchen kann. Er sollte sich dann allerdings bewusst sein, dass sich etwa eine Bibelhandschrift des Männerklosters von der eines Frauenklosters nicht unterscheidet. Es gibt allerdings Merkmale und Hinweise für die Schreibe von Frauen. So entstand zwischen 1140 und 1150 die Handschrift Cod. brev. 123, die außer den Daten von Weihen ein Zwiefalter Kalendarium und eine freilich mehrfach überarbeitete und unvollständige Liste Zwiefalter Nonnen und Mönche enthält. Vermutlich hatte dieser Kodex ursprünglich einen textilen Einbandbezug wie Cod. brev. 121, von dem er noch erhalten ist. Mit Cod. brev. 126 und Cod. brev. 121, beide zwischen 1150 und 1160 entstanden, bildet er eine Gruppe von Kodizes, als deren ältester Cod. theol. et phil. 4^o232 gelten kann, welcher vor allem die „institutio sanctimonialium Aquisgranensis“ (die



Diese Darstellung der Verkündigung findet sich im Cod. brev. 98f. 8^r der WLB Stuttgart, wie sie im Neuen Testament Lukas 1,26 ff. geschildert wird. Stehend empfängt Maria mit einem Buch in der linken Hand den Engel. Die rechte erhebt sie aus Furcht zur Abwehr, wie es der Text nahelegt, der genau dem Schema alttestamentlicher Berufungsgeschichten oder -visionen folgt. Der in Zwiefalten zwischen 1125 und 1135 entstandene Kodex ist ein Psalterium und Hymnarium. Dem Betrachter vermittelt diese Darstellung, Maria sei eine adelige Dame, die einen Psalter besitzt.

Einrichtung der Nonnen zu Aachen) enthält. So leicht ist der Nachweis der Schreibarbeit im Zwiefalter Frauenskriptorium also nicht zu führen.

Wenn ein solch leistungsfähiger Frauenkonvent gebildet und erhalten werden soll, muss mit Sorgfalt auf den Nachwuchs geachtet werden. In diesem Zusammenhang ist ein Text äußerst interessant, den Herrad Spilling entdeckt hat, die fast drei Jahrzehnte in der Württembergischen Landesbibliothek mit Zwiefalter Handschriften arbeitete. Er fand sich in Cod. bibl. 2°66 f. 73^v und 74^r und dürfte um 1200 geschrieben worden sein. „Nulla deinceps illitteratarum mulierum in consortium monialium recipiatur, neque plures quam de re ditibus claustrum possint procurari. Nulla saecularium sive nobilium sive ignobilium sub forma nutricionis vel alicuius disciplinae in claustrum recipiatur. Et si fuerint, eiciantur.“ (Überhaupt soll keine Frau, die des Lesens und Schreibens nicht kundig ist, in die Gemeinschaft der Nonnen aufgenommen werden, und es sollen nicht mehr sein, als mit den Einkünften des Klosters versorgt werden können. Keine Frau aus der Welt draußen, sei sie adelig oder nichtadelig, soll ins Kloster nur zum Zweck der Ausbildung oder irgendeiner Erziehung aufgenommen werden. Sind solche vorhanden, sollen sie weggeschickt werden.) Wenn dieser Text bezeugt, wie auch viele andere zeigen, dass die Hirsauer Reform im Umgang mit adeligen und nichtadeligen keinen Unterschied zulässt, wenn Bildung einen so hohen Rang in einem Frauenkloster hat, dann kann vom „finsternen Mittelalter“ nur reden, wer es nicht kennt. Da es unter Frauen adeliger Herkunft normal gewesen sein dürfte, lesen und schreiben zu lernen, war ihnen der Eintritt in ein Kloster leicht gemacht. Nicht so bei Frauen bäuerlich-bürgerlicher Herkunft, vor allem auf den Dörfern. In den Städten sah es für sie besser aus. Kein Wunder, dass Frauenklöster vor allem in den Städten entstanden, wo ihr Nachwuchs herkam, als das Bürgertum immer mehr der Träger von Bildung wurde.

Für das Chorgebet war die Kenntnis der lateinischen Sprache auch im Spätmittelalter unentbehrlich. Das Deutsche gab es natürlich schon. Freilich war es im 12. Jahrhundert noch keine Schriftsprache, sondern eine dialektale Umgangssprache. Geschrieben und gelesen wurden lateinische Texte. Ein „litteratus“ zu sein, bedeutet wohl praktisch, lateinische Texte verstehen zu können, wenn sie vorgelesen wurden, und selbst vorlesen zu können. In dieser Zeit entstehen die ersten mittelhochdeutschen Gedichte, z. B. das alemannische „Memento mori“, das die Gesellschaftskritik der Hirsauer zum Inhalt hat.

Nun ist die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben noch keine Bildung und wird heute zu den Kulturtechniken gezählt. Was waren im Zwiefalter Frauenkloster Bildungsinhalte, was also wurde gelesen und geschrieben? Ohne Zweifel standen im Mittelpunkt der Bildung die Bibel und ihre Auslegung. Hildegard von Bingen, die sich für alles interessierte und über vieles schrieb, schreibt von sich, sie habe nie etwas anderes gelesen als die Bibel, also nicht die Kirchenväter, wie das in einem Männerkloster üblich war. Das dürfte nicht für das Zwiefalter Frauenkloster gelten. Das antike Schrifttum und die antike

Dichtung werden zwar ohnehin in den neu gegründeten Klöstern der Adelsfamilien des 11. und 12. Jahrhundert erst neu entdeckt. Hildegard dagegen hatte noch nicht einmal das Trivium, also die ersten drei der sieben freien Künste beigebracht bekommen (Grammatik, Rhetorik und Dialektik). Und weil sie darum das Versmaß nicht beherrschte, nannte sie sich eine „indocta“, eine ungelehrte Frau. Im Zwiefalter Männerkloster dagegen beherrschten sicher mehrere Mönche schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die klassische Dichtkunst, wie Herrad Spilling gezeigt hat. Im Übrigen gehört zur Bildung im Kloster des Mittelalters auch die Empirie, die systematische Beobachtung, wie auch das Beispiel der Hildegard von Bingen zeigt – Beobachtung allerdings auf niedrigem Niveau und von fragwürdiger Überlieferung durchsetzt, wie die Lapidarien, Herbarien und Bestiarien der Klöster zeigen.

Ein wenig muss an dieser Stelle auf das Leitbild der gebildeten Frau im Mittelalter eingegangen werden, auch wenn uns heute die symbolistische oder analogistische Denkweise des Mittelalters fremd ist. Fremd ist uns ohnehin vieles am Mittelalter geblieben, aber nicht unverständlich. Denn der Leitbilder bedarf es auch heute. Sie sind ja nicht nur Orientierungshilfen, sondern geradezu Rechtfertigungen und Begründungen eines Anspruchs, in diesem Fall der Frau auf Bildung. Der Anspruch wird begründet mit dem Verweis auf Maria, welche die Botschaft des Engels Gabriel nicht verstanden hätte, ohne in den Schriften des Alten Testaments über den von Israel erwarteten Messias gelesen zu haben. Sie konnte also lesen und bediente sich beim Beten des Psalters, so schon die Überzeugung im frühen Mittelalter. So wird sie – auch sie selber angeblich aus dem Hause und Geschlechte Davids stammend (nicht nur Joseph, wie es in den Evangelien steht) – beim Erscheinen des Engels mit einem Buch dargestellt, in der Handschrift Cod. brev. 98 f. 8^r stehend, aber mit dem Buch in der Hand: Eine Adelige ist gebildet, kann nicht nur lesen, sondern besitzt auch Bücher. Auf der Flucht nach Ägypten sitzt Maria auf einem Esel, so auf mancher Darstellung, in der Rechten das Kind, in der Linken ein Buch, aus dem sie liest. Auch im späten Mittelalter spricht man noch diese Symbolsprache: Die Frau des Handwerkers in der Stadt rechtfertigt ihren Bildungsanspruch mit Verweis auf Maria, die doch die Frau eines Zimmermanns war. Klaus Schreiner hat in einer umfangreichen Untersuchung diese Symbolsprache erläutert und nennt Maria „die Symbolgestalt mittelalterlicher Frauenbildung“.⁹

Es liegt nun nahe, den Konvent der Zwiefalter Frauen zu untersuchen, ihre Herkunft vor allem, weil es ja eine bildungsfreundliche sein musste, wenn nur „litteratae“-Frauen in Zwiefalten aufgenommen wurden. Das wird im übernächsten Kapitel nachgeholt. Zunächst muss von einer der großen Frauen des hohen Mittelalters die Rede sein, von Hildegard von Bingen, die zwischen

⁹ Klaus Schreiner: Maria – Jungfrau, Mutter, Herrscherin, Wien 1994, S. 130 ff.

1170 und 1173 im Zwiefalter Frauenkloster zu Gast war. Denn ihr Bildungsanspruch ging so weit, dass sie das Privileg der Kleriker bestritt, die Bibel auszulegen und zu predigen. Das konnte sie nur wagen mit der Berufung auf einen göttlichen Auftrag. So ist zu erklären, weshalb sie wie die alttestamentlichen Propheten eine Berufungsvision schildert und sich immer wieder auf Visionen beruft. Gott leiht sich gewissermaßen ihre Stimme. Man glaubt ihr das damals und empfindet es bei ihrer Bescheidenheit nicht als Anmaßung. Bescheiden zu sein, hatte Hildegard allerdings auch einen bestimmten Grund: Die Frauenklause auf dem Disibodenberg war, was die Bildung und Entscheidungsfreiheit der Nonnen angeht, im Vergleich zu den Frauenklöstern der ottonischen Zeit ein armseliges Gebilde, das Hildegard durch eine Neugründung auf dem Rupertsberg verschwinden ließ. Sie bezog den Klosterneubau dort im Jahr 1150.

Hildegard von Bingen und die Klöster in Zwiefalten

Den Kontakt zu Hildegard von Bingen muss man sich wohl mit einer Reise erklären, die Abt Berthold von Zwiefalten zwischen 1141 und 1145 nach Magdeburg und Köln unternahm. Er könnte auf der Rückreise von ihr gehört haben. Zu schreiben hatte Hildegard im Jahr 1141 begonnen; mit dieser Tätigkeit und ihrem Ergebnis an die Öffentlichkeit zu gehen, wagte sie allerdings erst nach einer schriftlichen Ermunterung durch Bernhard von Clairvaux. Der Kontakt entwickelte sich offenbar gut und führte dazu, dass Berthold und weitere fünf Mönche aus Zwiefalten im Skriptorium der Hildegard auf dem Rupertsberg bei Bingen tätig wurden. Bekannt geworden war Hildegard von 1150 an mit ihrem Buch „*Sci vias Domini*“, das sie im Jahr 1141 zu schreiben begonnen hatte. Sie führte von 1150 an Korrespondenzen mit Adressaten in halb Mitteleuropa. 490 Schreiben sind davon überliefert. Damit lässt sich auch erklären, was die Aufgabe der Zwiefalter auf dem Rupertsberg war: Hildegard schrieb ja auf Wachstafeln; ihre Texte bedurften der grammatikalischen Korrektur, ehe davon Reinschriften und Abschriften gemacht wurden. Spätestens 1158, als Berthold zum dritten Mal zum Abt in Zwiefalten gewählt wurde, dürfte diese Aufgabe erfüllt gewesen sein. Abschriften von 130 Briefen der Meisterin auf dem Rupertsberg gelangten später nach Zwiefalten. Sie sind enthalten im Kodex Cod. theol. et phil. 4°253 der Württembergischen Landesbibliothek. Der Kontakt zwischen Zwiefalten und dem Rupertsberg wurde weiter gepflegt.

Es müsste den Historiker wie den Laien wundern, hätte nicht auch das Zwiefalter Frauenkloster seinen Anteil an dieser Kontaktpflege gehabt. Hatte doch Hildegard mit den Klöstern in Maulbronn, Hirsau, Alpirsbach, Ellwangen und Salem korrespondiert, mit zwei Weltpriestern in Reutlingen, auch mit dem Männerkloster in Zwiefalten. Hier interessiert aber nur ihr Brief an das Zwiefalter Frauenkloster, dem die Bitte desselben um einen solchen voraus-



Von den Abschriften des Buches *SCI VIAS DOMINI* der Hildegard von Bingen auf dem Rupertsberg ist eine schließlich in Lucca (Codex latinus 1942 der Regierungsbibliothek) verblieben. Dieser reich illuminierte Kodex zeigt auch die Verfasserin bei ihrer Arbeit: Vom Feuer des Geistes ergriffen, schreibt sie auf Wachstafeln nieder, was ihr „einleuchtet“; in der Zelle links von ihr fertigt ihr Sekretär Volmar die Reinschrift davon auf Pergament an. Die Wachstafeln konnten dann durch Erwärmen gelöscht und wieder neu beschrieben werden. Hinter Hildegard steht die Nonne Ricardis, die später Äbtissin von Bassum bei Bremen wurde.

geht; dann allerdings ein weiterer Brief an Liutgart de Nifin (= Neuffen), von der sich nicht mit Sicherheit sagen lässt, ob sie eine Nonne in Zwiefalten oder noch keine bzw. nie eine geworden war. Jedenfalls findet sich ihr Name im Nekrologium am 20. November; sie wird dort „laica“ genannt. Alle diese Briefe sind kaum datierbar und enthalten keinerlei Auskunft über historische Fakten oder Umstände. Sie sind ausschließlich Zeugnisse der Denkweise ihrer Verfasserinnen. Ihr Zweck ist, zu ermahnen, zu trösten, zu stärken oder auch zu warnen. Darum können sie Pastoralbriefe genannt werden.

Zum Verständnis des umfangreichen Briefes an die Zwiefalter Nonnen ist es nicht unwichtig zu wissen, dass Hildegard schon mit acht Jahren ins Kloster

auf dem Disibodenberg gebracht wurde, also als Kind die Oblation erlebte, wie sie die Hirsauer Reformbewegung verbot. Die Zwiefalter Nonnen hatten dagegen in der Regel ein Eheleben hinter sich und dürften in ihrem Ehemann nicht immer einen Konkurrenten zum himmlischen Bräutigam gesehen haben, dem sie nun vermählt waren. Der Brief setzt Verhältnisse voraus, wie sie etwa 200 Jahre zuvor in ottonischen Reichsklöstern herrschten mit hochadeligen Nonnen, die im Kindesalter dem Kloster übergeben wurden. Neu herausgegeben wurde der Brief vor wenigen Jahren von Lieven Van Acker, der ihn auf die Jahre 1153/1154 datiert.¹⁰ Er gehört also in die ersten Jahre von Hildegards vielen Briefkontakten. Die Übersetzungen der lateinischen Texte ins Deutsche:

Die Zwiefalter Nonnen an Hildegard

Hildegard, der durch Gottes besondere Gnade Erleuchteten, wünscht die geringe Gemeinschaft der Schwestern von Zwiefalten, sie möge weiter in den vom Himmel empfangenen Gnaden wachsen. – Die göttliche Güte hat ihre Allmacht wunderbar an Euch verherrlicht. Sie trug Sorge, dass Ihr, obgleich gebrechlichem Stoff entnommen, in neuer Rangstufe mit den Schätzen Seiner Gnade erfüllt wurdet. Über diese Eure Herrlichkeit freuen wir uns mit und empfehlen uns und alles Unsrige inständig Euren Gebeten. Auch bitten wir Eure Güte, Ihr möget, wenn Ihr der göttlichen Schau obliegt, ermahnende Worte an uns richten und nicht unterlassen, uns zu zeigen, wie wir vom Weg der Nachlässigkeit auf den Weg der Besserung zurückkehren sollen. Eure Liebe lebe wohl in Christus!

Hildegard an die Nonnen in Zwiefalten

Der alles sieht und dem nichts verborgen ist, spricht: Ein adliger Mann ging in hohem Eifer eine eheliche Verbindung ein mit einer Braut, die sehr schönen Antlitzes war, mit saphirblauen Augen, wohlgestaltet und ohne jede Missbildung, anmutig in all ihrer Zier. In ihrem ganzen Gebaren war sie liebenswert, so dass ihr jegliche Symphonie – Zitherspiel und alle andere Musik – gebührte. Dabei aber wollte sie keineswegs eine Dirne oder eine Tänzerin in buhlerischer Haltung sein, nicht umherschweifend auf allerlei Straßen und mit Scherzen den jungen Leuten den Kopf verdrehen. O Eitelkeit und Schmutz solch teuflischer Geschosse! O schändliche Ausschweifung solcher Mädchen! Erzittere, von derlei Dingen zu reden! – Wenn eine Frau die eheliche Bindung an einen Gatten verschmäht, weil sie – Gottes wegen – sich einem Manne nicht vermählen will: welch großer Adel ist das in ihr! Die bräutliche Verbindung mit dem höchsten König steht ihr zu, weil sie einem irdischen Mann entsagt hat. Sie muss bleiben, wie Eva war, bevor Gott diese dem Adam zuführte. Nicht auf

¹⁰ Hildegardis Bingenensis epistolarium, pars secunda XCI–CCL^f, edidit L Van Acker, Brepols MCMXCIII, S. 553.

Adam schaute sie, sondern auf Gott – so tue die Frau, die aus Liebe zu Gott den irdischen Mann zurückweist. Sie schau auf Gott, nicht auf einen andern Mann, den sie ja zuvor nicht haben wollte. Doch sehr hart und bitter ist es, wegen der alten Schlange, dass die Triebkraft des Fleisches immer verdorrt bleibt. Wenn aber die Frau sich mit stärksten Waffen rüstet, indem sie sich in das Brautgemach des höchsten Königs begibt und Ihn, den König, in zärtlichster Liebe umfängt, wenn sie sich nicht in Begierlichkeit dem Vollzug fleischlicher Glut ausliefert, sondern, bewusst den Blick ihres Herzens auf Gott gerichtet, die Begierde ihres Fleisches zurückweist, dann schaut sie wie ein Adler in die Sonne und wie eine Taube durch ihre Fenster. Dann sinnt und trachtet sie, wie sie ihr Herz den Reichtümern und Freuden der Welt und der Gemeinschaft mit einem irdischen Mann entzieht. – So muss die Frau, die aus Liebe zu Gott nicht in das Gemach eines irdischen Mannes eintreten will, im geistlichen Leben bei Mir ausharren, der Ich ohne Anfang und ohne Ende bin. Sie ergebe sich nicht diebischen Umarmungen, indem sie heimlich einen gemeinen Mann liebt. Tut sie das dennoch, so ist sie nicht [mehr] bei Mir. Sie benimmt sich wie eine Viper. Ein Weib, das derart brennt, dass es die Welt nicht verlassen kann, soll sich nicht in Gefahr begeben und einen hohen Berg ersteigen, damit sie später in die Tiefe versinkt, weil sie sich zuvor Mir anvertraute und hernach sich in fleischliche Umarmung begab. – Die Jungfrau Maria war lieblich in der Glut des Heiligen Geistes, und ihre Jungfräulichkeit blühte. Doch keine Frau möge beginnen, was nicht der Heilige Geist in sie hineingelegt hat, damit sie nicht hernach leer bleibe. Eine Frau, die auf Mich schauen will, ergebe sich nicht der Vielfältigkeit eines durch weltliche Süchte zersplitterten Herzens. Sie verunstalte sich nicht durch das Flackern stolzer Großsprecherei, sondern stehe fest im Schmuck der Gotteskräfte und im Adel der Liebe und Gerechtigkeit, die unter allen Kostbarkeiten des höchsten Königs die hervorragendsten sind. – Nun höre, oh Jungfrauenschar, was die himmlische Stimme dir zuruft: Sei keine Buhlerin und setze deinen Sinn nicht auf die hochgeschraubte Nichtigkeit des Stolzes, indem du unterschiedslos jedem die Königsehre zuerkennen willst, weil du wähnst, Mir sei es nicht möglich, Sonne und Mond und den übrigen Himmelsleuchten ihre Stelle zuzuweisen. Die Dirne hält sozusagen alles für ähnlich und gleichwertig, der Fürst gilt ihr nicht mehr als der gemeine Mann. Wer so handelt, entehrt Mich. Die Weisheit stellt er der Torheit, die Frömmigkeit der Eitelkeit und die übrigen Tugenden dem Kupfer gleich. O ihr Jungfrauen, seid doch keine Tänzerinnen, gebt nicht nach Belieben das Beispiel übelster Sitten, damit ihr nicht, wenn ihr solches tut, durch das eine wie durch das andere betrogen werdet. Denn die Tänzerin ist jedermann zu Willen mit ihrem Tanz. Lustwandelt auch nicht wegen eurer schmutzigen Gesinnung bei offenen Türen, noch winkt aus der Leichtfertigkeit eures ausschweifenden Herzens mit lüsterndem Zuwinken, als wenn ihr auf der Straße das liebtet, was ihr in der Umarmung des Königs verschmäht, da ihr den gemeinen Mann anstatt den König in euere Arme schließt. Eine Frau, die nicht mit einem irdischen

Manne Gemeinschaft eingehen will, halte sich daher auf keine Weise in der Öffentlichkeit auf, denn das ziemt sich nicht für sie, sondern mit Leib und Geist verbleibe sie im Verborgenen wie die Taube im Felsenspalt, damit der Habicht, das heißt das Begehren eines Mannes, sie nicht raube. – Jetzt, oh Jungfrauenschar, erhebe dich rasch zur ersten königlichen Brautschafft mit deinem ersten, fürstlichen Gemahl. Denn Er ruft dich. Bessere dich also und mache wieder gut, dass du ihn beleidigt hast, dann wird Er dich zu ewiger Erlösung aufnehmen und du wirst leben.

Vor allem das erste Drittel ihres langen Briefes an die Zwiefalter Nonnen zeigt eines überaus deutlich: Hildegard war nicht nur von spiritueller Leidenschaft bestimmt, sie hatte auch eine ungewöhnliche literarische und rhetorische Begabung, mit der sich auch das große Interesse an ihren Schriften erklären lässt, das sie zum Beispiel auch in Reutlingen¹¹ fand. Der lange Brief trägt übrigens keine Adresse, ist aber in jener Sammlung enthalten, die nach Zwiefalten gelangte. Und dies ist die älteste noch zu ihren Lebzeiten entstandene Sammlung ihrer Briefe,¹² die dadurch entstand, dass jeder Brief, bevor man ihn einem Boten mitgab, erst abgeschrieben wurde. Noch eine Bemerkung zum Inhalt: Für Hildegard ist es selbstverständlich, dass sich ein geistliches Leben nicht mit der Ehe vertrage. Für einen Menschen unserer Zeit kann da natürlich die Frage nicht ausbleiben, was es denn gewesen sei, das im Mittelalter die Ehe so schwer erträglich gemacht habe für Frauen, die auf Spiritualität nicht verzichten wollten und darum nur darauf warteten, die Flucht ins Kloster anzutreten.

Der kurze Brief an Liutgart von Neuffen¹³ wurde im 19. Jahrhundert von dem römischen Kardinal Pitra in einer Wiener Handschrift entdeckt. Er hatte wohl keine Ahnung, wo er den Neuffen zu suchen hatte. Auch diesem Brief muss eine Anfrage vorausgegangen sein, die nicht erhalten blieb. Die Gräfin, wie Pitra sie gemäß seiner Quelle nennt, hat auf Hildegard offenbar den Eindruck gemacht, sie neige zur Selbstüberschätzung und befinde sich in Unruhe.

¹¹ Zu den Briefen an die beiden Reutlinger Weltpriester siehe Hermann Josef Pretsch: Der Briefwechsel der Reutlinger Priester Bertolf und Konrad, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 27 (1988), S. 7–14.

¹² Hermann Josef Pretsch: Die Kontakte des Zwiefalter Doppelklosters Zwiefalten mit Hildegard von Bingen, in: Archiv für mittelhochdeutsche Kirchengeschichte, 38. Jg. 1986, S. 147 ff.

¹³ Dieser Brief ist nicht in der Edition von Lieven Van Acker im Corpus Christianorum enthalten, weil der Herausgeber vor Erscheinen des dritten Bandes verstarb. Darum sei hier auch der lateinische Text wiedergegeben: Lux in serenitate dicit: Mons ascendit et in turbinem vadit; unde memor esto, filia, ut recte itinera facias in gustu boni intellectus, sicut psalmista dicit: Declina a malo et fac bonum, inquire pacem et prosequere eam. Sic etiam collige tibi quietia loca, ut anima tua non deficiat, quia Deus non derelinquit justos, sed in sua pietate suscipit peccatores. Unde elige tibi rectas vias, et in aeternum vives, purosque oculos habe in mente, ut illusio non decipiat te.

Das Licht in seiner Helligkeit spricht: Der Berg ragt auf und reicht bis in einen Wirbelsturm hinein. Daher denke daran, Tochter, dass du die richtigen Wege gehst nach dem Urteilsvermögen deines Verstandes, wie der Psalmist sagt: Meide das Böse und tu das Gute. Suche den Frieden und jage ihm nach.¹⁴ So suche dir auch ruhige Orte, damit deine Seele keinen Mangel leidet. Denn Gott lässt die Gerechten nicht im Stich, sondern in seiner Güte nimmt er die Sünder auf. Daher wähle richtige Wege aus, und du wirst in Ewigkeit leben. Und behalte in deinem Denken klare Augen, damit die Einbildung dich nicht täuscht.

Wenn Hildegard in diesem Text einen Psalm zitiert, dann zeigt das, wie geläufig ihr die lateinische Bibel (Vulgata) war. Sie spricht und schreibt das Bibellatein. Ähnliches dürfen wir bei Adelheid in Zwiefalten vermuten. Übrigens nennt sich auch Hildegard nirgendwo Äbtissin, auch wird sie nicht so genannt. Lediglich in einem Schutzbrief aus der Kanzlei Kaiser Friedrichs I. wird sie einmal so angesprochen, sonst meist nur „magistra“, worauf noch einzugehen ist.

Dass Hildegard auf ihrer vierten und letzten Predigtreise nach Süden – sie starb 1179 – in Maulbronn zu Gast war, dann in Hirsau¹⁵ und schließlich in Zwiefalten und dass diese Reise in den Jahren zwischen 1170 und 1173 unternommen wurde, geht aus ihrer Lebensbeschreibung hervor, welche die Mönche Gottfried und Theoderich¹⁶ verfasst haben. Sie hatte diese Reise schon im Briefwechsel mit dem Zwiefalter Männerkloster angekündigt. Gast war sie natürlich im Frauenkloster. Es muss dem ehemaligen Klosterort Zwiefalten nachgesehen werden, dass dort nicht das Geringste an diese große Frau des Hochmittelalters erinnert.

Der Konvent des Frauenklosters

Dass sich der Konvent, während Kirche und Klostergebäude errichtet wurden, nur in Grenzen entwickeln konnte, lässt sich denken. Immerhin nennt Ortlieb 1135 eine Zahl von 40 Frauen, Berthold im Jahr 1139 schon 62. Und er weiß auch zu berichten, dass schon 45 Nonnen in Zwiefalten gestorben waren.

¹⁴ Der Vulgata-Zählung nach ist es Ps. 33,15 mit dem Wortlaut: *recede a malo et fac bonum, quare pacem et persequere eam.*

¹⁵ Auch dem Besuch dieser Klöster ging eine Korrespondenz voraus – die mit Hirsau ist sogar die umfangreichste, welche Hildegard führte. Dazu Lieven Van Acker, Hermann Josef Pretsch: *Der Briefwechsel des Benediktinerklosters St. Peter und Paul in Hirsau mit Hildegard von Bingen*, in: *Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*, Band 10/2, Stuttgart 1991, S. 157 ff.

¹⁶ Adelgundis Führkötter: *Das Leben der heiligen Hildegard berichtet von den Mönchen Gottfried und Theoderich*, Salzburg 1980, S. 110.

Ihre Herkunft wird in den wenigsten Fällen genannt. Die Nennungen aber reichen aus, dass sich der Historiker ein Bild von der Zusammensetzung des Konvents machen kann. Da ist zunächst zu erwähnen, dass zwei Enkeltöchter der Stifterin eintraten, Bertha und Adelheid, Töchter ihres Sohnes Ulrich von Gammertingen, die wie ihr Vater in den Quellen nach der Achalm benannt werden. Doch auch die Stifterfamilie des Männerklosters ist vertreten: Alberat, Tochter Eginos II. von Urach, war zunächst Äbtissin des hochadeligen Stifts Lindau und trat dann am 11. April 1136 in Zwiefalten ein. Ebenso ihre Schwester Udelhild; sie war verheiratet mit Friedrich von Zollern und wird darum in den Quellen Udelhild von Zollern genannt, wenn davon die Rede ist, dass sie die Nikolauskapelle auf der Nordseite des Münsters finanziert habe, die 1134 geweiht wurde. Sie ist um 1120 gestorben.

Von den Frauen aus der Familie der Herren von Neuffen war schon mehrfach die Rede. Fast die Bedeutung einer Stifterfamilie hatten für Zwiefalten auch die Herren von Berg bei Ehingen, und zwar nicht nur wegen ihrer umfangreichen Schenkungen. 1139 trat Gertrud von Berg in das Zwiefalter Frauenkloster ein. Sie war die Tochter der Salome von Berg, die als Herzogin von Polen die größte Wohltäterin des Zwiefalter Männerklosters war. Auch ihre Familie betrachtete es als ihr Hauskloster und ließ hier ihre Toten bestatten.

Aus der Familie der Herren von Steußlingen stammen nicht nur mehrere Mönche, sondern auch der Abt Ernst, der als nichtkämpfender Wallfahrer auf dem Zweiten Kreuzzug 1147 umkam und als Heiliger verehrt wurde. Aus seiner Familie stammen die Nonnen Tuta und deren Tochter Adelheit, aber auch Liuggart de Burron (= Ennabeuren), die dem Männerkloster ein in den Quellen mehrfach verzeichnetes großes Vermögen vermachte und wie eine Stifterin verehrt wurde. Aus dieser Schenkung erklärt sich, dass die Abtei in Ennabeuren bis 1750 mit 56 Lehen begütert war. Liuggart gehörte wahrscheinlich noch 1156 dem Konvent an, als Bischof Hermann von Konstanz die Frauenkirche in Zwiefalten mit einer endgültigen Weihe versah. Als Hauskloster scheint auch die hochadelige Familie in Pfullingen die Klöster in Zwiefalten betrachtet zu haben, wie Bestattungen zeigen.

Nicht genannt werden sollen hier die beiden bekannten Adelsgeschlechter der Herren von Stein, die ihren Stammsitz in Rechtenstein an der Donau hatten, und das Geschlecht der Bossonen, die sich im Dreieck zwischen Riedlingen, dem Bussen und Zwiefalten angesiedelt hatten. Sie gewinnen erst im Spätmittelalter für die Zwiefalter Klöster eine Bedeutung, die sich dann auch mit Urkunden belegen lässt. Im 12. Jahrhundert dagegen wurden Gütergeschäfte teilweise noch ohne schriftliche Beurkundung abgeschlossen. Damit bleiben auch die Beteiligten oft im Dunkel der Geschichte, wenn sich ihre Namen nicht in den Traditionsbüchern von Ortlieb und Berthold finden.

Wenn das Nekrologium nicht weniger als 504 Wohltäter der beiden Klöster aufführt, dann verbirgt sich dahinter nicht nur ein Teil des Wirtschaftslebens in diesem Raum, sondern auch der sozialen Realität. Manche – vielleicht viele,

vielleicht wenige – verbanden damit den Wunsch, dass ihre Schenkung den Armen zugute kommen sollte, möglicherweise auch die Erwartung, auf dem Klosterfriedhof bestattet zu werden. Bei den zuvor genannten adeligen und hochadeligen Wohltätern gibt darüber der Eintrag im Nekrologium Aufschluss. Auch die erwähnte Liuggart de Burron bestimmte, dass mit der Feier des Jahrtags ihres Todes eine Armenspeisung verbunden sei. Der Eintrag lautet „quinque lumina cum caritate“, das heißt, dass im Jahrtagsgottesdienst fünf Kerzen zu brennen hätten und danach eine Armenspeisung stattfinden solle. So kann man sich erklären, warum im Mittelalter an bestimmten Tagen und Festen vor den Klöstern sich Scharen von Armen einfanden, die wussten, wann eine Armenspeisung des Klosters zu erwarten war.

Das Innenleben des Frauenklosters

Das Wenige, das die Quellen über das Klosterleben melden, ist schnell berichtet, aber durchaus aufschlussreich. Dass die Stifterin auch 30 Jahre lang die Leiterin des Klosters war, wurde schon erwähnt. Es gab unter den Frauen natürlich eine Rangordnung, die man weder Hierarchie (Priesterherrschaft) noch „Hackordnung“ nennen sollte. Wenn Menschen auf engstem Raum zusammenleben, ist es ja unerlässlich für sie, ihr Verhältnis zueinander so zu regeln, dass unter ihnen Frieden herrscht und niemand um eine angemessene Stellung kämpfen muss. Die Stellung einer Nonne im Konvent wird zunächst von der Zahl der Jahre bestimmt, die sie schon im Kloster lebt (Professjahre). Dem Frieden in der Gemeinschaft dient natürlich die Regel, nach der Nonnen leben, und aus der sie wie die Mönche jeden Morgen in der Prim vorgelesen bekommen. Unabhängig von ihrem dadurch geprägten Sozialverhalten gibt es die Arbeits- oder Aufgabenteilung. So ist im Nekrologium einmal von einer „magistra“ die Rede, von einer Liugardis, die am 18. Januar verstarb. Diese Meisterin hatte sich um die Ausbildung und Erziehung der Novizinnen zu kümmern. Da die äußere Leitung des Frauenklosters beim Abt lag und von verschiedenen Mönchen wahrgenommen wurde, dem Beichtvater, dem Bibliothekar und dem Cellerar, und da die Tätigkeiten und Aufgaben normalerweise geregelt waren, dürfte die Meisterin die wichtigste Leitungsperson gewesen sein.

Nun ist dem Nekrologium zu entnehmen, dass es in der Geschichte des Zwiefalter Frauenklosters nicht weniger als sechs „inclusae“ (Einsiedlerinnen, Klausnerinnen) gab, nämlich die Nonnen Richinza 26. Januar, Heilika 5. Februar, Gisela 26. Februar, Irmingart 16. Mai, Adelheit 6. Oktober und Adelheit 14. Oktober. Wie muss man sich das Leben einer Einsiedlerin in einer Klostersgemeinschaft vorstellen? Es ist absolut nicht ratsam, sich diese Frage von Viktor von Scheffel mit seinem Ekkehard beantworten zu lassen. Dort hat sich eine solche einmauern und durch ein Mauerloch ernähren lassen.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass es den Einsiedler in den Klöstern immer gab. Ein Mönch bzw. eine Nonne erträgt eines Tages das Gemeinschaftsleben nicht mehr und bittet den Abt bzw. die Vorgesetzte, sich zurückziehen zu dürfen und das Klosterleben in einer Klausur allein leben zu dürfen. Wird das erlaubt, ist der Rest eine Frage praktischer Regelungen. Der Zufall will es, dass sich ein solcher Klausner des Männerklosters mit Namen Friedrich in Zwiefalten an Hildegard mit der Frage wandte, ob sich das verantworten lasse. Ihre Antwort: Durchaus, solange dir das guttut und du das brauchst.¹⁷

Dem Nekrologium ist zu entnehmen, welche der genannten Frauen Nonnen waren, die jeden Tag mehrfach zum Chorgebet zusammenkamen. Konversen werden jene genannt, die ihre Arbeit in Küche und Garten usw., also auch außerhalb der Klausur tun. Auch unter ihnen waren solche adeliger Herkunft. Von der schon genannten Udelhilt von Zollern, also einer Hochadeligen, berichtet Ortlieb, sie führte das Leben einer Nonne, „soweit ihr das in ihrer hohen Stellung möglich war“. Das heißt wohl, dass sie sich von den Verpflichtungen ihrer „hohen Stellung“ nicht einfach dispensieren konnte, als sie Nonne in Zwiefalten wurde. Auch so also konnte das Leben einer Frau im hohen Mittelalter aussehen, demnach anders, als es sich Heimatforscher unserer Tage und Verfasser historischer Romane im 19. Jahrhundert vorstellten.

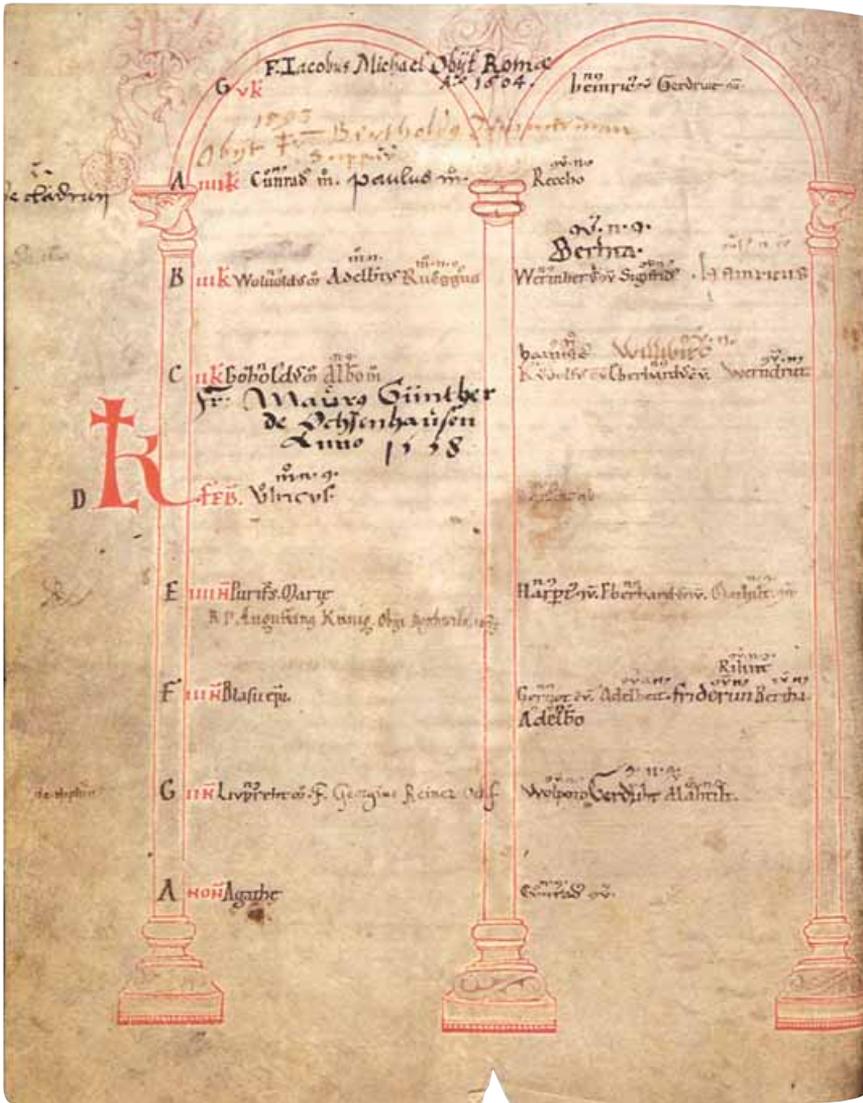
Für das Innenleben, dessen Wesen im Chorgebet bestand, wichtig war wohl eine Altarweihe im Frauenkloster zu Ehren Mariens und des Täufers, der Kirchenpatrone. Sie soll nach Cod. brev. 123 f. 3 am XV. Kalendarum Julii [17. Juni] des Jahres 1178 geschehen sein. Wenn einer anderen Quelle nach am selben Tag des Jahres 1180 ein „altare interius sanctimonialium“ geweiht wurde, dürfte es sich wohl um denselben Altar handeln. In einer vom Konstanzer Bischof bestätigten Papsturkunde wurde 1295 bestimmt, dass zur Gewinnung eines Ablasses auch der Besuch der Kirche des Frauenklosters gehöre.

So spärlich sind die Zeugnisse über das, was sich im Zwiefalter Frauenkloster tat. Es zeigt sich auch hier, dass Alltagsangelegenheiten es offenbar nicht wert sind, aufgezeichnet zu werden.

Letzte Urkunden

Vermögensangelegenheiten werden in letzten Zeugnissen aus dem Frauenkloster beurkundet. Sie bestätigen, was erstmals 1288 in einem Text niedergeschrieben wurde, dass Zwiefalter Nonnen auch in Angelegenheiten des persönlichen Eigentums nur handeln können, wenn es „irloubet der [...] abbete und der convente des selben closters Zvivultun, dem sie mit gehorsami sind gebunden“, oder – an anderer Stelle (1346) – „mit willen und mit guotem

¹⁷ Der Brief an den Inklusen Friedrich findet sich in der Edition auf derselben Seite wie der an den Frauenkonvent (siehe Anm. 8).



Das Bild zeigt die erste Februar-Seite im ältesten Nekrologium aus dem älteren Kapitelloffiziumsbuch (oder Chorbuch zur Prim) der Abtei Zwiefalten, das zwischen 1111 und 1120 angelegt wurde. Das Nekrologium ist der letzte Teil dieses Kodex und umfasst 76 solcher Seiten, also 38 Blätter. 1500 Mönche zählt die Geschichte der Abtei in den 713 Jahren ihres Bestehens. 550 Nonnen lebten im Frauenkloster. Die Zahl der Wohltäter beträgt 500. Ihrem Gedächtnis in der Prim diente das Chorbuch. Die wissenschaftliche Edition des Nekrologiums berücksichtigte freilich auch andere Quellen über die darin Verzeichneten.

muote des erwirdigen in Got Abbt Walthers und gemainlich des convents von Zwivalten“.¹⁸ Diese Einschränkung des Rechts von Nonnen, über ihr persönliches Vermögen verfügen zu können, kann man sich in der Zeit der Stifterin nicht denken. Sie ist wohl das Ergebnis einer Entwicklung, die dem Geist der Gründerzeit nicht mehr verpflichtet war.

Späte Urkunden von Gütergeschäften Zwiefalter Nonnen sind aus den Jahren 1345 und 1346 erhalten geblieben. Die vier Nonnen Agnes, Anne, genannt die Bössina, Mächthilt und Irmelgart, genannt Häginna, haben in Bempflingen Einkünfte erworben, die sie für den Fall ihres Todes verschiedenen Personen vermachen, u. a. bezeichnenderweise einer Nonne in Urspring, aber auch ihrem eigenen Tisch wie „dem Herrn [Abt] und Convent [der] Brüder“. Es kann dem Text der Urkunde¹⁹ nicht entnommen werden, wie viele Nonnen außer diesen vieren noch in Zwiefalten lebten. Im Jahre 1347 wird die Nonne Elisabeth von Gomaringen erwähnt²⁰. Über sie schreibt auch Sulger, er habe sie in „antiquis tabulis“ 1350 im Zusammenhang mit einem Gütergeschäft erwähnt gefunden, das „Abbas & Magistra Monialium nostrarum ad S. Joannem Baptistam“ vorgenommen hatten. Weitere vier Urkunden aus diesen Jahren, die das Frauenkloster nennen, wurden in Riedlingen ausgestellt.²¹ Die letzte davon aus dem Jahr 1358, also nach der Pest ausgestellt, hat einen Verkauf von Einkünften aus verschiedenen Grundstücken auf der Gemarkung Riedlingen in Höhe von „ain pfunt guter und gäber häller“ zum Inhalt, zu dem sich der Riedlinger Bürger Hainz Atz und seine Frau Adelhait Müllerin entschlossen hatten. Verkauft wird den „gaistlichen fröwen, der Maisterinun und dem konvent gemainlich des closters ze Zwivelton“. Den Kaufpreis von 12 Pfund bringt die „Junkfröw gut Bössin von Togendorf“ auf (Guota von Boss von Daugendorf). Während Sulger sie nicht kennt, führt das Nekrologium sie als Wohltäterin am 29. 8. auf. Sie gehört demnach als laica nicht dem Konvent an. Es fällt auf, dass Vorsorge getroffen wurde für den Fall, dass der „vorgenannte Konvent zergienge, also daz kain fröw da wär“. In diesem Fall soll das Pfund an „ain priester sant Johans alters dez selben closters“ gehen, d. h. jenen Priester, der in der Klosterkirche an einem der beiden Johannes-Altäre (des Täufers und des Evangelisten) weiterhin die Messe liest. Obwohl solche Vorkehrungen üblich sind, scheint hier bewusst an ein Ende des Frauenklosters gedacht worden zu sein, während der Fortbestand des Männerklosters außer Frage stand.

Was lassen diese Urkunden erkennen? Die darin genannten Frauen kommen nicht aus Familien der Frühzeit des Klosters, wie sie alle genannt worden sind. Vielmehr ist jetzt das Niederadelsgeschlecht der Bossonen, die Reichs-

¹⁸ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 551.

¹⁹ Ebd., H 14, Bd. 367, S. 88.

²⁰ Ebd., I, P 239/94.

²¹ Ebd., 1010–1013.

vögte auf dem Bussen waren, stark vertreten. Deren Frauen kommen aus Zwiefaltendorf, Bechingen, Daugendorf und aus Baach. Das Nekrologium weist Frauen aus Justingen, Gundelfingen und Gomaringen aus. Auch die Helfensteiner sind vertreten. Schließlich finden sich in beiden Zwiefalter Konventen Mitglieder bürgerlicher Herkunft aus Reutlingen und Pfullingen. Auch in dem abgelegenen Zwiefalten ist das Spätmittelalter angebrochen. Man scheint das Ende des Zwiefalter Frauenklosters fast zu ahnen, während an die Zukunft des Benediktinerinnenklosters Ursprung bei Schelklingen geglaubt wird. Dem setzte ja erst die Säkularisation 1802 ein Ende.

Wenn im Liber marcarum des Bistums Konstanz, der auf die Zeit um 1360 angesetzt wird, noch ein „monasterium sanctimonialium“ in Zwiefalten ausgewiesen ist, muss offen bleiben, wie viele Jahre noch von einem Konvent die Rede sein konnte. Die große Pest der Jahre 1348 bis 1351 hat es wohl noch überstanden, obwohl zutreffen dürfte, was der Hauschronist Sulger zum Jahr 1357 schreibt: „In monasterio Zwiweltun multae personae ex pestilencia hominum moriuntur.“ Davon war sicher auch das Frauenkloster betroffen. Denn man kannte damals sehr wohl schon den „horror contagionis“ (die Angst vor der Ansteckung) und wusste, dass am meisten gefährdet war, wer am häufigsten Außenkontakte zu pflegen hatte. Und das waren immer auch Frauen wie die Zwiefalter Nonnen.



Diese Christus-Johannes-Gruppe, genannt Johannes-Minne und gegen Ende des 13. Jahrhunderts geschaffen, soll nach Meinung von Kunsthistorikern aus dem Zwiefalter Frauenkloster stammen. Sie gelangte von dort auf die Schülzburg im Lautertal, dann nach Berlin und schließlich nach Cleveland/Ohio, wo sie im Museum of Art zu sehen ist.

Die bewegte Geschichte der Frauenklöster

Wenn das Zwiefalter Frauenkloster in der Literatur genannt wird – was kaum einmal vorkommt –, dann ist von einem Doppelkloster²² die Rede. Doppelt kann es etwas nur geben, was miteinander vergleichbar oder gleichartig ist.

Das aber trifft auf Zwiefalten nicht zu. Es gab auch nie die Absicht, ein solches zu gründen. Das war einmal anders. Winfried/Bonifatius († 754) hat die Gründung solcher Doppelklöster durchaus angeregt. Und das Frauenkloster wurde jeweils von einer Äbtissin geleitet, so z. B. das Doppelkloster Heidenheim am Hahnenkamm mit den Geschwistern Wunibald und Walburga († 779). Bedeutung hatte Lioba († 782) nicht nur als Äbtissin von Tauberbischofsheim, sie leitete auch andere junge Frauenklöster. Da darf in der Tat von Doppelklöstern gesprochen werden, weil sich gleichgewichtige Einrichtungen gegenüberstehen. Das war im Hoch- und Spätmittelalter kaum mehr der Fall.

Sind Frauenbildung und Kloster Thema, muss, historisch gesehen, von Hrosvith von Gandersheim († nach 973) die Rede sein. In jedem guten Unterricht in Literaturgeschichte werden ihre Versdramen behandelt. Hier wirkt nach, was man unter karolingischer Renaissance versteht, die ohne den Engländer Alkuin nicht zustande gekommen wäre, ein Gelehrter, der aus der englischen Mönchstradition kam, die wie die irische ihre eigenen Wurzeln hat. Sie führte zu glänzenden Ergebnissen. Nachhaltig wirkte sie aber nur an wenigen Orten. Das hohe Bildungsniveau, welches das Zwiefalter Männerkloster aufwies, erklärt sich ja nicht nur daraus, dass die Gründermönche 1089 aus Hirsau kamen, das auch erst 1065 von Mönchen aus Einsiedeln neu gegründet wurde (in Einsiedeln hatte auch der aus Pfullingen stammende Regensburger Bischof Wolfgang einen Teil seiner Bildung erworben). Und der bekannte Wilhelm von Hirsau kam 1069 aus Regensburg, wo er einem hochgebildeten Konvent angehört hatte. Die Werke des Engländers Beda Venerabilis, des Alkuin-Schülers Hrabanus Maurus oder des Spaniers Isidor wurden in Zwiefalten schon in den ersten Jahrzehnten abgeschrieben und gelesen.

Am Beginn der Geschichte christlicher Mönchsgemeinschaften steht der Kopte Pachomius († 346), der in Ägypten auch Frauenklöster gründete. Seine Regel enthält bereits alle drei Elemente späterer Regeln (Ehe- und Besitzlosigkeit, Gehorsam). Von einer allgemein verbindlichen Regel für alle Klöster des Frankenreichs, die wenigstens teilweise auf Benedikt von Nursia († 547) zurückzuführen ist, kann erst die Rede sein, seit Benedikt von Aniane († 821) die von Karl dem Großen verlangte Einheitsregel vorlegen konnte. Sie hat dann tatsächlich ihre Verbindlichkeit und Verbreitung gefunden. Aus ihr wurde im Zwiefalter Männerkloster täglich in der Prim vorgelesen. Ihr Geist mag im Frauenkloster seine Wirkung durchaus getan haben, anwendbar war sie in diesem Stift aber wohl nur teilweise, weswegen nur mit Vorbehalt von einem Benediktinerinnenkloster die Rede sein kann. Auch das Leben in einem Kloster ist zu kompliziert, als dass es einfach für alle und für immer reguliert werden könnte.

²² So z. B. spricht Elsanne Gilemon-Schenkel vom Zwiefalter Doppelkloster im letzten Kapitel des Bandes *Hamburger, Jäggi, Marti und Röckelein (Hrsg.): Frauen-Kloster-Kunst, Brepols 2005, S. 381.*

Wenn die Frage beantwortet werden soll, warum das Zwiefalter Frauenkloster in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eines Tages nicht mehr vorhanden war, dann gibt es eine zwar einfache, aber richtige Antwort: Seine Zeit war abgelaufen. Das schon mit dem Ende des 12. Jahrhunderts einsetzende Spätmittelalter war eine Blütezeit für Frauenklöster. Hat nicht der Konstanzer Bischof 1292 ausgerechnet dem Zwiefalter Abt die geistliche Leitung des jungen Frauenklosters Marienberg übertragen,²³ und haben nicht zwei Zwiefalter Äbte (Friedrich 1239 und Peter 1266) ihr Amt aufgegeben, um den Dominikanern in Esslingen bzw. den Minoriten in Reutlingen beizutreten? So stark war die Anziehungskraft der spätmittelalterlichen Bettelorden selbst auf altgediente Benediktiner, besonders aber für Frauen. Die drei nicht weit von Zwiefalten entfernten Frauenklöster sind das Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal, das 1227 bzw. 1233 gegründet wurde, das Klarissenkloster in Pfullingen 1250 und das Dominikanerinnenkloster Offenhausen 1258, also alle drei im 13. Jahrhundert. Kein Wunder, dass das Nekrologium des Zwiefalter Frauenklosters am meisten Einträge im 12. Jahrhundert aufweist, als es gewissermaßen noch konkurrenzlos war. Es könnte damals sogar das Männerkloster an Zahl der Konventualen übertroffen haben.

Von den Frauenklöstern des Spätmittelalters ist bekannt, dass dort Mittelhochdeutsch nicht nur gesprochen, sondern nun auch geschrieben wurde. Es hat sich niedergeschlagen in vielen von Nonnen verfassten Gebetbüchern, Legendenbüchern und Chroniken.²⁴ Latein wurde auch für sie eine Sakralsprache für Liturgie und Stundengebet, blieb allerdings die Sprache der Gelehrten. Die Bibel dagegen wurde immer mehr auch in mittelhochdeutscher Sprache gelesen, wie die vielen erhaltenen Handschriften mit deutschen Bibelübersetzungen zeigen. Schließlich wurden die Klöster des Spätmittelalters Pflegestätten der Frauenmystik, die sich nicht mehr der lateinischen Sprache bediente. Die Verwendung der deutschen Sprache und der Verzicht auf Latein machen u. a. den Unterschied aus zwischen dem Prophetismus²⁵ der Hildegard von Bingen und den Frauenmystikerinnen des Spätmittelalters. Hätte das Zwiefalter Frauenkloster des 12. Jahrhunderts eine Entwicklung mit diesem Ergebnis

²³ Württembergisches Urkundenbuch, hrsg. vom Kgl. Staatsarchiv in Stuttgart, Stuttgart 1909, Bd. IX, S. 88.

²⁴ Ein Beispiel dafür aus diesem Raum ist die Chronik einer Pfullinger Nonne, herausgegeben von Hermann Taigel, Pfullingen 2002; ein älteres Beispiel aus dem Freiburger Raum die illuminierte Legendensammlung Clara und Franciscus von Assisi, übertragen von Franz Anselm Schmitt, Konstanz ohne Erscheinungsjahr.

²⁵ Hildegard zu den Mystikerinnen zu zählen, ist einer modischen Esoterik geschuldet. Sie wurde schon zu Lebzeiten „prophetissa teutonica“ genannt und damit richtig charakterisiert. Denn sie bedient sich des literarischen Genus der prophetischen Rede, wie sie sich im Alten und im Neuen Testament findet. Hildegards „Visionen“ mit Migränезuständen zu erklären, wie es ein englischer Neurologe tut, ist Unsinn. Fachkundig und sachkundig ist in dieser Angelegenheit der mit Altem und Neuem Testament vertraute Philologe, der auch die Ergebnisse der formgeschichtlichen Methode kennt.

genommen, wäre es von der Gründergeneration nicht mehr wiedererkannt worden.

Dass die letzten Zwiefalter Nonnen in Mariaberg untergebracht worden sind, ist eher unwahrscheinlich, kann aber nicht ausgeschlossen werden. Jedenfalls hatte Zwiefalten für Mariaberg von 1292 an einen Beichtvater zu stellen, der offenbar dafür sorgen sollte, dass dort nach der Benediktsregel gelebt wurde. Aber auch dort war eine neue Zeit angebrochen: Das Frauenkloster Mariaberg wählte sich selbst eine Äbtissin und entschied auch in allen Vermögensangelegenheiten völlig eigenständig. So konnte Mariaberg schon 1706 die Reichsständigkeit erwerben und auf einen Schutzvogt verzichten²⁶, das Männerkloster Zwiefalten dagegen zwar faktisch schon 1696, aber formell erst 1750.

Eine letzte Frage sei hier nicht ausgespart, nämlich die nach dem gesellschaftlichen Nutzen des Zwiefalter Frauenklosters. Ehe eine Antwort darauf gegeben wird, muss sie selbst „hinterfragt“ werden. Denn wer sie stellt, leitet von der Antwort das Existenzrecht eines Klosters ab oder bestreitet es. Im frühen Mittelalter besteht der Nutzen von Klöstern darin, dass sie das Hinterland erschließen und neben den Domschulen die einzigen Bildungseinrichtungen sind. Darum waren sie für die Politik Karls des Großen unentbehrlich. Und schon damit wird klar, dass nicht die Gesellschaft diese Frage stellt, sondern jemand, der sich die Leistungsfähigkeit oder das Vermögen von Klöstern „zunutzen machen“ kann. So finden Klöster im Spätmittelalter in den Städten Aufnahme, weil sie in der Krankenpflege oder in der Bildung eine Aufgabe sehen und übernehmen. Die Frage, immer nachdrücklicher gestellt, setzt die Klöster schließlich unter einen Rechtfertigungszwang, der in der Neuzeit zunimmt und schließlich in kapitalistischen oder sozialistischen Verhältnissen zu einem Überlebenskampf führt, den kaum ein Kloster besteht. Wurden doch schon im Jahr 1535 (damit aus der Grafschaft Württemberg endlich ein richtiges Herzogtum werden konnte) die 14 großen Mannsklöster in diesem Raum besetzt und eingegliedert, auch die Frauenklöster in Pfullingen und Offenhause; das Herzogtum wiederum besetzte nicht nur von 1802 an die Reichsstädte, sondern auch die Reichsklöster, um ein Königreich zu werden. Beide Besetzungen wollten gerechtfertigt werden, natürlich mit den angeblich üblen Verhältnissen in diesen Klöstern. Die historische Forschung dagegen bestätigt, dass die Klöster in beiden Fällen in guter Verfassung waren, d. h. dass in ihnen Disziplin herrschte und sie wirtschaftlich gesund waren.

Im Hochmittelalter sind die Klöster der Benediktiner und Zisterzienser zwar immer noch mit der Erschließung des Hinterlandes beschäftigt und mit der Bildung nicht nur des Adels, sondern auch von Bürgern, wie das Zwiefalter Beispiel zeigt. Eines aber galt damals auch als „gesellschaftlich anerkannte

²⁶ Herbert Burkarth: Geschichte des Klosters Mariaberg, in: Karl Rudolf Eder (Hrsg.), Mariaberg, Sigmaringendorf 1991, S. 45.

Leistung“, für welche auch Geld ausgegeben wurde: das Gebet für das Seelenheil Verstorbener. Immerhin zeigt sich daran der Vorrang des religiösen Impulses. Für Frauen im Hochmittelalter aber war dieser Impuls identisch mit dem Wunsch nach Selbstbestimmung und Entfaltung. So muss die Geschichte des Mönchtums von Männern wie Frauen immer auch als Sozial- und Kulturgeschichte, im engeren Sinn sogar als Freiheitsgeschichte geschrieben werden. Denn während die freie Partnerwahl für Frauen noch lange Zeit unvorstellbar blieb und für Töchter die Eltern über deren Eheschließung entschieden, setzte die Hirsauer Reformbewegung für den Eintritt ins Kloster die freie Entscheidung der Bewerberin durch, was dann auch Kirchenrecht wurde.

Schließlich machte sich eine Lateransynode (1179) die Forderung zu eigen, dass im Kloster nicht benachteiligt werden dürfe, wer nichtadeliger Herkunft sei. Solche Konventualen niederer Herkunft werden von ihr „e servitio venientes“ genannt, also die aus der Knechtschaft (sprich Hörigkeit) Kommenden. Es war das Todesjahr der Hildegard von Bingen, die in ihren Konvent nur Frauen adeliger Herkunft aufnahm. Die Entscheidung dieser Synode verdient eigentlich nicht, in der Geschichte der Zwiefalter Klöster erwähnt zu werden, weil sie in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit ihr steht. Doch die historischen Umstände wollten, dass an dieser Synode der Zwiefalter Abt Konrad I. (1169–1193) teilgenommen hat, der, weil ihm die Reisekosten vom Konvent nicht genehmigt wurden, von einem Wucherer einen Kredit von 12 Mark Silber aufnehmen musste.²⁷ Der Jahreszins betrug einen Karren Wein aus den Untertürkheimer Weinbergen des Klosters. Zwischen hohen Zielen und banaler Realität, zwischen Anspruch und Wirklichkeit ereignet sich nun einmal das, was wir Geschichte nennen.

²⁷ Sulger, *Annalen I* (wie Anm. 3), S. 147.

Reutlingen, Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56

Bauhistorische Untersuchung zweier Reutlinger Pfarrhäuser

Von Christoph Kleiber

Einleitung

Der Verfasser wurde im Juni 2005 von der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Reutlingen mit einer bauhistorischen Untersuchung der Gebäude Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56 im Vorfeld eines geplanten Verkaufs und Umbaus der beiden ehemaligen Pfarrhäuser beauftragt.¹

Ausgehend vom damals vorgefundenen Bestand der beiden Gebäude soll in der vorliegenden Untersuchung ein Beitrag zu deren Baugeschichte geliefert werden. Es besteht kein Anspruch auf Darstellung der allgemeinen Geschichte von Pfarrhäusern in Reutlingen. Dies würde den Rahmen der Untersuchung bei Weitem sprengen. Genug Stoff für eine weitschweifende Abhandlung bieten bereits die heute noch bestehenden, nach dem Stadtbrand von 1726 errichteten Gebäude. Zwar liegt es in der Natur einer bauhistorischen Untersuchung, dass eine Vielzahl von erreichbaren Fakten gesammelt wird, um daraus ein Gesamtbild der Baugeschichte und der Nutzung eines Gebäudes zu erstellen. Doch alle Befunde hier darzustellen, die während der Untersuchung aufgenommen wurden, würde dem Verfasser nur den Vorwurf einbringen, zu detailverliebt zu sein und nicht auf den Punkt zu kommen. Es werden deshalb die Ergebnisse zusammengefasst und nur die wesentlichen Hauptpunkte näher erläutert, wo nötig allerdings mit der gebotenen Ausführlichkeit, um einen schlüssigen Beleg für die aufgestellten Thesen zu erbringen – soviel gebietet die Wissenschaftlichkeit.

¹ Der Dank des Verfassers für die Ermöglichung, Unterstützung und Begleitung des Projektes gilt der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, dem Stadtarchiv Reutlingen, dem Reutlinger Architekturbüro Hölzl sowie seinen Bamberger Kollegen Tillman Kohnert und Robert Endres. Nicht zuletzt wäre die Untersuchung nicht möglich gewesen ohne die wohlwollende Duldung der Arbeiten durch die Bewohner der Gebäude. Eine umbaubegleitende und eine dendrochronologische Untersuchung zur Absicherung der Datierungen wurden nicht beauftragt. Die im Laufe der bauhistorischen Untersuchung erfassbaren Daten im Archiv und in den Gebäuden selbst waren jedoch so aussagekräftig, dass neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten, die in der vorliegenden Publikation vorgestellt werden sollen, in der Hoffnung, einen kleinen Beitrag zum Verständnis der beiden historisch wertvollen und in ihrer Gestalt stadtbildprägenden Pfarrhäuser zu leisten. Der Schlussbericht zur bauhistorischen Untersuchung liegt im Stadtarchiv Reutlingen vor (Bauhistorische Untersuchungen Nr. 26 und 27).

Ausgangspunkt für die Betrachtung ist der im Jahr 2005 vorgefundene Baubestand und der damalige Kenntnisstand. Der Baubestand wurde durch ein Bauaufmaß und Beobachtungen vor Ort dokumentiert. Der bisherige Kenntnisstand wurde aus der Sekundärliteratur, insbesondere dem Archäologischen Stadtkataster des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg (jetzt Landesamt für Denkmalpflege) entnommen.²

Bisheriger Kenntnisstand

Bislang war bekannt, dass es sich bei den beiden Gebäuden um das ehemalige Dekanatsgebäude (Aulberstraße 1) und das ehemalige Helferratsgebäude (Metzgerstraße 56) handelte.

Aulberstraße 1

Über das Baudatum des Gebäudes Aulberstraße 1 (*Abb. 1*) gibt eine Tafel an der Giebelseite Auskunft, deren Inhalt sich auf einen Gedenkstein (*Abb. 3*) bezieht, der heute im Inneren des Hauses zu finden ist und wohl bereits bauzeitlich außen am Gebäude angebracht worden war. Zunächst befand er sich auf der südlichen Traufseite zur Aulberstraße hin, dann, seit 1896, an der Stelle der heutigen Tafel.³ Der Inhalt des Textes gibt das Datum 1770 als Wiederaufbau des beim Stadtbrand im Jahr 1726 abgebrannten Gebäudes an. Genannt werden auch die beiden Werkmeister Bardenschlager und Fuchs. Damit sind die Eckdaten für dieses Gebäude bekannt, was auch mit einer kunsthistorischen Stilanalyse übereinstimmt. Unbekannt sind inzwischen jedoch sein bauzeitliches Aussehen und seine Umbau- und Nutzungsgeschichte, die eng mit der Geschichte des Hauses Metzgerstraße 56 zusammenhängt.

Metzgerstraße 56

Die Entstehungsgeschichte des Gebäudes Metzgerstraße 56 (*Abb. 2*) war bislang nur bedingt geklärt. In jüngster Zeit wurde der Kenntnisstand zu

² Alois Schneider: Archäologischer Stadtkataster Reutlingen (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23), hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Reutlingen, Esslingen 2003, S. 179 f. Ein so umfassendes Vorhaben wie ein Stadtkataster kann im Detail nicht so tief in die Recherche zu einzelnen Bauten einsteigen, wie dies eine auf das Einzelobjekt bezogene Untersuchung leisten kann und muss. Der Archäologische Stadtkataster diente dem Verfasser jedoch als sehr hilfreicher Einstieg in die Materie. Die hier vorgestellten Ergebnisse sind auch nicht als Versuch einer Korrektur des Stadtkatasters, sondern als notwendige Ergänzung nach eingehender Untersuchung zweier Einzelobjekte zu verstehen. Der Archäologische Stadtkataster bleibt in den Augen des Verfassers ein unverzichtbares Werk, das für weitere Städte sehr wünschenswert ist.

³ Vgl. StadtA Rt., Ev. Dekanatsamt, Bestand S Nr. 29.



Abb. 1: Aulberstraße 1, Blick von Süden.



Abb. 2: Metzgerstraße 56, Blick von Süden.



Abb. 3: Aulberstraße 1, Gedenkstein mit Bauinschrift.

beiden Gebäuden im Archäologischen Stadtkataster zusammengefasst.⁴ Dort werden beide Häuser als 1726 abgebrannt verzeichnet. Der Wiederaufbau des Gebäudes Metzgerstraße 56 konnte jedoch bislang nicht eindeutig datiert werden. Vielmehr wird auf eine Randnotiz zum Jahr 1770 im Vermögensregister der Stadtrechnerei von 1745 ff. verwiesen, die einen Verkauf des Grundstücks des abgebrannten Diakonathauses an Samuel Rall und Michael Werenwag belegen soll.⁵ Im Jahr 1824 wird dann im Primärkataster der Stadt Reutlingen ein zweistöckiges Haus mit Scheuer im Besitz der Kirchen- und Schulpflege aufgeführt, das im Archäologischen Stadtkataster mit dem Gebäude Metzgerstraße 56 identifiziert wird.⁶ Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird demnach wieder ein Gebäude an der Stelle gestanden haben. Wann ein Wiederaufbau stattfand und wann das Grundstück gegebenenfalls wieder in den Besitz der Kirche kam, blieb bisher ungewiss.

Ein drittes Gebäude?

Des Weiteren wird ein drittes, heute abgegangenes Pfarrhaus im Bereich Metzgerstraße/Aulberstraße angenommen, dem eine Kostenaufstellung von 1729, „waß dass new erbaute StattPfarr hauß“ gekostet hat, zugewiesen wird.⁷

Neue Erkenntnisse

Die Möglichkeit zur bauhistorischen Untersuchung der beiden heute noch stehenden Gebäude Aulberstraße 1 und Metzgerstraße 56 bot die Chance, weitere Materialien im Archiv zu erschließen und parallel dazu auch neue Erkenntnisse durch Befunduntersuchungen vor Ort zu erbringen. So können heute die bisherigen Ergebnisse ergänzt werden. Auch erscheinen durch die

⁴ Archäologischer Stadtkataster (wie Anm. 2).

⁵ Ebd., S. 180, Nr. 109.

⁶ Ebd.

⁷ Ebd., S. 179 f., Nr. 107.

bei der Untersuchung gewonnenen neuen Erkenntnisse und durch weitere „Archivfunde“ die bisher bekannten Erwähnungen der Häuser in den Archivalien in einem neuen Licht. Eine Umdeutung einiger archivalisch greifbarer Erwähnungen der Gebäude (insbesondere Metzgerstraße 56) wird erforderlich, und es können neue Zuweisungen der überlieferten Daten vorgenommen werden.

Im Folgenden sollen, nach einem kurzen Abriss der Geschichte beider Gebäude, die Häuser im Einzelnen vorgestellt werden. Hierbei wird auch auf einzelne Haupt-Bauphasen und eine Rekonstruktion des bauzeitlichen Zustandes eingegangen, soweit er aus den überlieferten Quellen, einhergehend mit den Befunden vor Ort, möglich ist.

Die Pfarrhäuser

These: Zum ersten Pfarrhaus nach dem Stadtbrand von 1726

Der Stadtbrand von 1726 betraf auch die Pfarrhäuser. Es ist allerdings davon auszugehen, dass man mit dem Wiederaufbau zumindest eines der Pfarrgebäude nicht lange gezögert hat. Ein Beleg hierfür findet sich im Reutlinger Stadtarchiv in den Aufzeichnungen des Brandkollektantenamtes. In deren Rechnungsbeilagen von 1726 bis 1732 wird eine Abrechnung des Werkmeisters „Johann Baltas Fuchs“ am 17. Mai 1729 verzeichnet. Die Abrechnung bezieht sich darauf, „was das neuerbaute Stadtpfarrhaus [...] gekostet“ hat. Hiermit wird das Baudatum eines neuen Pfarrhauses überliefert.⁸ Unbekannt blieb bisher jedoch, welchem Gebäude das Datum zuzuordnen wäre, zumal kein Gebäude außer dem Haus in der Aulberstraße 1 unter der Bezeichnung „Stadtpfarrhaus“ bekannt war. Das Gebäude in der Metzgerstraße 56 lief lange Zeit unter der Bezeichnung „Oberhelferrathaus“ und war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch Wohnung des II. Stadtpfarrers der Marienkirche. Das eigentliche Stadtpfarrhaus war zusammen mit der „Hauptpredikatur“ bzw. dem Dekanatshaus in der Aulberstraße 1 untergebracht, wie aus den Unterlagen ab dem Zeitpunkt des Neubaus dieses Gebäudes im Jahr 1770 hervorgeht. Das führte dazu, dass das Datum einem dritten – heute abgegangenen Gebäude – zugewiesen wurde, das bereits ab 1729 die Funktion des Stadtpfarrhauses hätte übernehmen können.⁹

Die Überprüfung der im Stadtarchiv vorliegenden Archivalien schien zunächst keine weiteren Ergebnisse zu erbringen. Sonderbar war jedoch der Umstand, dass das Gebäude Metzgerstraße 56 bisher als zwischen 1770 (Verkauf eines Grundstücks, vgl. oben) und 1824 (Erwähnung im Primärkataster)

⁸ StadtA Rt., Brandkollektantenamt, Rechnungsbeilagen 1726–1732, vgl. auch Archäologischer Stadtkataster (wie Anm. 2).

⁹ Archäologischer Stadtkataster (wie Anm. 2).

entstanden eingeordnet wurde, aber über die Baugeschichte des Gebäudes sehr wenig zu finden war, wohingegen das Dekanatshaus – zugegebenermaßen der bedeutendere Bau – sogar mit Bauinschrift versehen worden war. Hinzu kam der Umstand, dass das Haus Metzgerstraße 56 stilistisch eher als früher einzuschätzen ist als 1770 erbaut und somit vor dem Dekanatshaus entstanden sein kann. Diese Diskrepanz legte ein nochmaliges Überprüfen der Archivalien und der jeweiligen Zuordnung der Erwähnungen an noch stehende oder abgegangene Gebäude nahe.

Als unstrittig, da durch die Bauinschrift und die Baurechnung bestätigt, kann die Errichtung des Hauses Aulberstraße 1 im Jahr 1770 gelten. Was allerdings bei genauerem Hinsehen Fragen aufwirft, ist die Zuweisung des Baudatums 1729 an ein drittes – heute abgängiges – Gebäude. Löst man sich von dieser Zuweisung und ordnet, zunächst als These, das Baudatum 1729 dem Haus in der Metzgerstraße 56 zu, so wird die Bauabfolge verständlicher. Zwar tut sich das Problem auf, dass in den jüngeren Archivalien das Gebäude als Oberhelferrathaus bezeichnet wird, während die Bezeichnung Pfarrhaus dem neu errichteten Gebäude Aulberstraße 1 zukommt. Dies lässt sich jedoch mit einer Umwidmung des Gebäudes Metzgerstraße 56 vom Stadtpfarrhaus zum Oberhelferrathaus erklären. Die entsprechenden Belege liegen im Stadtarchiv vor (vgl. unten). Sie waren bisher nur nicht ohne Weiteres aufzufinden, da zunächst geklärt werden musste, wer für den Bauunterhalt zuständig war und in wessen Überlieferung überhaupt gesucht werden muss.

Onus fabricae, oder: Wer war für den Bauunterhalt zuständig?

Es ergab sich, dass der Bauunterhalt im 18. Jahrhundert der Stadtrechnerei zufiel und somit in dieser Richtung weitergesucht werden musste. Erst seit den Jahren 1803/4 war die Kirchen- und Schulpflege für die Pfarrhäuser zuständig, wie aus den Bürgermeisterrechnungen von 1803/4 hervorgeht, wo sich ein Hinweis bei der Kostenaufstellung findet, dass die „Kirchen und Schulpfleg nunmehr das *onus fabricae* hat“.¹⁰

Ein weiterer zu berücksichtigender Umstand war eine früher eventuell anders lautende Straßenbezeichnung und Hausnummerierung: Es stellte sich heraus, dass das Haus Metzgerstraße 56 früher unter der Bezeichnung „Weibermarkt 5“ geführt wurde. Auch das Gebäude Aulberstraße 1 wurde mitunter als am „Weibermarkt“ liegend bezeichnet. Nach der Klärung dieser Fragen ergab sich ein erstaunlicher Reichtum an Archivalien zu den Pfarrhäusern in Reutlingen. Nun galt es, Belege für die immer noch lediglich als These im Raum stehende Identifikation des Gebäudes Metzgerstraße 56 mit dem ersten Pfarrhaus nach dem Stadtbrand zu finden.

¹⁰ StadtA Rt., Bürgermeisterrechnungen 1803/4.

Bestätigung der These – das erste Pfarrhaus nach dem Stadtbrand von 1726

In der Fülle des sich nun auftuenden Archivalienbestandes fand sich insbesondere auch ein Beleg für die Umwidmung eines Hauses von „Stadtpfarrhaus“ zu „Oberhelferrath-Haus“, der fast schon als Beweis für die Nutzung des Gebäudes Metzgerstraße 56 als erstes nach dem Stadtbrand errichtetes Stadtpfarrhaus gelten darf: Es handelt sich um eine Jahres-Kostenaufstellung durch die Stadtrechnerei von Georgii 1770 bis Georgii 1771. Hier wurde ein Gebäude folgendermaßen aufgeführt: „Ausgab Geld verbauen am nunmehrigen Oberhelferrath- oder vorigen Stadtpfarr-Haus“ (Die Kosten wurden für dieses Jahr mit „0“ angegeben).¹¹ Das heißt, es muss ein Gebäude gegeben haben, das zunächst Pfarrhaus war und nun – da das Dekanatsgebäude in der Aulberstraße 1 gerade neu errichtet war – zum Oberhelferrath-Haus umfunktioniert wurde. Ein drittes, offenbar abgegangenes Gebäude muss für diese Zuweisung nicht angenommen werden, da das Haus Metzgerstraße 56 als späteres Oberhelferrathaus identifiziert werden kann.

Die neue Bauabfolge der Pfarrhäuser

Durch die Neuzuweisung der Quellen stellt sich nunmehr folgendes Szenario dar, in das sich, wie sich im weiteren Verlauf der Untersuchung auch gezeigt hat, sämtliche Archivalien einordnen lassen:

- Es erschließt sich das Baudatum des Gebäudes Metzgerstraße 56.
- Es handelt sich bei diesem Gebäude um das nach dem Stadtbrand von 1726 kurz darauf im Jahr 1729 wiederaufgebaute Stadtpfarrhaus.¹²
- Der vom Brandkollektenamt erwähnte Wiederaufbau in diesem Jahr kann dem Gebäude Metzgerstraße 56 zugewiesen werden, da die Stadtrechnungen zum Jahr 1770 eindeutig eine Umbenennung des vormaligen Pfarrhauses – also des 1729 wiedererrichteten Gebäudes – zum Oberhelferrathaus vornehmen, das wiederum in der Metzgerstraße 56 belegt ist. Die Funktion des Stadtpfarrhauses wurde nun dem neu errichteten Gebäude in der Aulberstraße 1 zugewiesen, das ab diesem Jahr auch in den Rechnungsbüchern auftaucht.¹³

Offene Fragen

Wie passt dies nun zusammen mit der im Archäologischen Stadtkataster erwähnten Randnotiz, dass das Grundstück des abgebrannten Diakonathauses an zwei Privatleute verkauft wurde? Die Notiz bezieht sich nach dem Fund

¹¹ StadtA Rt., Stadtrechnung 1770/71, Fol. 286 v.

¹² StadtA Rt., Brandkollektenamt (wie Anm. 8).

¹³ StadtA Rt., Stadtrechnung 1770/71.

der weiteren, im Stadtkataster noch nicht berücksichtigten Archivalien nicht zwingend auf das Gebäude Metzgerstraße 56. Vielmehr konnte bei der jetzt ermöglichten weitergehenden Untersuchung der eigentliche Verkauf, auf den sich diese Randnotiz bezieht, in den Kaufbüchern zum Jahr 1770 gefunden werden. Es handelt sich dabei zwar um eine „Pfarrhofstatt“ auf dem Weibermarkt, an den auch das Gebäude Metzgerstraße 56 grenzt,¹⁴ gemeint ist aber offenbar ein Grundstück, auf dem eine Pfarscheune stand. Dies geht auch aus einem bereits um 1740 entstandenen Güterbuch hervor, in dem eine Hofstatt folgendermaßen erwähnt wird: „Ein Hofstätt auf dem Weiber Marcktt, so zu einem Gärtlin gerichtet, allwo vormals das Pfarr Scheuerlin gestanden“.¹⁵

Weist man diese beiden Erwähnungen eines Geländes, das beide Male als der Stadtrechnerei zugeschrieben verzeichnet ist, nun ein und derselben Hofstatt zu, so kann es sich nicht um das Gelände und Haus in der Metzgerstraße 56 handeln. Vielmehr ist es das Grundstück einer ehemaligen Pfarscheuer, das verkauft werden musste, um den Erlös zum Neubau des Gebäudes Aulberstraße 1 zu verwenden.

Durch die Berücksichtigung der im Übrigen nicht nur in diesem einen Fall stattgefundenen Umwidmung der Gebäude und der Tatsache, dass im 18. Jahrhundert nicht die Kirchengemeinde, sondern die Stadtrechnerei für den Bauunterhalt der Pfarrhäuser zuständig war, fanden sich im Stadtarchiv eine Unmenge an Baurechnungen und sogar die einzelnen Handwerker-Arbeitszettel zu Maßnahmen an den beiden Gebäuden. Die Baumaßnahmen an beiden Gebäuden liegen also Jahr für Jahr dokumentiert vor. Es darf damit von einer anfangs nicht vermuteten, immens guten Quellenlage für die Baugeschichte der beiden Häuser gesprochen werden.

Die Rechnungsbücher

Anhand der Rechnungsbücher und ihrer Beilagen lassen sich sämtliche Baumaßnahmen an den beiden Gebäuden nachvollziehen. Leider werden die Maßnahmen meist nicht so genau spezifiziert, dass man den Raum oder gar das einzelne Fenster heute noch benennen könnte. Es finden sich aber durchaus Erwähnungen, die für die Rekonstruktion von Gestalt und Nutzung der Gebäude und für die Datierung einzelner Umbauphasen von Bedeutung sind.

¹⁴ Frühere Hausnummer: Weibermarkt 5. Im Übrigen wird aber auch Aulberstraße 1 in der Rechnung für den Wiederaufbau als auf dem Weibermarkt liegend bezeichnet. Die Lage der Hofstatt lässt sich somit nicht zweifelsfrei definieren. Einen Hinweis liefert vielleicht die im Archäologischen Stadtkataster, S. 179, Nr. 107 zitierte Erwähnung im Kaufbuch von 1606, in der ein Gebäude als „zwischen der Mauer und der Pfarscheuer liegend“ genannt wird, „vorne auf den Zwiefalter Hof stoßend“, der neben dem Gebäude Aulberstraße 1 stand. Hieraus geht somit auch die Lage der Pfarscheuer in der Nähe des Zwiefalter Hofes hervor. Da auf dem verkauften Gelände wohl ehemals die Pfarscheuer stand, kann dies als Hinweis auf dessen Lage gewertet werden.

¹⁵ StadtA Rt., Güterbuch der Pflerschaften 1740er Jahre.

So werden Maßnahmen angesprochen, die beispielsweise Rückschlüsse auf die Lage eines ehemaligen Saales im Gebäude Aulberstraße 1 zulassen, der sich bei der Untersuchung vor Ort noch an Stelle zweier Räume lokalisieren ließ. Auch wird die frühere Nutzung einiger Räume deutlich, die, wie zum Beispiel Scheune und Stallungen, auch Hinweise auf die damaligen Lebens- und Arbeitsumstände im Zentrum Reutlings geben.

Vorsicht ist bei der Benennung der Gebäude in den Archivalien allerdings nicht nur im 18., sondern auch im 19. Jahrhundert geboten: Durch den Neubau des Hauses in der Aulberstraße wurde, wie gezeigt, aus dem ehemaligen Stadtpfarrhaus das Oberhelferrathaus. Als 1810 eine Pfarrstelle wegfiel,¹⁶ wurde aus dem Oberhelferrathaus die Wohnung des Unterhelfers, während der Oberhelfer nun in der zweiten Haushälfte der Aulberstraße 1 neben dem Dekanat einquartiert wurde. Ab 1811/12 tritt so für Aulberstraße 1 an die Stelle der Benennung als „Decanatshaus“ nun die Bezeichnung „Spezialat“ und „Oberhelferrathaus“, für Metzgerstraße 56 an Stelle der Bezeichnung „Oberhelferrathaus“ nun der Name „Unterhelferrathaus“. Ab 1812/13 wird Aulberstraße 1 „Decanat- und Oberhelferrathaus“ genannt, Metzgerstraße 56 weiterhin „Unterhelferrathaus“. Die Änderungen der Bezeichnungen lassen sich in den Archivalien jeweils nachvollziehen. Dies geschieht entweder durch konkrete Nennung der Änderung oder durch Auflistung des Subdiakonats (Unterhelferrathaus) an der gleichen Stelle der Rechnungsbücher, an der zuvor das Oberhelferrathaus genannt wurde. Gleichzeitig taucht der Hinweis auf, dass sich Oberhelferrathaus und Dekanat unter einem Dach befinden, also nun in den beiden Haushälften von Aulberstraße 1 (so z. B. 1815/16).

Fazit

Wenn man sich auf diese Neuordnung der Zuweisungen einzelner Grundstücke und in den Archivalien beschriebener Baumaßnahmen einlässt, können als Grundlage für eine Bearbeitung der Rechnungsbücher folgende Daten festgehalten werden:

- 1729: Neubau/Wiedererrichten eines Stadtpfarrhauses.
- 1740: Erwähnung einer Hofstatt am Weibermarkt, auf der die Pfarrscheuer gestanden hatte (nicht Metzgerstraße 56).
- 1770: Verkauf einer Hofstatt auf dem Weibermarkt an die Bürger Samuel Rall, Weißbeck und Michael Wörrenwag, Metzger (nicht Metzgerstraße 56, wahrscheinlich aber die gleiche Hofstatt, die 1740 erwähnt wurde und auf der die Pfarrscheuer stand).

¹⁶ 1810 wurde eine Pfarrstelle aus Sparsamkeitsgründen „supprimiert“; vgl. StadtA Rt., Aktenvermerk Archivar Kronberger, dort zitiert: Christian Sigel: Das evangelische Württemberg. Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation bis auf die Gegenwart, Ortsteil, 6. Bd., S. 596.

- 1770: Neubau eines Stadtpfarrhauses (bzw. Dekanatgebäudes) in der Aulberstraße 1, dabei Umwidmung des früheren Stadtpfarrhauses zum Oberhelferrathaus.

Die Gebäude sind nach einer solchen Zuordnung in den Archivalien fast lückenlos seit ihrer Errichtung erkennbar und die Baumaßnahmen weitgehend nachvollziehbar. Sie sollen im Folgenden vorgestellt werden.¹⁷

Die Gebäude¹⁸

Metzgerstraße 56

Der Neubau

Zum Neubau im Jahr 1729 blieben leider nicht viele Zeugnisse erhalten, weshalb er auch in Vergessenheit geraten konnte. Aus der Abrechnung des Brandkollektenamts geht jedoch hervor, dass der Werkmeister Johann Balthasar Fuchs und seine Mitarbeiter für die Errichtung des neu erbauten Stadtpfarrhauses bezahlt wurden.¹⁹ Dagegen lassen sich die Baumaßnahmen ab 1780 in weiten Bereichen archivalisch nachvollziehen und am Gebäude zum Großteil auch lokalisieren.

Der Baukörper

Das zweigeschossige Eckgebäude zwischen Weibermarkt und Metzgerstraße wurde zur Metzgerstraße hin giebelständig errichtet und steht an drei Seiten frei (*Abb. 4*). Im Norden schließt ein Nachbargebäude an. Über einem massiven Erdgeschoss wurde das durch eine leichte Vorkragung abgesetzte Obergeschoss in Fachwerk errichtet. Darüber erhebt sich etwa in gleicher Höhe wie der darunterliegende Baukörper der Vollgeschosse ein Satteldach mit großen Gauben. Im Westen befindet sich ein kleiner Hof, der teilweise durch eine Balkonkonstruktion (Altane) überdeckt wird. Erschlossen wird das Gebäude sowohl im Osten von der Metzgerstraße aus als auch im Süden auf der zur Marienkirche hin gelegenen Seite und im Westen vom Hof aus. Ein gesonderter Zugang besteht für den Keller durch einen von der Metzgerstraße ausgehenden Kellerhals. Ein kleiner, im Innern vom übrigen Erdgeschoss abgetrennter Raum ist vom Hof aus durch eine eigene Tür betretbar.

¹⁷ Die Auflistung jeder einzelnen Baumaßnahme würde an dieser Stelle zu weit führen und muss einer detaillierten Archivaliendokumentation bzw. -edition zu den Gebäuden vorbehalten bleiben.

¹⁸ Die Baubeschreibungen beziehen sich in allen Teilen auf den 2005 vorgefundenen Zustand. Eventuelle Veränderungen nach dem jüngsten Umbau konnten im vorliegenden Text nicht berücksichtigt werden.

¹⁹ StadtA Rt., Brandkollektenamts, Rechnungsbeilagen 1726–1732.



Abb. 4: Metzgerstraße 56, Blick von Südosten.

Das Äußere, die Ansichten

Als Hauptansichtsseiten dürfen die Giebelseite zur Metzgerstraße und insbesondere die traufseitige Ansicht zur Marienkirche hin gelten. Die Giebelseite (Abb. 5) wird horizontal durch eine Sockelzone im Erdgeschoss, die leichte Vorkragung zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss sowie die Vorkragungen der drei Dachgeschosse gegliedert. Zwei Eingänge betonen das Erdgeschoss: Eine leicht südlich der Mittelachse positionierte Tür (mit Jahreszahl 1916), die von zwei asymmetrisch angeordneten vergitterten Fenstern flankiert wird und das im nördlichen Bereich der Fassade eingebrachte Tor zur Kellertreppe. Davon axial unabhängig zeigt sich die Fenstereinteilung von Obergeschoss und Dach, die durch die Geschosse nach oben hin gestaffelt in Erscheinung tritt. Auf fünf Fenster im Obergeschoss folgen drei im ersten Dachgeschoss, ein Doppelfenster im zweiten Dachgeschoss und eines im Spitzboden.

Die Traufseite (Abb. 6) weist in ihrem heutigen Erscheinungsbild ebenfalls eine weitgehend voneinander unabhängige Gliederung des Erdgeschosses und des Obergeschosses auf. Im Erdgeschoss befindet sich östlich die als Portal gestaltete zweiflügelige Haupteingangstür, westlich daneben liegen drei große jüngere, segmentbogig überfangene Fensteröffnungen eines Saales. Unregelmäßig angeordnet liegen darüber die sieben Fensteröffnungen des Obergeschosses. Im ausgebauten 1. Dachgeschoss befindet sich eine große

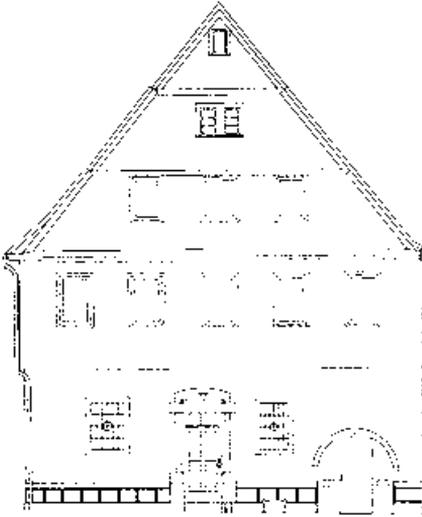


Abb. 5: Metzgerstraße 56, CAD-Ansichtsplan des Ostgiebels (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).

Abb. 6: Metzgerstraße 56, CAD-Ansichtsplan der Südfassade (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).



Gaube; sie zeigt ein Doppelfenster in der Mitte, flankiert von zwei einzelnen Fenstern, die gesondert mit Walmdächern überdeckt wurden.

Schon am Äußeren spiegelt sich die Binnenstruktur des Gebäudes wider, wie beispielsweise an der unregelmäßigen Anordnung der Fenster des Obergeschosses an der Traufseite zu beobachten ist. Aber auch die merkwürdige Diskrepanz in der Gestaltung von Erdgeschoss und Obergeschoss lässt aufmerken. Dergleichen „Unstimmigkeiten“ sind meist ein erster Hinweis auf Veränderungen im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte. Ganz augenfällig werden Umbaumaßnahmen bei einem stilistischen Vergleich der Eingangstüren und der Fenster des Erdgeschosses. Während die Tür der Ostseite (zur Metzgerstraße) sogar mit Datum 1916 versehen ist, passt sie in der strengen Formensprache ihrer Gewände stilistisch nicht zu dem reicher profilierten Portal auf der Südseite, jedoch eher wieder zu den dortigen Fenstern, vergleicht man zum Beispiel die Gestaltung der Kämpferzonen mit den seitlichen Auskragungen.

Dieser erste Verdacht fand seine Bestätigung bei der näheren Untersuchung: Es stellte sich heraus, dass das Portal der Südseite zu einer Bauphase von 1897 gehört, während die Fensteröffnungen und die giebelseitige Türöffnung zur Metzgerstraße erst 1916 in der heutigen Form eingebrochen wurden. Um welche Veränderungen es sich im Einzelnen handelte und wie sie sich auf die Gestalt des Hauses auswirkten, soll in einem Überblick über die Binnenstruktur anhand der einzelnen aus den Archivalien erfahrbaren und am Gebäude erkennbaren Bauphasen beschrieben werden.

Das Innere

Der Keller

Bevor die Veränderungen des Baukörpers ab 1729 beschrieben werden, lohnt ein Blick in den Gewölbekeller, der im Nordosten des Gebäudes liegt und nur etwa ein Drittel der gesamten Grundfläche des Hauses einnimmt (*Abb. 7*). Die genaue Vermessung des Gebäudes ergab, dass die Treppe und der Kellerraum schräg unter dem Gebäude liegen, was beim Bau des Hauses im Jahr 1729 das Vorhandensein eines zumindest in manchen Bereichen älteren Kellers wahrscheinlich macht. Er ist somit einem Vorgängerbau zuzurechnen. Da auch für das Erdgeschoss nicht auszuschließen war, dass ältere Substanz beim Wiederaufbau weiterverwendet wurde (die Vermutung besteht beispielsweise für die Nordwand), handelt es sich beim Keller entweder um eine Einrichtung des Gebäudes, das 1726 abbrannte oder um noch ältere Substanz, die schon in diesen Vorgängerbau integriert wurde. Jedenfalls ist der Keller einer Bauphase vor der Brandkatastrophe von 1726 zuzurechnen.²⁰ In diesem Keller muss

²⁰ Eine dendrochronologische Untersuchung der nachweislich in einer Bauphase nach der Errichtung der Nordwand eingebrachten Querwände im Erdgeschoss könnte hierzu noch wei-

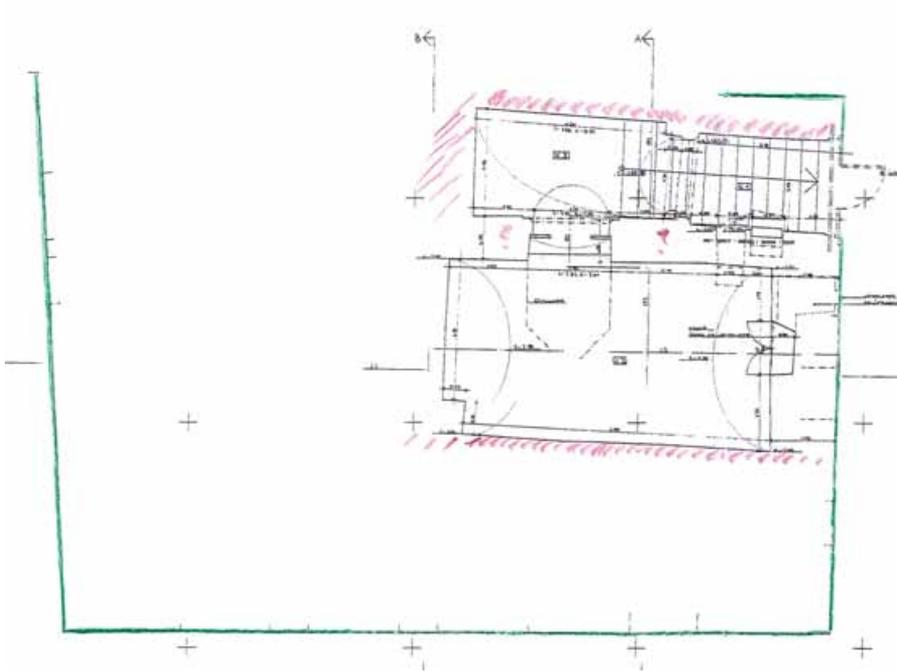


Abb. 7: Metzgerstraße 56, Bauphasenplan des Kellers, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = vor 1729, Grün = Umrisslinie EG (Ch. Kleiber).

sich ein Brunnen befunden haben, der 1829 mit „Winkelzheimer Platten“ zugedeckt wurde.²¹

Das Erdgeschoss

Die 2005 vorgefundene Struktur des Erdgeschosses wird beherrscht von einem Saal im Süden, der durch die drei großen segmentbogig überfangenen Fenster beleuchtet wird (Abb. 8). Östlich schließen sich zwei durch eine Tür untereinander verbundene Räume an, die ein vom übrigen Erdgeschoss getrenntes Erschließen des Saales auf der Seite der Marienkirche und das Betreten der in der nördlichen Ecke über den Kellerhals hinweglaufenden Treppe ins Obergeschoss von der Giebelseite her ermöglichen. An diesen Vorraum zur Treppe schließt sich parallel zum Saal verlaufend ein Längsflur an, an den

teren Aufschluss liefern, denn falls diese der ersten Bauphase von 1729 zugeordnet werden können, dann muss die nördliche Traufwand älter sein. Diese steht jedoch bereits schräg zum Keller, so dass dieser demnach einer noch früheren Bauphase zuzurechnen wäre.

²¹ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen 1829/30, Aufstellung vom 15. 9. 1829.

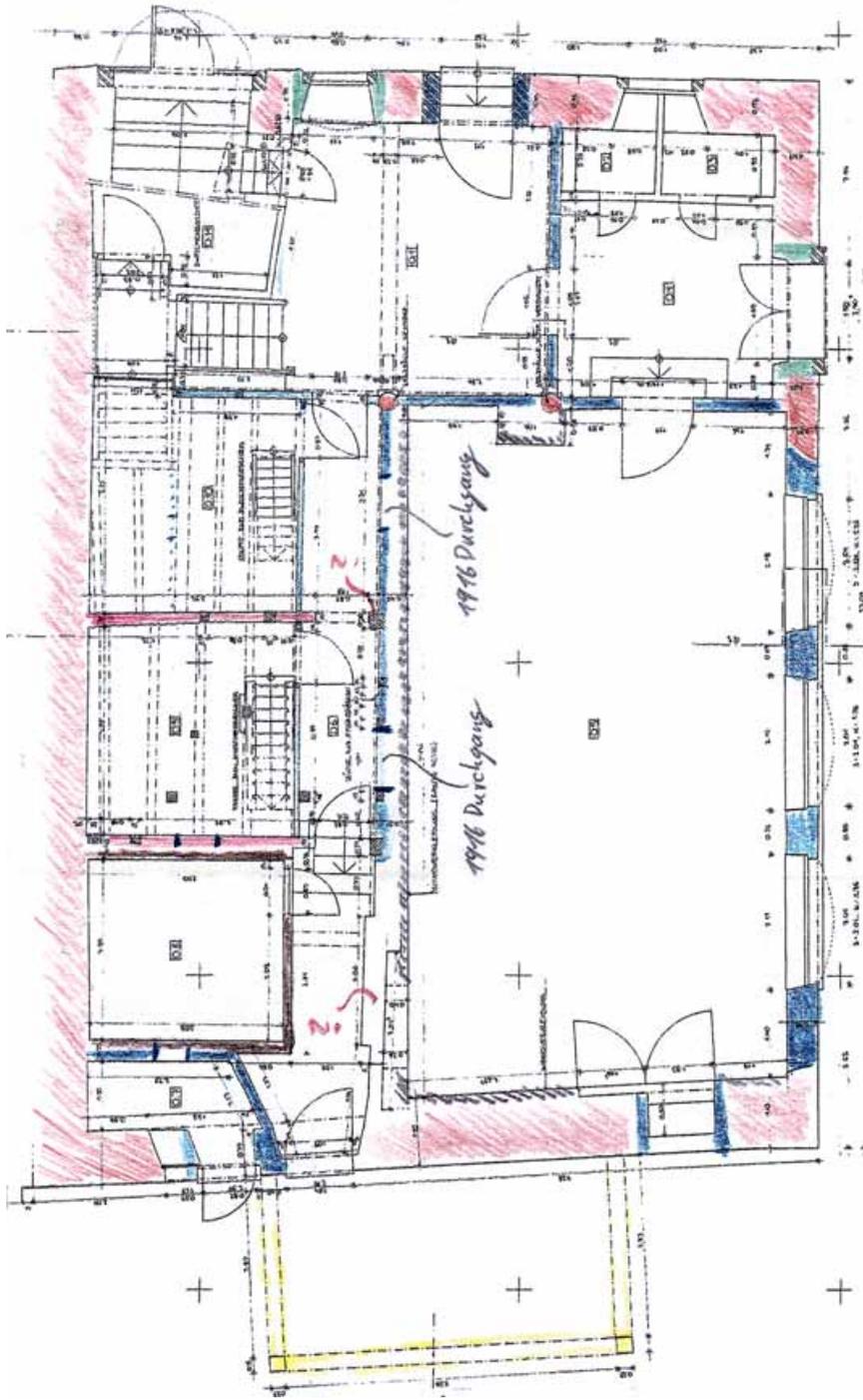


Abb. 8: Metzgerstraße 56, Bauphasenplan des Erdgeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = 1729, Violett = um 1780, Grün = 1897, Blau = 1916, Gelb = 1954, Braun = 1966, Schwarz = 1974 (Ch. Kleiber).

drei weitere nebeneinanderliegende Räume entlang der nördlichen Traufwand angrenzen. Die vorderen beiden Räume wurden nochmals durch einen Zwischenboden jeweils in zwei niedrige Geschosse unterteilt. Der dritte Raum diente zuletzt als Öltankraum. An ihn grenzt in der hinteren Ecke ein kleiner, nur von außen, vom Hof aus betretbarer Raum an. Der Flur ist nochmals durch eine Tür unterteilt und endet nach einem Höhenversprung an der hinteren Tür zum Hof. Der Hof wird teilweise überdeckt von einer Altane.

Umbaumaßnahmen des 18. und 19. Jahrhunderts

Bereits für das 18. Jahrhundert geben uns die „Jahrs und Abstands“-Rechnungen der Stadtrechnerei Auskunft über Reparaturmaßnahmen am Gebäude.²² So wird neben verschiedenen Arbeiten wie das Ausheben eines Pumpbrunnens, das Einbringen von Gittern, das Fertigen von Fenstern (zum Beispiel in einem Schafstall, der im Erdgeschoss des Hauses anzunehmen ist) auch von der ersten großen Umbaumaßnahme im Jahr 1780 berichtet. Laut Stadtrechnungen wurde damals eine „Scheuer Einfarth“ eingerichtet. Hierzu verfertigte ein Schreiner ein großes zweiflügeliges Tor mit mittlerer Eingangstür. Ein Zimmermann wurde für die „Einrichtung 2 ganz neuer Wänd von aichen Holz“ und für die Fertigung eines neuen Scheunentennens bezahlt. Weiter wurden dabei „sammtliche Wandungen in dem untern Stockwerck“ zugemauert, was ein Hinweis auf die gemauerten Gefachfüllungen sein kann. Die Stiege wurde verändert und auch die Stallung wurde umgebaut.²³ Für die Einrichtung zweier neuer Lastenaufzüge mussten die Decken aufgeschnitten und mit Schlagtüren versehen werden.²⁴ Leider blieben für diese Veränderungen keine Pläne erhalten. Erst ab der Baumaßnahme von 1897 liegen uns für die Metzgerstraße 56 Baugesuchspläne vor.²⁵ Diese geben jedoch noch ein gutes Bild der früheren Veränderungen, da sie auch den Bestand vor der Umbaumaßnahme zeigen. Unterstützt wird dies durch Befunde am Bauwerk selbst, die oft eindeutige Belege liefern.

Der Bauplan von 1897 zeigt im Gegensatz zur 2005 vorgefundenen Situation des Erdgeschosses noch eine durch zwei Stützen unter den Kreuzungspunkten der Unterzüge gegliederte Halle im Osten und nach Westen hin zwei eine große Einfahrt flankierende Querwände (*Abb. 9*). Auch eine Ansicht des Gebäudes aus dem Plansatz von 1897 (*Abb. 10*) zeigt das erwähnte große Einfahrtstor mit mittlerer Eingangstür als damals vorgefundenen Bestand und gibt somit eine Vorstellung vom Aussehen des Hauses nach der Umbaumaßnahme von 1780. Im Westen findet sich eine Längstrennwand, die die west-

²² StadtA Rt., Der Stadtrechnereij allda Jahrs und Abstands Rechnung.

²³ Ebd., Jahrgang 1779–1780.

²⁴ Ebd.

²⁵ StadtA Rt., Baurechtsamt, Bauakten 1897 und 1916, verzeichnet unter der Adresse „Weibermarkt 5“.

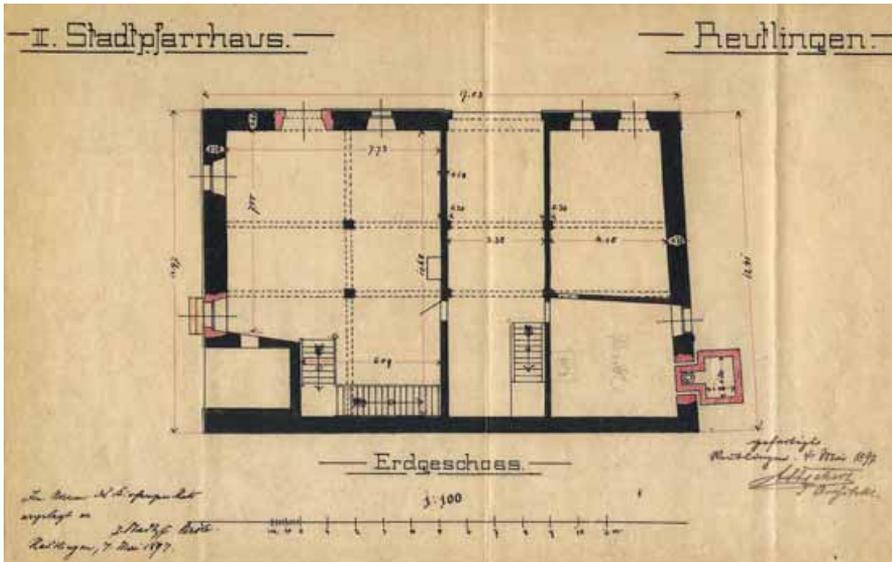


Abb. 9: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1897, Grundriss des Erdgeschosses, Norden ist unten; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

liche Gebäudezone in zwei Räume unterteilt. Der südliche wurde von außen durch eine weitere Tür in der Südfassade erschlossen, der nördliche nur intern durch je eine Tür entweder vom südlichen Raum oder von der Einfahrt aus. In einem dieser beiden Räume lässt sich der genannte Schafstall annehmen. Eine Treppe in der Einfahrt führte wohl auf einen Zwischenboden (Heuboden), der in dem hohen Erdgeschoss angelegt worden sein dürfte und von der Einfahrt aus beschickt werden konnte. Zum Zeitpunkt der Untersuchung befanden sich in den Räumen der nördlichen Haushälfte die Stiegen auf Zwischenböden entlang der Längswand zum Flur (Abb. 8).

Der Befund am Bau bestätigte im Jahr 2005 weitgehend die aus den schriftlichen Quellen herauszulesenden Maßnahmen: Reste der beiden Querwände blieben als Trennwände zwischen den Räumen nördlich des schmalen Ganges erhalten. Hinter der östlichen läuft die Nordwand mit einer älteren Putzschicht durch. Dies ist ein eindeutiger Beleg dafür, dass die Querwand später, wahrscheinlich eben bei der Maßnahme von 1780, eingezogen wurde.²⁶ Ebenso kann das westliche Teilstück der südlichen Flurlängswand noch zu einer Bauphase von vor 1897 gehören, wird sie in dem damaligen Baugesuchplan doch als Bestand dargestellt und zeigte zum Zeitpunkt der Untersuchung

²⁶ Alternativ kann es sich um eine ältere, nach dem Brand weiterverwendete Erdgeschoss-Nordwand handeln (s. o.). Diese Frage ließe sich über eine dendrochronologische Untersuchung der Hölzer der Querwände klären (vgl. Anm. 20).

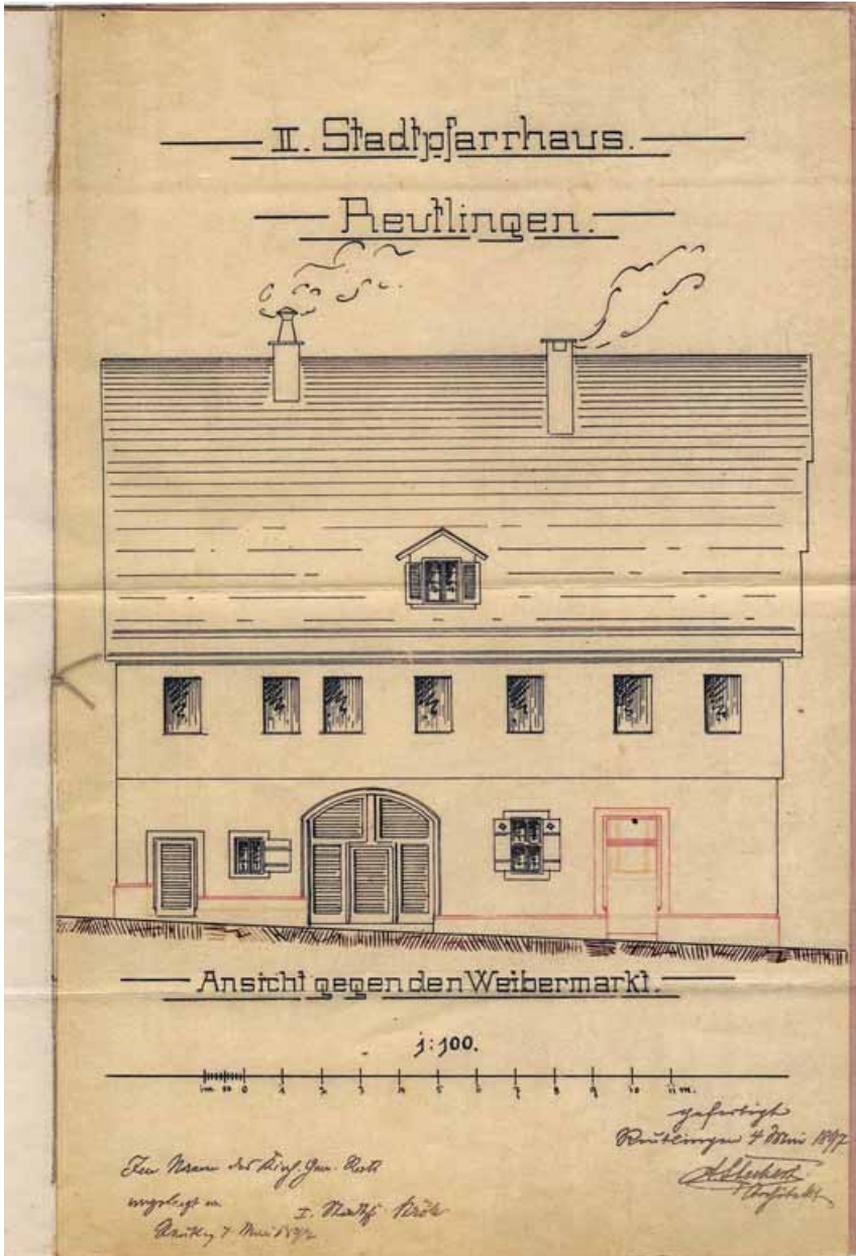


Abb. 10: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1897, Ansicht der Südfassade; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

im Jahr 2005 noch den gleichen leicht schrägen Verlauf, wie er schon aus dem Plan hervorgeht. Eine Datierung in die Umbauphase von 1780 oder früher ist daher möglich. Dass man 1780 darauf bedacht war, Kosten durch die Wiederverwendung vorhandener Materialien zu sparen, geht aus einer Äußerung hervor, dass der Schlosser die Beschläge der Tore aus „3 alten abgenutzten Seegmühlin Sägen“ hat herstellen sollen.²⁷

Der Plan von 1897 zeigt als geplante Veränderungen vor allem die Einrichtung eines neuen Eingangs im Süden, die Schließung der vorhandenen Tür bis auf Fenstergröße im Osten sowie den Anbau eines Abortes mit Grube im Westen (im Plan gelb = Abbruch, rot = Neubau).²⁸

Umbau von 1916

1916 fand ein weiterer gravierender Einschnitt ins Hausgefüge durch einen Umbau statt, der weitgehend die 2005 vorgefundene Situation des Erdgeschosses herstellte (*Abb. 11*). Geplant wurde damals der Saal, der einen Hauptanteil des Erdgeschosses einnimmt. Um den Saal ausreichend zu beleuchten, wurden die großen Fensteröffnungen in die südliche Traufwand eingebrochen. Für einen zweiten Zugang wurde eine Tür in der westlichen Giebelseite geplant, deren Zugang vom übrigen Hof durch eine leichte Wandkonstruktion abgetrennt werden sollte. Hausintern wollte man einen Vorplatz zum Saal vom eigentlichen sogenannten Hausöhrn abtrennen, was bedeutete, dass man in der Giebelseite wieder einen gesonderten Eingang schaffen musste. Dies geschah nicht an alter Stelle, wo 1897 die Türöffnung vermauert wurde, sondern südlich daneben, da die frühere Öffnung nun als Fenster zur Beleuchtung des Hausöhrns diente.

Die beiden bis dahin bestehenden Querwände, die die Einfahrt flankierten, wurden im Bereich des Saales abgebrochen und die Decke durch Eisenträger abgefangen. Um die hinteren Räume entlang der Nordwand erschließen zu können, wurde ein schmaler Gang entlang der Rückseite des Saales eingerichtet. Die zunächst im vorderen Bereich frei stehenden, die damalige Halle unterteilenden Holzsäulen wurden nun in die Saalwände integriert und waren dort zum Zeitpunkt der Untersuchung noch erkennbar. In der Nordwestecke wurde eine Waschküche (zuletzt Öltankraum) eingerichtet und im Bereich der 1897 neu errichteten Grube von diesem Raum ein Abortraum mit eigenem, hofseitigem Zugang abgetrennt.

In der Hauptstruktur zeigt die Planung von 1916 also weitgehend schon die bei der Untersuchung vorgefundene Situation. Natürlich wurden seit 1916 noch einige Renovierungen am Gebäude vorgenommen. So wurden zum Beispiel die Wände des Saales verkleidet, die westliche Tür wieder zugesetzt und die Holz- und Kohle-Speicherräume im Norden zu Kellerverschlägen um-

²⁷ StadtA Rt., Stadtrechnung 1779–1780.

²⁸ StadtA Rt., Baurechtsamt, Bauakten Weibermarkt 5, Baugesuch von 1897.

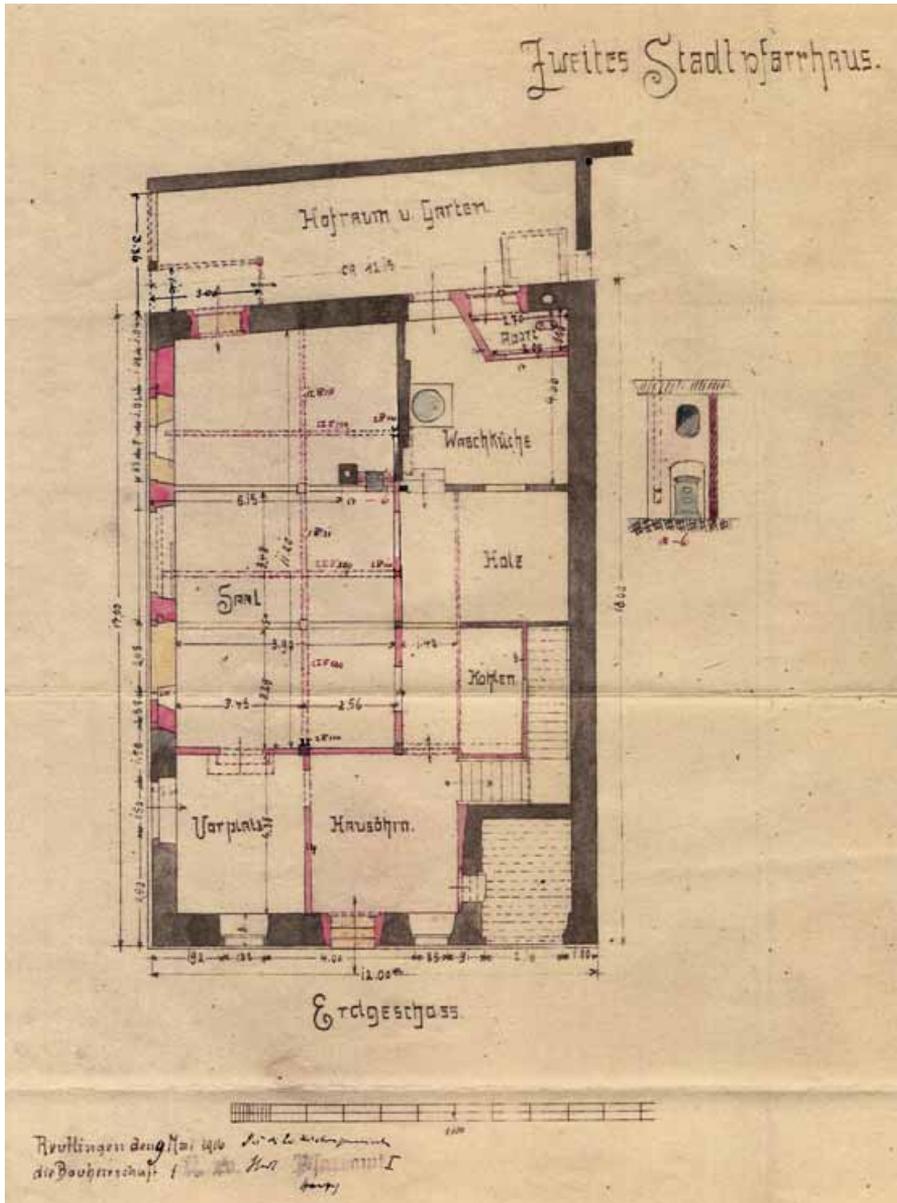


Abb. 11: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1916, Grundriss des Erdgeschosses, Norden ist rechts; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

funktioniert. Zudem errichtete man 1954 die Altane über Teilen des westlichen Hofes. Im Großen und Ganzen blieb seitdem aber die Struktur so erhalten, wie sie damals eingerichtet wurde.

Die 1780 wohl auch veränderte Treppe ins Obergeschoss ist auf dem Plan von 1897 in der im Jahr 2005 vorgefundenen Lage zu sehen und beginnt leicht nach innen versetzt mit giebelparallelem Verlauf bis zu einem Podest an der Traufwand, von dem ausgehend zum Zeitpunkt der Untersuchung nach rechts in Richtung Giebel die Erschließung eines Raumes als Zwischengeschoss über dem Kellerhals abging. Dieser Raum findet bereits in den Abrechnungen zu einem größeren Umbau im Jahr 1829 als damals eingerichtete Speisekammer Erwähnung. Der weitere Verlauf der Treppe erfolgt entlang der Traufwand und endet in einem kleinen Vorraum des Obergeschosses.²⁹

Das Obergeschoss

Im Obergeschoss stellte sich 2005 eine fast ganz vom Erdgeschoss unterschiedene Struktur dar (*Abb. 12*): Um einen mittleren Erschließungsraum (Öhrn), der nur durch eine leichte Trennwand vom Treppenhaus abgetrennt wurde, gruppieren sich an den Giebelseiten und der südlichen Traufseite acht Räume, wobei die repräsentativen Räume zur Metzgerstraße und zur Marienkirche hin ausgerichtet wurden. Die Raumeinteilung ist, zumindest entlang der Südseite, bereits an der Fenstereinteilung in der Fassade ablesbar. Die drei kleineren Räume in der hinteren Ecke sind, teilweise nochmals in sich unterteilt, Küche, Speisekammer, Bad und Toilette vorbehalten. Von der Küche aus wird die hofseitige Altane erschlossen. Vom Mittelflur an der Südwestseite abgetrennt befindet sich ein Treppenaufgang ins erste Dachgeschoss.

Vorzustand und Umbau

Über die Umbaumaßnahmen im Obergeschoss geben, wie im Erdgeschoss, zunächst die Rechnungsbücher Auskunft, und erst ab 1897 und 1916 liegen Planunterlagen vor. Insgesamt beruht die vorgefundene Struktur noch in einigen Teilen auf der Originaleinteilung. Sicherlich wurde die eine oder andere Wand repariert oder gar ersetzt, jedoch lässt die Ständeranordnung der südlichen Fachwerkaußenwand auf Querwände an der heutigen Stelle schließen.

Genau 100 Jahre nach der Neuerrichtung des Gebäudes wurde eine größere Baumaßnahme vorgenommen, die die Struktur des ersten Obergeschosses zum Teil veränderte. Auch kann davon ausgegangen werden, dass 1829 einige Fenster neu gefertigt wurden. An den Fensterstöcken ist die damalige Gestaltung noch ablesbar. Nachweislich waren früher Kreuzstock- oder Galgen-

²⁹ Die Treppe wird spätestens ab 1780 an der 2005 vorgefundenen Stelle gelegen haben. Das Treppengeländer wurde allerdings 1829 nochmals repariert bzw. mit Staketen versehen. Vgl. StadtA Rt., Stadtrechnung 1780–1781 und Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen 1829/30.

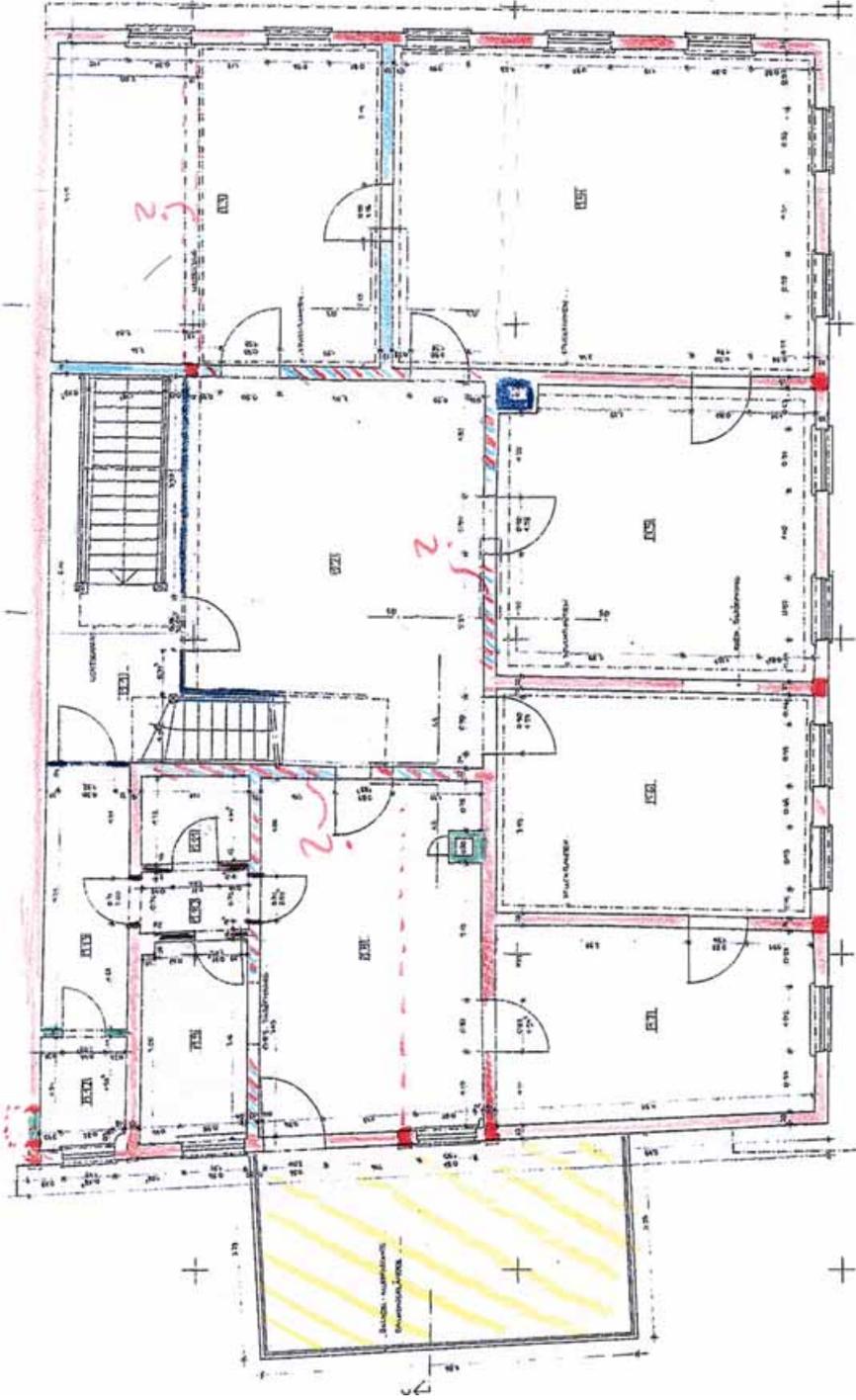


Abb. 12: Metzgerstraße 56, Bauphasenplan des Obergeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = Wandverlauf ab 1729, gestrichelt = Rekonstruktion, Rot/Blau = Wandverlauf vor 1897 nachweisbar, um 1829 wahrscheinlich, 1729 bisher nicht auszuschließen, Hellblau = nachweislich nachträglicher Einbau, wohl um 1829, jedenfalls vor 1897, Grün = 1897, Dunkelblau = 1916, Gelb = 1954, Braun = 1960er Jahre (Ch. Kleiber).

fenster ausgeführt worden, die Kämpferansätze blieben an den Fensterstöcken erhalten. Einhergehend mit den Befunden an der Fachwerkwand kann auf der Südseite jedoch von einer weitgehend originalen Grundriss-Struktur ausgegangen werden. Veränderungen fanden in der Hauptsache im nördlichen Bereich sowie entlang der Giebelseiten statt. Hier wäre eine Längstrennwand zwischen den beiden Räumen an der östlichen Giebelseite (Zustand 2005) zu nennen. Diese Trennwand wurde nachweislich später eingebracht, jedoch vor 1897, denn auf dem damaligen Baugesuchsplan wird sie schon als Bestand gezeigt (*Abb. 13*). In Frage kommt hierfür die Umbaumaßnahme von 1829. Ebenso ist aufgrund der Befunde am Bau eine damalige Änderung der Erschließung der Räumlichkeiten anzunehmen. Zunächst muss zumindest im westlichen Bereich ein schmalerer, längs verlaufender Mittelgang angenommen werden, von dem sich der Anschluss seiner Nordwand an der westlichen Giebelseite fand. Auch wird die östliche Querwand (Ostwand des Vorplatzes) erst um 1829 in ganzer Länge bis zur Nordwand geschlossen worden sein. Zuvor ist hier eine Öffnung anzunehmen, die vom Giebelfenster aus genug Beleuchtung für die Treppe bot. 1780/81 wird in Verbindung mit dem Einbau neuer Fenster von einer Laube gesprochen.³⁰ In einer Rechnungsaufstellung vom 30. Oktober 1828 wird im Zusammenhang mit dem westlich gelegenen Abtrittgang ebenfalls eine Laube erwähnt.³¹ Wenn man diese im östlichen Bereich lokalisiert, findet die zum Treppenhaus hin offene Struktur ihre Berechtigung. Auch der Befund am Bau gibt dazu deutliche Hinweise, denn während besagte Querwand, die die giebelseitigen Räume vom Vorplatz abgrenzt, in der Südwand mit einem Fachwerkständer beginnt und somit als bauzeitlich vorhanden angesehen werden darf,³² endet sie im Norden an einem hinter ihr durchlaufenden Längsriegel der Nordwand und damit einer Konstruktion, die eindeutig auf einen nachträglichen Anschluss verweist. Im nördlichen Bereich muss daher aufgrund des Baubefundes von einer zunächst offenen Struktur ausgegangen werden.

Erst 1829 wird mit dem ebenfalls aus den Baurechnungen ersichtlichen Errichten des Lichtschachtes³³ über der Treppe die Notwendigkeit einer Öffnung nach Osten hinfällig und die Schließung der Wand ermöglicht. Hierdurch entstand ein weiterer, zum Treppenhaus hin abgeschlossener Raum in der Nordostecke, wobei noch eine frühere, die Laube nach Süden hin begren-

³⁰ StadtA Rt., Stadtrechnung 1780–1781.

³¹ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen 1828/29.

³² Der Fassadenständer weist an dieser Stelle ein Zapfenloch für einen Riegel der Querwand und das dazugehörige Nagelloch auf. Dies ist ein Beleg für den Anschluss einer Wand an der Stelle. Die Tatsache, dass der Holznagel selbst fehlt, lässt eventuell auf eine Reparatur schließen. Eine ursprüngliche Querwand an dieser Stelle wird dadurch jedoch nicht in Frage gestellt. Um eine ursprüngliche Querwand auszuschließen, müsste der Ständer hier zweitverwendet worden sein, wofür es jedoch keine weiteren Hinweise gibt.

³³ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen 1829/30.

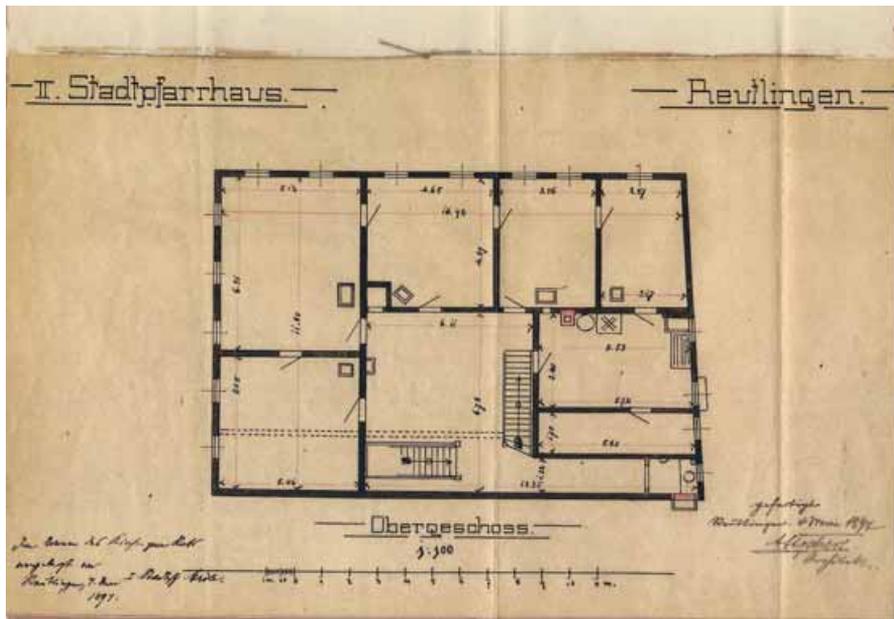


Abb. 13: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1897, Grundriss des Obergeschosses, Norden ist unten; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

zende Wand unter dem Längsunterzug herausgenommen wurde. Diese beiden so entstandenen Räume, die durch die nachträglich (wohl um 1829) eingebrachte Wand voneinander getrennt wurden, bildeten die neue Wohnstube mit Nebenraum. Die Lage der Wohnstube in der Südostecke geht ebenfalls aus den Erwähnungen eines Hauptraumes mit zwei Fenstern „gegen der Kirch“ und fünf Fenstern in Haupt- und Nebenraum „gegen der Straße“ aus den Rechnungsbüchern (bzw. deren Beilagen) hervor. Der erwähnte Nebenraum ist demnach in dem nördlich anschließenden Raum zu erkennen.³⁴

Da nun aber die Wand zwischen Haupt- und Nebenraum nachträglich eingezogen wurde, stellte sich die Frage nach den ursprünglichen Ausmaßen der Stube zur Bauzeit um 1729. Weitere Untersuchungen, vor allem auch im Dachbereich, ergaben in Abgleich mit den Erwähnungen in den Rechnungsbüchern folgendes Bild: Die ursprüngliche, auch damals schon in der Südostecke liegende Stube war in Verlängerung der Flurlängswand nach Norden hin von einem früheren Nebenraum abgetrennt und wies eine sichtbare Balkendecke mit querliegenden Zwischenbrettern auf. Über die Ausstattung des Raumes erfährt man so viel, dass in den Jahren 1813/14 ein Schreiner dafür

³⁴ Ebd., Glaserarbeit.

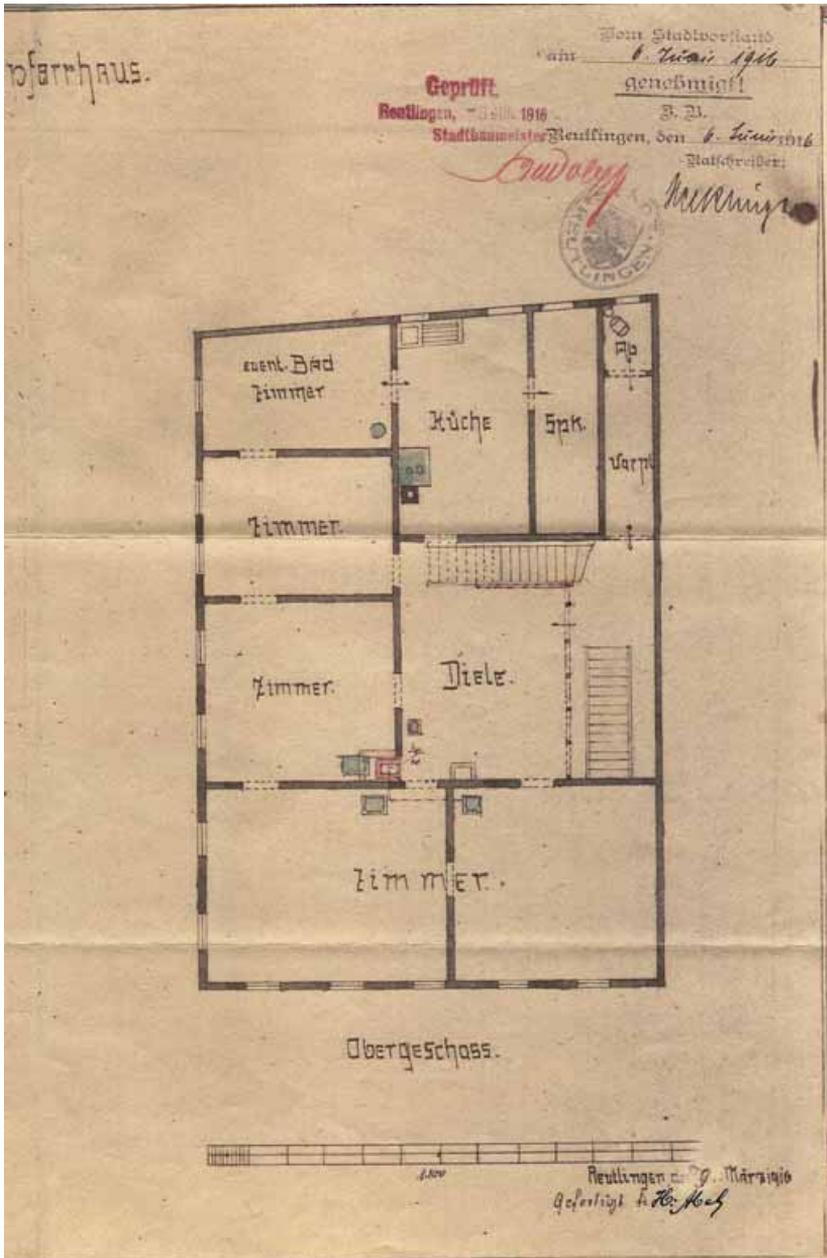


Abb. 14: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1916, Grundriss des Obergeschosses, Norden ist rechts; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

bezahlt wurde, in der Wohnstube „ein neu verleimtes Getäfer von Bretter zu machen“.³⁵

Entlang der Westwand der Stube wurde 1780 etwa an der Stelle der im Jahr 2005 dort als Bestand vorgefundenen Tür eine Stiege in die neu eingerichtete Studierstube im ersten Dachgeschoss errichtet. Die Stiege wurde bereits sechs Jahre später wieder abgebrochen und vermutlich nicht erneuert.³⁶ 1897 bestand an der Stelle bereits eine Tür in den westlich angrenzenden Raum (*Abb. 13*).³⁷ Mit der oben genannten Veränderung der Raumaufteilung entlang der Giebelseite zur Metzgerstraße hin wurde die Stube in Richtung Norden vergrößert. Hierfür wurde die alte Stubenwand entfernt und weiter nördlich die erwähnte neue Wand eingezogen. Ebenso entfernte man die Nordwand des Nebenraumes und schlug diesem den Bereich der nun zur Treppe hin geschlossenen ehemaligen Laube zu. Die Stubendecke wurde daraufhin unter dem bestehen bleibenden Unterzug abgehängt und mit einem umlaufenden Stuckprofil versehen. Darüber blieben im Zwischenraum zwischen der zum Zeitpunkt der Untersuchung vorgefundenen Stubendecke und dem Boden des Studierzimmers im Dach die alten Deckenkonstruktionen von Stube und Nebenraum erhalten und mit ihnen die frühere Raumteilung ablesbar. Die Stube war, wie aus den Plänen von 1897 an einer dort dargestellten Schürkammer noch ersichtlich ist, vom Flur aus beheizbar. Erst 1916 wurde der alte besteigbare Kamin durch einen Kamin mit schmalere Querschnitt an gleicher Stelle ersetzt (vgl. Plan von 1916, *Abb. 14*).

Weitere kleinere Umbauten sind 1897 im Bereich des Abortganges und 1916 in der Abtrennung des Vorplatzes gegen die Treppenläufe durch Leichtbauwände zu erkennen.

Das Dach

Erstes Dachgeschoss

Im ausgebauten ersten Dachgeschoss (*Abb. 15*) wiederholte sich zum Zeitpunkt der Untersuchung strukturell etwa die Situation aus dem Obergeschoss. Auch hier wurden die Räume um einen mittleren Erschließungsraum gruppiert, wobei von diesem seitlich noch ein Flurbereich abgetrennt wurde, in den der Treppenlauf mündet und über den die Räume entlang der hinteren Giebelwand erschlossen werden.

Für den Dachbereich blieben keine Pläne aus der Zeit vor 1916 erhalten. Aus dem Plan von 1916 gehen die meisten Wände des Dachausbaus als Bestand hervor (*Abb. 16*). Das südöstliche Zimmer konnte aufgrund der Befunde

³⁵ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen, zugehörige Baukostenconsignation (Nr. 122) zum Jahr 1813/14, Schreinerarbeit.

³⁶ StadtA Rt., Stadtrechnung 1780–1781.

³⁷ StadtA Rt., Baurechtsamt, Bauakten Weibermarkt 5, Baugesuch von 1897.

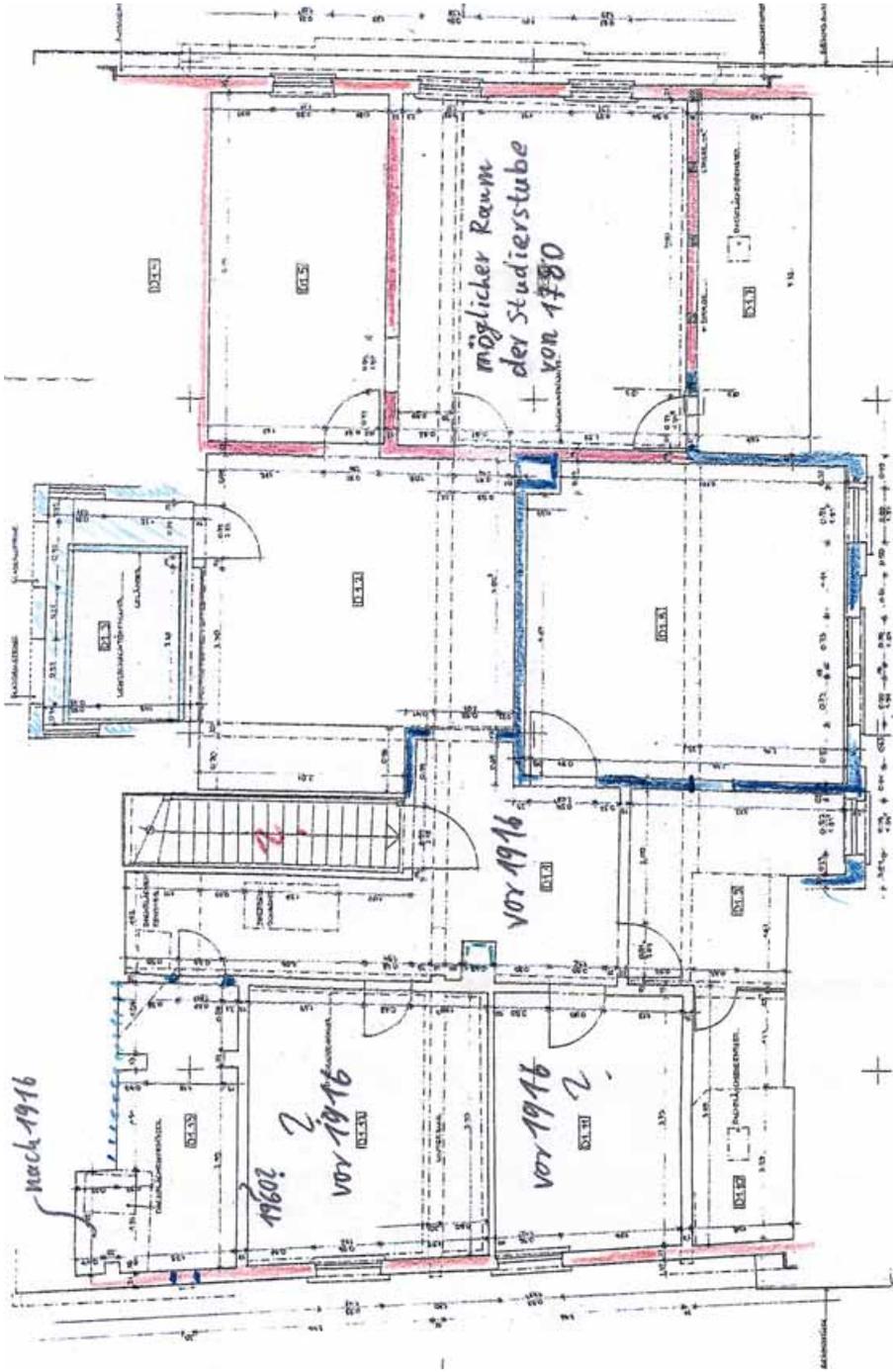


Abb. 15: Metzgerstraße 56, Bauphasenplan des 1. Dachgeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = 1729, Violett = 1780, Hellblau = 1829, Dunkelblau = 1916 (Ch. Kleber).

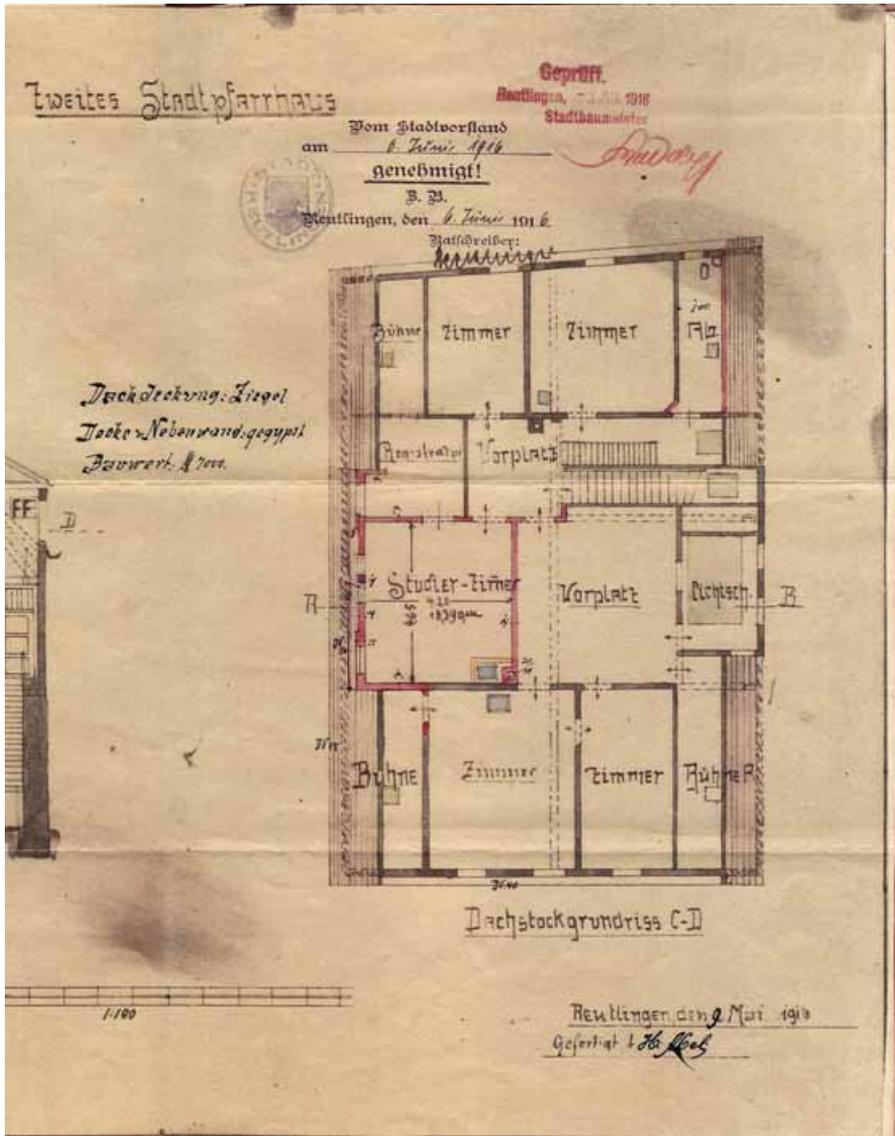


Abb. 16: Metzgerstraße 56, Baugesuch von 1916, Grundriss 1. Dachgeschoss, Norden ist rechts; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

am Bau mit der 1780 eingerichteten unbeheizten Studierstube identifiziert werden, die zumindest anfangs durch eine Stiege mit der Hauptstube des Obergeschosses in Verbindung stand. 1780/81 wird bereits ein „Kämmerlin“

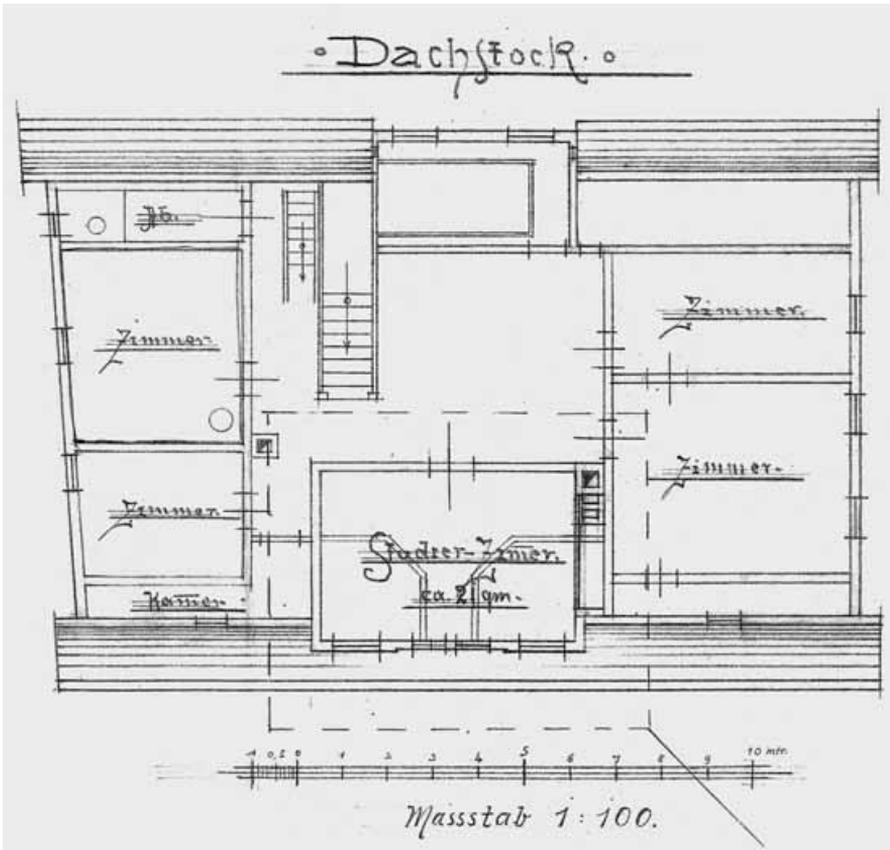


Abb. 17: Metzgerstraße 56, Grundriss 1. Dachgeschoss, Umbauplanung von 1916/17 (s. gestrichelte Linie) mit Einzeichnung des früheren Bestandes (kleine Gaube) im Bereich der großen Gaube nach Süden; vgl. Abb. 10.

neben der „Sommerstube“ erwähnt.³⁸ 1805/6 richtete man einen Verschlag auf der Bühne ein und besserte die Fruchtböden aus.³⁹ 1812/13 geht aus den Rechnungsbüchern hervor, dass im Dachgeschoss eine „Magdkammer“ und eine „Fruchtkammer“ (Lagerraum) bestanden haben.⁴⁰ Ebenso wird zu den Jahren 1813/14 berichtet, der Zimmermann habe im Dach „ganze Wände ausgebrochen“. Im gleichen Jahr werden unter der Rubrik „Glaserarbeit“ „neu eingerichtete Kammern“ im „3tn Stok“ (= 1. DG) aufgeführt.⁴¹ 1814/15 wer-

³⁸ StadtA Rt., Stadtrechnung 1780–1781.

³⁹ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungen zum Jahr 1805/6.

⁴⁰ Ebd., Rechnungen zum Jahr 1812/13.

⁴¹ Ebd., Rechnungen zum Jahr 1813/14.

den neue „Getäfer“ in der Studierstube genannt.⁴² All diese Erwähnungen geben ein beredtes Beispiel für die Nutzung des Dachraumes.

Erst 1916 wurde eine neue Studierstube mit großer Gaube in Richtung Marienkirche eingerichtet.⁴³ Die zuvor bestehende kleine Dachgaube (*Abb. 10*) diente der Beleuchtung des Flures, wie aus einem der erneuerten Baubeschreibung von 1917 beigefügten Grundrissplan hervorgeht (*Abb. 17*).⁴⁴ Auf der rückwärtigen Traufseite diente der 1829 über dem ansonsten dunklen Treppenlauf vom Erdgeschoss ins Obergeschoss eingerichtete Lichtschacht zur Beleuchtung (vgl. oben).

Die oberen Dachgeschosse

Das zweite und das dritte Dachgeschoss wurden nicht ausgebaut und erlauben einen Einblick in die Dachkonstruktion (*Abb. 18*). Demnach handelt es sich um ein Kehlbalkendach mit doppelter liegender Stuhlkonstruktion. Drei Querbinder und Längsstreben zwischen Stuhlsäule und Rähm unterstützen die Quer- und Längsaussteifung. An den Traufseiten wurde das Dach in seinem zweiten Geschoss jeweils durch Aufschieblinge über der großen südlichen Gaube und über dem nördlichen Lichtschacht erweitert.

Beschreibung von 1917 und weitere Umbaumaßnahmen

Da 1916 weitreichende Umbaumaßnahmen stattfanden, sah man sich auf Seiten der Kirchengemeinde veranlasst, 1917 eine neue Gebäudebeschreibung anzufertigen. Die Umbaumaßnahmen waren so umfangreich, dass sich die Ergänzung einer damals wohl noch vorhandenen älteren Beschreibung nicht mehr lohnte. Schon zu dieser Zeit wurde darauf hingewiesen, dass das Bau-datum des Hauses nicht mehr bekannt sei. Nach einer allgemeinen Beschreibung des Gebäudes mit seinen einzelnen Bereichen folgt eine Bestandsaufnahme quasi in Form eines Raumbuches.⁴⁵

Die allgemeine Beschreibung von 1917 gibt die damals vorgefundenen Materialien wieder und gewährt damit Einblick in die Substanz, ohne größere Eingriffe vornehmen zu müssen:

„Sargenwände [= Umfassungswände]: Erdgeschoß massiv aus Eninger Kalksteinen gemauert, darüber von ausgemauertem Fachwerk und verblendet“.⁴⁶

„Scheidewände [= Binnenwände]: Von ausgeriegeltem Fachwerk.

Trauf- und Giebelgesims : Von Holz.

Dach: Satteldach von braunglasierten Fachziegeln.

Zwerchhausaufbau mit glasierten Turmziegeln.“⁴⁷

⁴² Ebd., Rechnungen zum Jahr 1814/15.

⁴³ StadtA Rt., Baurechtsamt, Bauakten Weibermarkt 5, 1916.

⁴⁴ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Gebäude-Beschreibung für die Amtswohnung des II. Stadtpfarrers der Marienkirche, 1917.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd. ⁴⁷ Ebd.

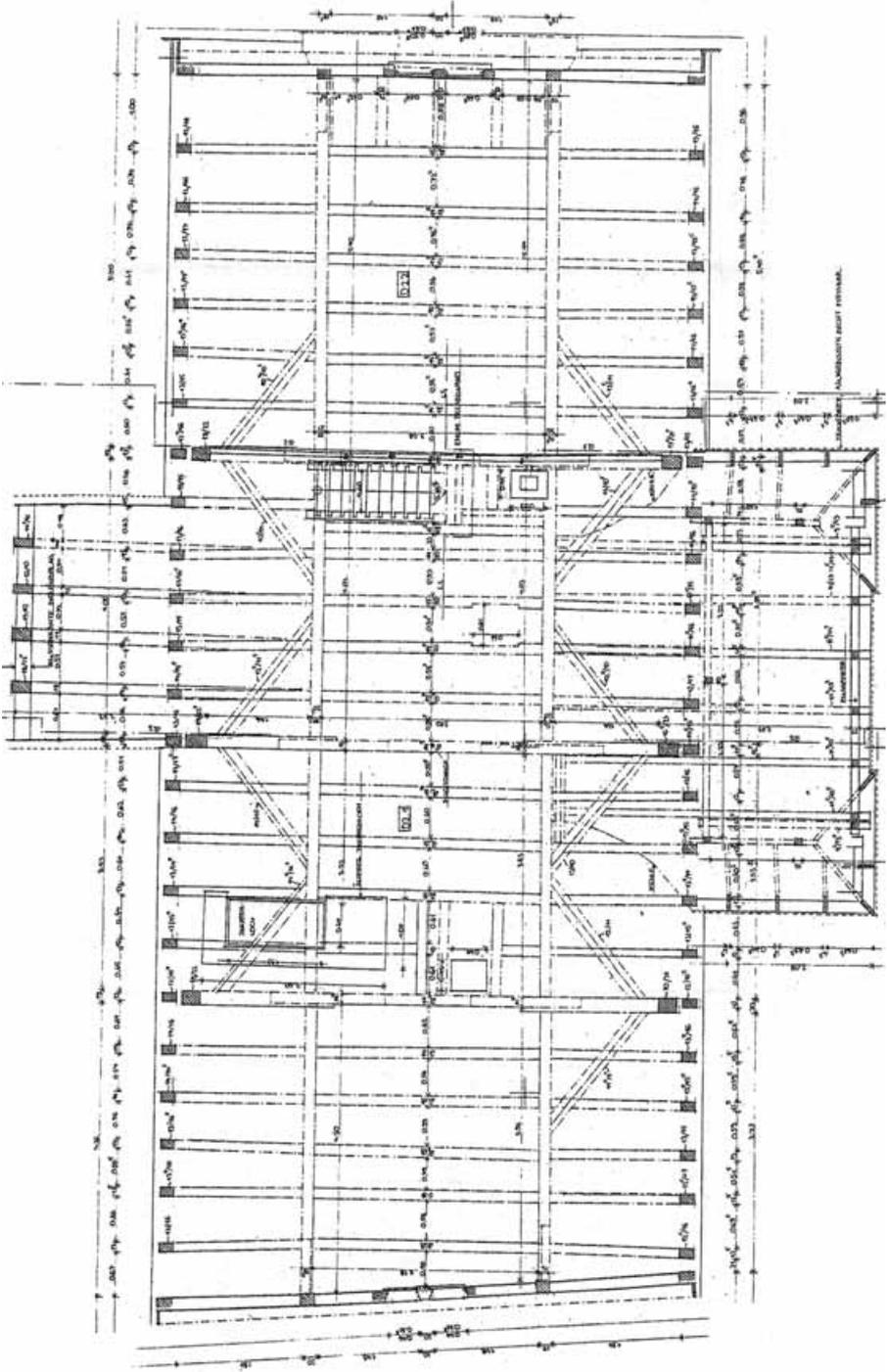


Abb. 18: Metzgerstraße 56, Grundrissplan 2. Dachgeschoss (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kolmert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres); unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben.

Auch die Treppen und weitere Einrichtungen, wie z. B. eine Sprechverbindung vom Esszimmer des Obergeschosses ins Studierzimmer werden beschrieben.⁴⁸

Die weiteren jüngeren Veränderungen seien im Folgenden summarisch genannt. Sie hatten keine große Auswirkung mehr auf die Struktur des Gebäudes, trugen jedoch teilweise wesentlich zu dem bei der Untersuchung vorgefundenen Erscheinungsbild bei (z. B. die Verkleidung des Saales).

- 1918: Weiterer Ausbau und Einrichtung des Saales im Erdgeschoss.⁴⁹
- 1923: Einrichtung des Erdgeschoss-Abortraumes als Hühnerstall.⁵⁰
- 1933: Renovierungsarbeiten anlässlich eines Wechsels des Stelleninhabers, wobei nach Aussage der Beschreibung innen Anstrich und Tapeten und außen Putz und Anstrich erneuert wurden.⁵¹
- 1948: Studierzimmer und Registratur im Dachgeschoss werden zu Zimmern umfunktioniert, der Raum der heutigen Küche wird Notküche.⁵²
- 1952: Instandsetzungsarbeiten in Küche, Bad und Speisekammer durch Maler und Gipser.⁵³
- 1954: Genehmigung zum Terrassenanbau (Altane).⁵⁴
- 1956: Spülaborte.⁵⁵
- 1960: Bauaufnahme, aus der der damalige Bestand hervorgeht.⁵⁶
- 1966: Plan und Genehmigung zum Einbau eines Tankraumes in den Raum der früheren Waschküche.⁵⁷
- 1974: Wandverkleidungen des Pfarrsaales (Gemeindesaal) im Erdgeschoss.⁵⁸

Die Auflistung kann natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, zeigt jedoch, wie genau sich bei entsprechender Aktenlage die Baugeschichte eines Hauses nachvollziehen lässt. Und damit wird selbstverständlich nicht nur die Bau-, sondern auch die Nutzungsgeschichte eines Hauses klarer, denn viele Baumaßnahmen werden gerade durch eine gegebene Nutzung oder sich ändernde Nutzungsanforderungen bedingt. Somit erzählen Gebäude und Archivalien auch Geschichten über das Leben in den Häusern.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd., späterer Eintrag unter der Rubrik „Bemerkungen“.

⁵⁰ Ebd., späterer Eintrag unter der Rubrik „Abort für den Saal“, dort: „Bemerkungen“.

⁵¹ Ebd., späterer Eintrag unter der Rubrik „Bemerkungen“.

⁵² Ebd., späterer Eintrag unter der Rubrik „Bemerkungen“.

⁵³ Ebd., Nachträge unter der Rubrik „Bemerkungen“ in der Tabelle bei den jeweiligen Räumen.

⁵⁴ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd.

Besonders deutlich wird dies auch am Gebäude Aulberstraße 1, dessen Baugeschichte seit dem Neubau von 1770 gut dokumentiert ist und sich in weiten Bereichen noch am Gebäude ablesen lässt.

Aulberstraße 1

Der Neubau von 1770

In den Jahresrechnungen der Stadt Reutlingen blieb ein Bericht zum Neubau des Gebäudes erhalten, der eindeutig aussagt, dass damals der Brandplatz mit Resten des Vorgängergebäudes abgeräumt und das Haus von Grund auf neu errichtet wurde:

„Ausgab Geld verbauen an denen 2. neuen Pfarrhäußern 1770

Vermög des hier annectirten Bauüberschlags von beeden H[erren] Werckmeistern Bardenschlagern und Fuchsen und der – von eben denenselben verforttigten – hier gleichfalls accludirten Grund- und Facade-Rissen, wurde besag des obigen Bauüberschlag in fine angehängten Geheimen Collegial Decreti, Acto 27.ten Januarii Anno 1770 obrigkeitlich resolvirt, die – seit dem fatalen Brand, de 1726 noch in Staub und Asche bisher gelegene Hauptpraedicatur – und Stadtpfarrey-Wohnung, auf dem sogenannten Weibermarkt, hinter der Hauptkirchen, wiederum aufzuerbauen, und unter ein Tach herzustellen zu welchem Ende man dann abseiten des Corporis dem hochgeneigten Auftrag zu folge, nicht ermangelt dieses weitschüchtige Bauweesen im Nahmen des alles dirigirenden Großen Gottes anzugreifen, und mit Abraumung der beeden, noch im Schutt gelegenen Hoffstätte, den Anfang zu machen, nach Vollendung dieses ersten Geschäfts aber, hat man sogleich die noch vorhandene übel verbrandte Mauren samt einem noch vorhandenen Keller Gewölbe abgebrochen, die neue Grund- und Fundament-Mauren, worauf die Stockmauren zu stehen gekommen, jede 95 Sch. lang 18 Schue hoch und 3 Sch. dick aufgeführt, die 2 Streeb – samt 2 Mauren, worauf die Stallwänd gekommen, wovon erstere 50 Sch. lang 10 Sch. hoch und 3 Sch. dick, die andere aber 5 Sch. hoch und 2 Sch. dick ware, hergestellt. So fort die bede Keller, jeden 44 Sch. lang, 34 Sch. breit und 2 Sch. dick gewölbet und da dieses mit vieler Mühe, Fleiß und Sorgfalt zustand gebracht worden, hat man endlich den Bau an- und vor sich selbst auffgerichtet, gelattet, gedeckt, die Zargen eingemauret samtliche Böden gefelzt [mit Rot ergänzt zu „zu sammtlichen böden die bretter gefälzt“, d. Verf.] und belegt, auch den untersten Stock samt denen Kellern mit Thüren und Läden beschlossen gemacht, und den ganzen Bau mit Stiegen versehen“.⁵⁹

⁵⁹ StadtA Rt., Stadtrechnung 1770/71, Bl. 287 f.



Abb. 19: Aulberstraße 1, Blick von Osten.

Der Baukörper

Es handelt sich bei dem Gebäude um ein zweigeschossiges Haus mit Mansarddach (Abb. 19). Der über dem Mansardgeschoss liegende zweigeschossige Dachbereich wurde an beiden Giebelseiten mit Halbwalmen versehen. Während das Erdgeschoss in seinen Umfassungswänden massiv ausgeführt wurde, errichtete man das Obergeschoss in Fachwerk. Im Inneren blieb über alle Geschosse, durch eine Mittelwand getrennt, eine klare Einteilung in eine westliche und eine östliche Haushälfte ablesbar.⁶⁰ Beide Haushälften wurden annähernd symmetrisch zueinander errichtet (zu Abweichungen vgl. unten). Jede Haushälfte wurde in drei, zum Teil unterschiedlich breite und auch innerhalb der Geschosse von vorne nach hinten in der Breite variierende Zonen unterteilt. Im Großen und Ganzen blieben sie jedoch, vor allem im mittleren Bereich, durch alle Geschosse bis ins Dach erkennbar (dort anhand der Bin-

⁶⁰ In den Archivalien wird von Anfang an von zwei Häusern bzw. zwei Wohnungen gesprochen.

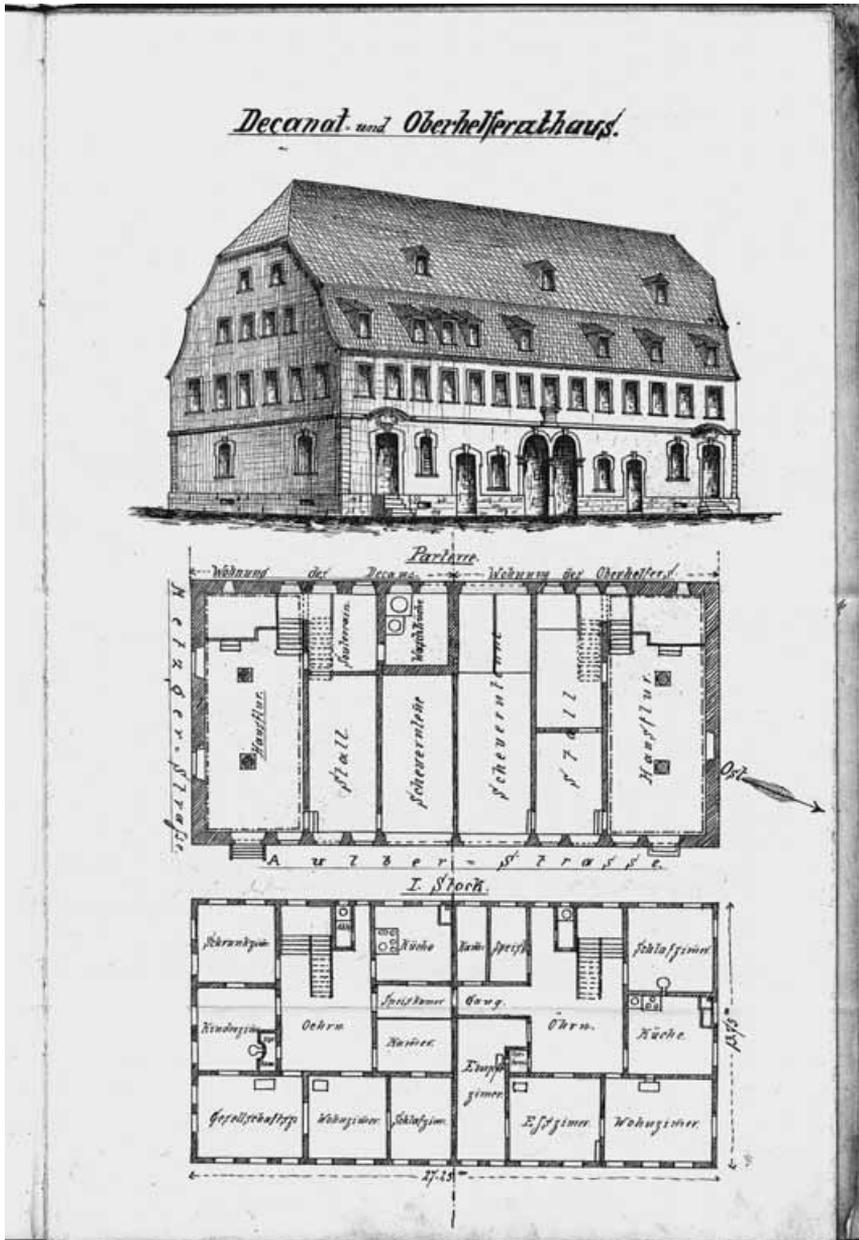


Abb. 20: Aulberstraße 1, Planbeilage aus der Baubeschreibung von 1878, Südansicht sowie Grundrisse Erdgeschoss und Obergeschoss.

der). In Erdgeschoss und Obergeschoss besteht die Längsunterteilung aus drei Schiffen und ist an den Wandverläufen bzw. Unterzügen ablesbar (*Abb. 20, 29, 31*).

Auf den ersten Blick macht das Gebäude, bis auf spätere Veränderungen am äußeren Erscheinungsbild, einen recht homogenen Eindruck. Es unterlag jedoch vielen, archivalisch und am Bau teilweise greifbaren Veränderungen und Reparaturmaßnahmen.⁶¹ Diese wirkten sich allerdings nur zum Teil auf die beschriebene Grundstruktur aus. Die ältesten überlieferten Pläne zum Gebäude stammen aus dem Jahr 1878 und stehen in Zusammenhang mit einer damals angefertigten Gebäudebeschreibung in Form eines Raumbuches. Hierbei wurde jedes Geschoss mit Treppenläufen und jeder Raum mit Fenstern, Türen, Kaminen, Öfen oder Herden und Wand-, Boden- und Deckenoberflächen beschrieben. Auch die damalige Nutzung wurde aufgeführt. Hieraus ergibt sich ein genauer Überblick über das Aussehen des Hauses in der Zeit um 1878 (*Abb. 20*).⁶² Befunde am Bau und zahlreiche Erwähnungen in den älteren Rechnungsbüchern (sowie Beilagen) zeigen jedoch, dass bereits zuvor Umbaumaßnahmen stattgefunden haben müssen. Möglicherweise bot, ähnlich wie bei Metzgerstraße 56, auch hier eine größere Baumaßnahme den Anlass zu einer derartigen Beschreibung.⁶³

Das Äußere, die Ansichten

Südseite

Als Hauptansichtsseite darf zweifellos die südliche Traufseite gelten (*Abb. 21*). Die beiden Geschosse werden durch ein Horizontalgesims voneinander getrennt. In der Vertikalen werden zwischen den Geschossen bis hinauf ins Mansardgeschoss axiale Bezüge über die Fenster, Türen und Gauben hergestellt.

Der massive Charakter des Erdgeschosses wird betont durch eine Putz-Eckquaderung. Hier zeigt sich ansonsten schon die weitgehend symmetrische Anlage beider Haushälften in der Anordnung der Öffnungen. Als Blickfang sind neben dem zentralen Motiv zweier später auf Fenstergröße vermauerter ehemaliger Torfahrten die beiden seitlichen Portale zu nennen. Mit ihren Bekrönungen durchstoßen sie jeweils das horizontale Gesims und stellen somit einen vertikalen Bezug zu den jeweils im Randbereich größer gestalteten Gau-

⁶¹ Durch im Laufe der Zeit wechselnde Raumnutzungen wird eine Lokalisierung einzelner Maßnahmen erschwert.

⁶² Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Baubeschreibung von Dekanat- und Oberhelferratgebäude nach dem Stand von 1878 und 1888.

⁶³ Vgl. Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, neue Beschreibung von 1917 zur Metzgerstraße 56 nach den Umbaumaßnahmen von 1916 sowie zur Aulberstraße 1 eine neue Beschreibung von 1904 und nochmals von 1910.

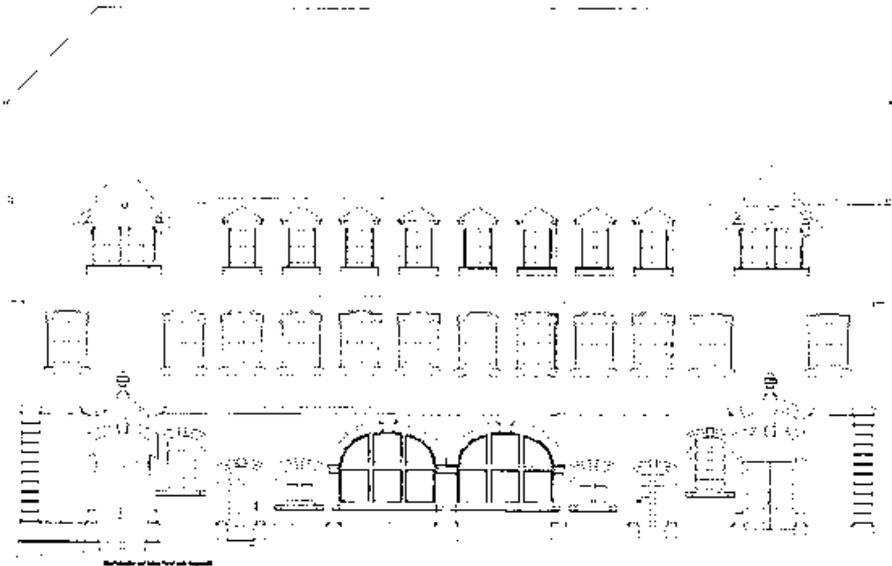


Abb. 21: Aulberstraße 1, CAD-Ansichtsplan der Südfassade (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).

ben des Mansardgeschosses her. Von den Portalen quasi eingerahmt befinden sich im Erdgeschoss in den beiden Haushälften symmetrisch zueinander angelegte Eingänge und Fenster, wobei ihre Höhenlage in der Fassade schon einen Hinweis auf einen Niveauunterschied im Inneren liefert, wo die seitlichen Hausflure jeweils höher liegen als die beiden ehemaligen Scheunenbereiche in der Mitte des Gebäudes.

Im Obergeschoss und im Mansardgeschoss wird am Außenbau die symmetrische Anlage der Haushälften durch die spiegelbildliche Anlage der Fenster und Gauben einerseits nach außen hin weiter unterstrichen, andererseits jedoch durch die gleichmäßige Gestaltung in Form und Abstand zueinander wiederum die Trennung in zwei Hälften so weit kaschiert, dass ein einheitliches Bild entsteht. Hierzu trägt auch der konstant durchgehaltene geschossübergreifende axiale Bezug der Öffnungen zueinander bei.

Westseite

Fast ebenso wichtig für das Erscheinungsbild des Gebäudes ist die westliche Giebelseite (Abb. 22), an der sich die Einrahmung des Erdgeschosses durch eine Putz-Eckquaderung wiederholt. Das Erdgeschoss wird auch hier durch ein Horizontalgesims vom Obergeschoss getrennt. Auch hier werden in der Vertikalen vom Keller bis ins Dachgeschoss deutliche axiale Bezüge über die



Abb. 22: Aulberstraße 1, CAD-Ansichtsplan der Westfassade (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).

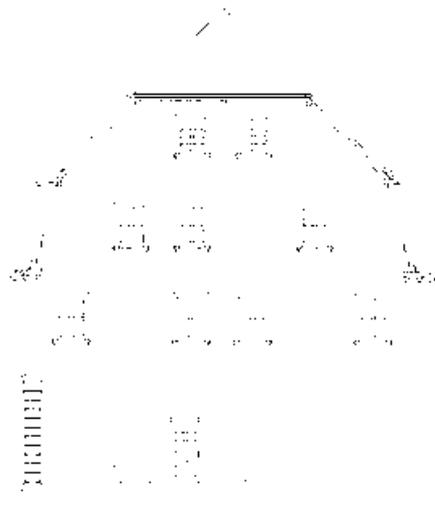


Abb. 23: Aulberstraße 1, CAD-Ansichtsplan der Ostfassade (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).

Fensteröffnungen hergestellt. Die Mitte wird heute durch die Konsole mit Bauinschrifttafel betont. An dieser Stelle war zuvor der Gedenkstein für den Wiederaufbau von 1770 angebracht, der 1896 von seinem früheren Standort auf der Südseite hierhin versetzt wurde (Abb. 3). Die Fensteröffnungen der oberen Geschosse wurden nach oben hin gestaffelt, wobei die beiden obersten Fenster durch ihre schlichte Gestaltung bereits am Außenbau einen Hinweis auf den unausgebauten Zustand des zweiten Dachgeschosses liefern (Stand 2005). Umrahmt wird der obere Bereich der Fassade durch die hölzerne Ortsganggestaltung des Daches.

Hofseitige Fassaden (Nord- und Ostseite)

Dass die beiden hofseitigen Fassaden optisch eine untergeordnete Rolle spielen, zeigen die im Vergleich unausgewogene und in sich einfachere Gestaltung der Fenster und Türöffnungen, die fehlende Putzquaderung an der Nordostecke sowie die zum Teil fehlenden axialen Bezüge der Öffnungen zueinander (Abb. 23 und 24). Eine gewisse Symmetrie der Grundrissanlage im Inneren spiegelt sich jedoch an der Nordfassade wider, an der auch in einigen Bereichen die späteren Veränderungen deutlicher ablesbar sind als an den Hauptfassaden. Über die erhaltenen Pläne der Jahre 1878, 1887, 1896 und 1909 lassen sich aber auch für die Hauptansichten einige Veränderungen feststellen,

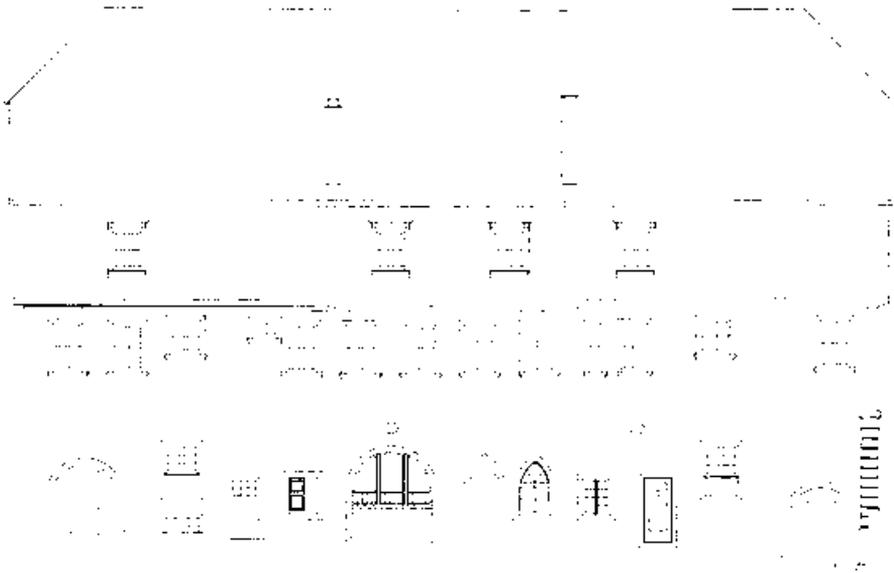


Abb. 24: Aulberstraße 1, CAD-Ansichtsplan der Nordfassade (erstellt bei der Bauaufnahme durch das Büro Kleiber im Jahr 2005, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres).

die das Gebäude in seinem Erscheinungsbild durchaus beeinflussten. Gestalterisch wurden jedoch hierbei die schon zuvor eingerichteten optischen Bezüge berücksichtigt und zum Teil noch betont.⁶⁴

Die Umbaumaßnahmen am Äußeren

Größere, durch Pläne dokumentierte Umbaumaßnahmen fanden im Jahr 1896 statt. Hierfür gibt es ein Baugesuch der Kirchengemeinde Reutlingen „betreffend Änderungen am Äußeren des Dekanat u. III. Stadtpfarrhauses zu Reutlingen“.⁶⁵ Das Gesuch wird durch Beschluss des Gemeinderates am 21. Oktober 1896 „unter der weiteren Vorschrift“ genehmigt, „dass die über die Gebäudeflucht vorspringenden Freitreppen, weil diese[?] den Verkehr hemmen, zu beseitigen, u. die Treppen in das Innere des Gebäudes zu verlegen sind“.⁶⁶

⁶⁴ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Baubeschreibung von 1878 und 1888 mit zugehörigen Plänen; StadtA Rt., Evang. Dekanatsamt S 36 (Pläne von 1887), Evang. Dekanatsamt S 29 (Pläne von 1896), Baurechtsamt, Bauakten Aulberstraße 1 (Pläne von 1909).

⁶⁵ StadtA Rt., Allg. Baudiarium 1896 Nr. 193, Baugesuch von 1896.

⁶⁶ Ebd.

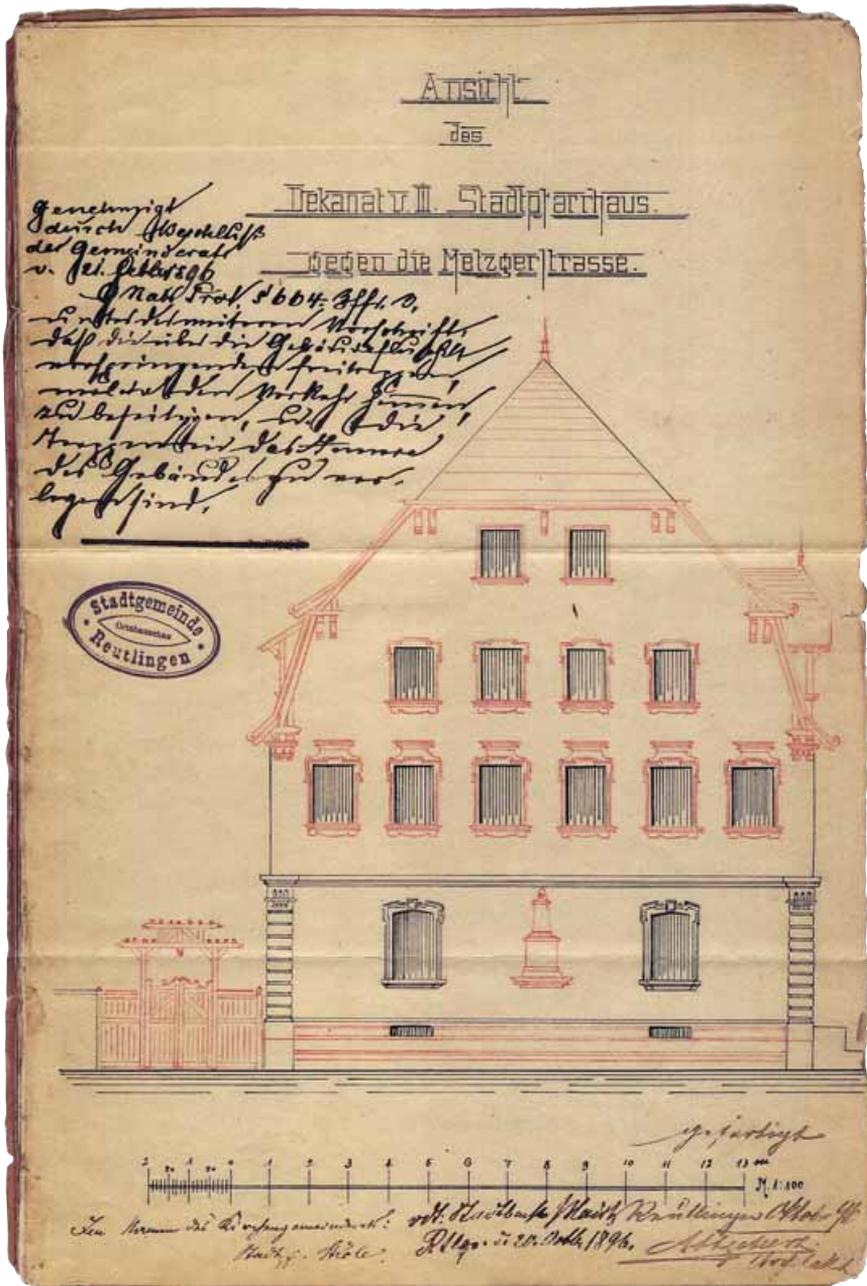


Abb. 25: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Westgiebel; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

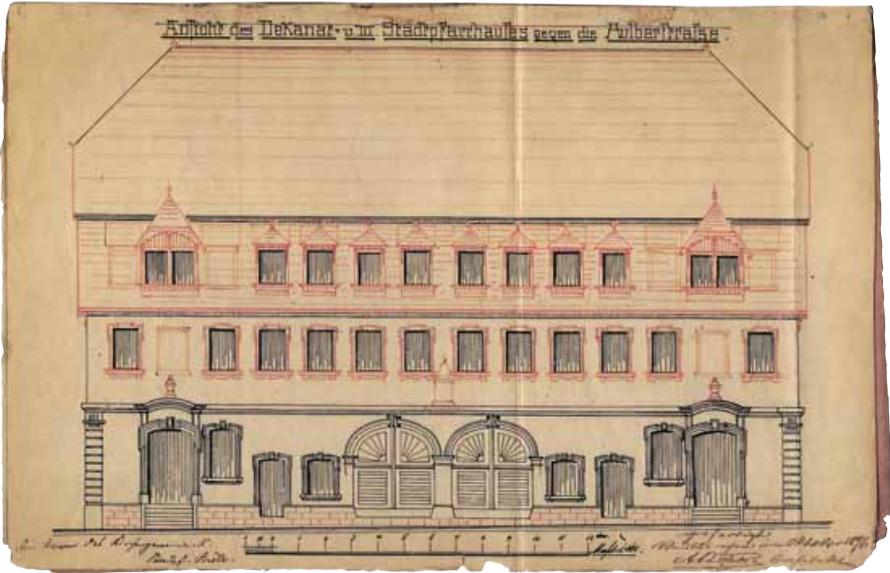


Abb. 26: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Südfassade; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

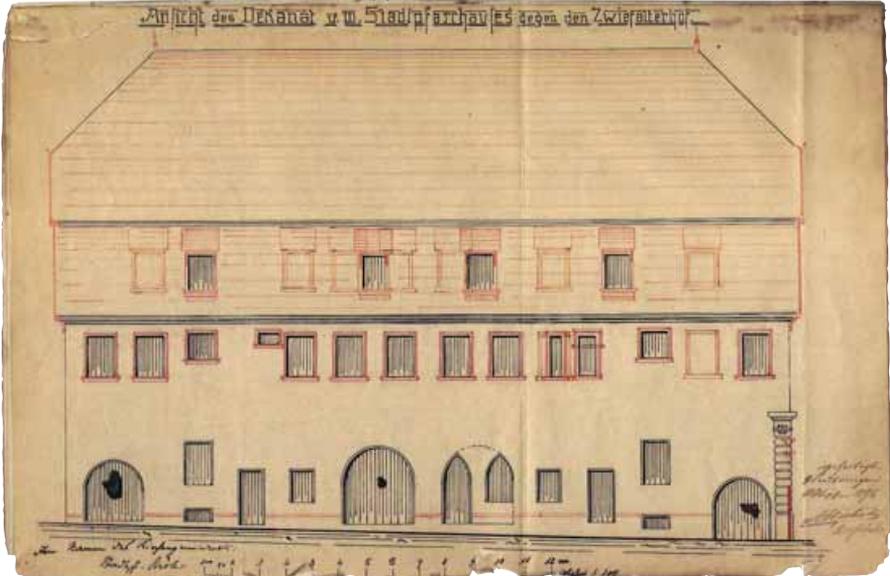


Abb. 27: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Nordfassade; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

Die Pläne zeigen rot angelegt, also als Neubau, an der Westseite zur Metzgerstraße (*Abb. 25*) die Sockelzone und die Fensterumrahmungen des Obergeschosses und der Dachgeschosse, die Dachhaut und die hölzerne Ortsganggestaltung (Konsolen und Balkenwerk). Ebenso als neu zu errichten sind ein heute nicht mehr vorhandenes Gartentor und der oben bereits erwähnte Gedenkstein für den Wiederaufbau des Hauses 1770 (siehe S. 198) an der Westseite eingezeichnet. Der Stein sollte lediglich umgesetzt werden. Zuvor war er auf halber Höhe in der Mitte der Südfassade angebracht gewesen (*Abb. 26*).

Nach Süden, zur Aulberstraße hin, wurden die Sockelzone und die Fensterumrahmungen sowie die westliche und östliche große Gaube im Mansardgeschoss als neu zu errichten dargestellt, ebenso drei weitere kleine Gauben. Die übrigen, bereits vorhandenen Gauben wurden mit neuen Dächern versehen (zur Straße hin abgewalmte Satteldächer). Als vorgesehener Abbruch sind die bisherigen Pultdächer der Gauben sowie je zwei Gauben zu beiden Seiten der neuen, größeren Gauben im Osten und Westen der Südseite im Plan gelb angelegt. Im Obergeschoss wurde je ein Fenster über den seitlichen Eingangsportalen als abubrechen eingezeichnet. Die Portale selbst erhielten ihre Vasenbekrönungen. Ebenfalls sind auf den Plänen noch die Freitreppen und die beiden Durchfahrten zu erkennen. Jedoch wurde noch im gleichen Jahr durch gemeinderätlichen Beschluss die Auflage erteilt, die Freitreppen zu beseitigen (vgl. oben). Weiter liegen Planungen hierzu und zur Überbauung der beiden Kellerschächte in der östlichen Haushälfte vor. Auch gibt es in denselben Plänen bereits Überlegungen zur Einrichtung eines Konfirmandensaales, der allerdings erst 1909 zur Ausführung kam.

Zur Rückseite hin (*Abb. 27*) ist der Sockel rot, d. h. als neu zu gestalten, dargestellt, ebenso die Fensterumrahmungen des Obergeschosses und vier Dachgauben im Mansardgeschoss, die offenbar teilweise an neuer Stelle eingerichtet wurden. Sieben Dachgauben wurden als abubrechen eingezeichnet. Im Obergeschoss wurden in der westlichen Haushälfte ein Fenster (zweites von Westen) ganz geschlossen und ein westliches Fenster der mittleren Reihe (diese bestehend aus sechs Fenstern) verschmälert sowie ein westlich daneben gelegenes kleines Fenster nach unten hin vergrößert. Eine vordem bestehende Symmetrie der Anlage der Obergeschossfenster war damit aufgegeben.

Das Innere

Der Keller

Beide Gebäudehälften sind unterkellert (*Abb. 28*), wobei die Höhen der quer verlaufenden Tonnengewölbe auf beiden Seiten eine höhere Fußbodenlage der Eingangsbereiche bedingen. Die Keller werden sowohl von innen auf der Rückseite des jeweiligen Hauptflures als auch vom nördlichen Hof aus über einen Treppenlauf erschlossen. Hierbei mündet die innere Erschließung (*Abb. 29*) in die vom Hof aus begehbare Treppe. Durch Wandeinbauten und

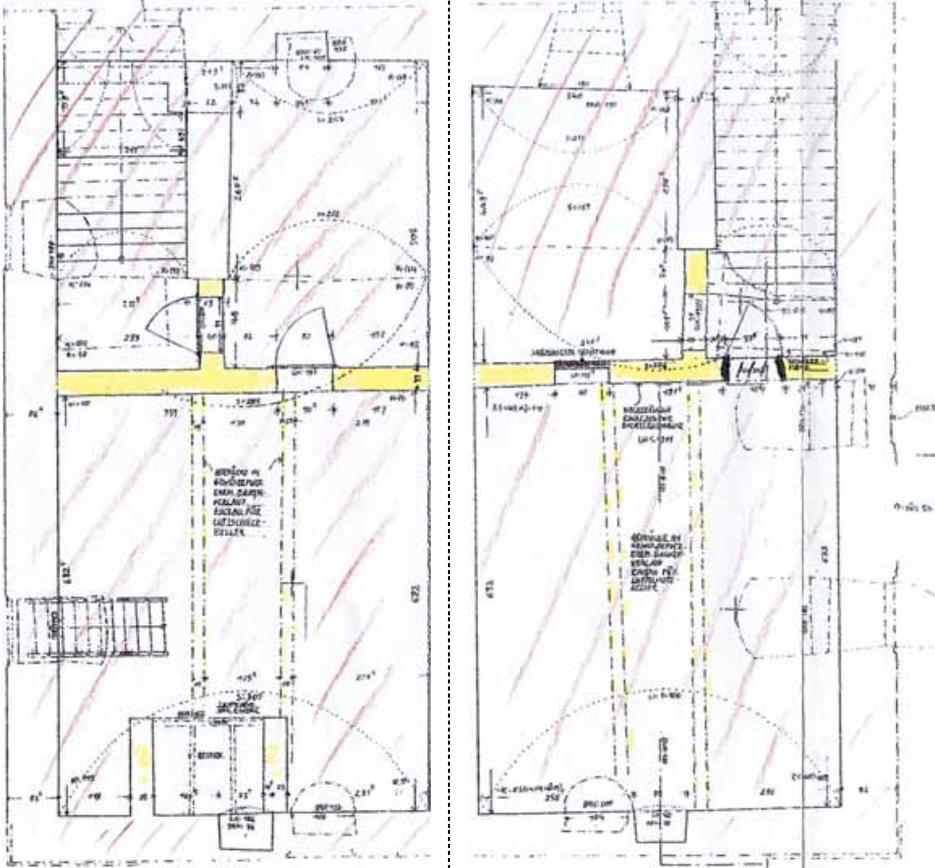


Abb. 28: Aulberstraße 1, Bauphasenplan der beiden Keller (westliche und östliche Haushälfte, in der Abb. unmaßstäblich zusammengedrückt); Rot = 1770 bis 1878, Gelb = 1943, Dunkelbraun = 1967 (Ch. Kleiber).

Stützkonstruktionen für die Gewölbe wurden 1943 in beiden Kellern Luftschutzräume eingebaut.⁶⁷ Aus dieser Zeit stammen die jüngeren Backsteintrennwände und eine im westlichen Keller erhaltene Luftschutztür. 1967 wurde im östlichen Keller ein heute nicht mehr als solcher genutzter Tankraum eingerichtet.

Das Erdgeschoss

Das zunächst symmetrisch angelegte Erdgeschoss (Abb. 29) mit zwei seitlichen, durch Holzsäulen gegliederten Eingangsbereichen, zwei nach innen

⁶⁷ StadtA Rt., Jahresschätzung (Erster Aufschrieb) zur Gebäudebrandvers. 1943 Bd. 1, Blatt 25.

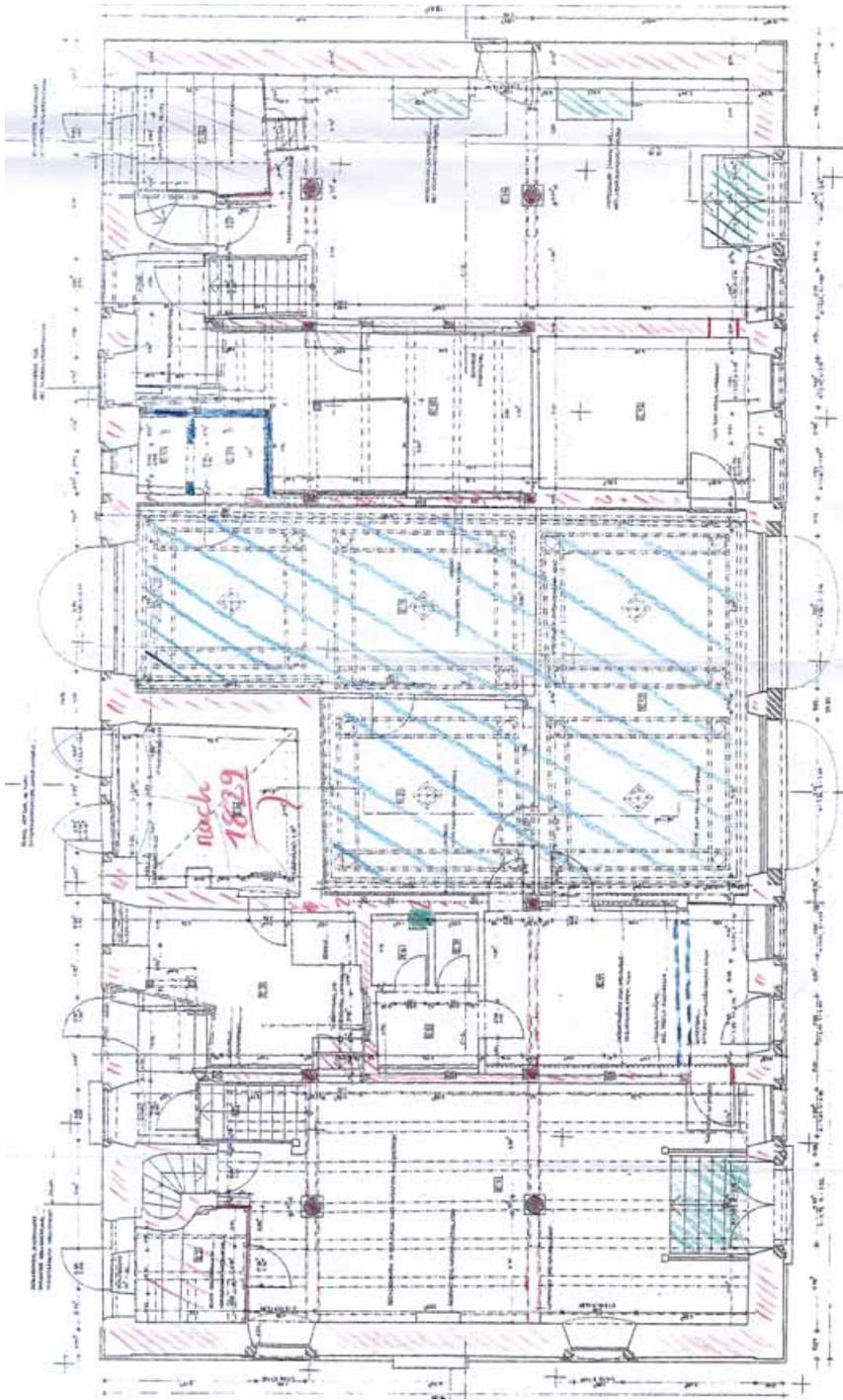


Abb. 29: Aulberstraße 1, Bauphasenplan des Erdgeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = 1770 und vor 1878 sowie Verlauf an alter Stelle, Grün = 1896, Blau = 1909 (Ch. Kleiber).

folgenden Stallungen und zwei nebeneinanderliegenden Scheunen mit Durchfahrten wurde 1909 grundlegend verändert, als ein Konfirmandensaal eingebaut wurde. Zuvor fanden jedoch bereits einige Umbaumaßnahmen statt, deren Ausmaße sich aus den Befunden am Bau und den erhaltenen älteren Plänen und Maßnahmenbeschreibungen ergeben. So wurden beispielsweise schon 1799 zwei weitere Wände im Stall der Hauptpredikatur eingezogen.⁶⁸ Neben den eindeutigen Befunden im Gebäude selbst ist die archivalische Erwähnung eines Stalles ein Beleg für die landwirtschaftliche Nutzung des Erdgeschosses zur Versorgung der Pfarrstellen. Hierzu gehörten auch die beiden Scheunen, die mit Durchfahrten durch das Gebäude und einem halbhohen, als Zwischengeschoss sich über Stall und Teilen der Scheune erstreckenden sogenannten Barn ausgestattet waren. In dem Plan von 1878 (*Abb. 20*) wird im nördlichen Bereich der westlichen Durchfahrt eine Waschküche dargestellt, die jedoch aufgrund der Befunde am Bau als nachträglicher Einbau anzusprechen ist. Hierzu wurde die nördliche Rundbogenöffnung zum Hof dergestalt vermauert, dass nur zwei Spitzbogenöffnungen blieben (*Abb. 27*). Der für die Waschküche vorgesehene Raum wurde überwölbt. Diese Maßnahme muss zwischen 1829 und 1878 vorgenommen worden sein, denn mindestens bis zu erstgenanntem Datum lässt sich ein getrennt vom Hauptgebäude stehendes Waschhaus archivalisch nachweisen. Dieses wurde immer wieder erneuert und repariert.⁶⁹

Umbau von 1909

Grundlegende Veränderungen des Erdgeschosses, die weitgehend zur 2005 vorgefundenen Raumaufteilung führten, wurden 1909 mit Einbau des Konfir-

⁶⁸ StadtA Rt., Stadtrechnung 1799–1800, vgl. auch 1776–1777, wo die Reparatur eines Kuhstalls erwähnt wird. In den Rechnungen 1789–1790 wird eine „Hühner und Gänß Stall Thür“ genannt und 1801–1802 die Reparatur einer „Schweinsteig“ verzeichnet.

⁶⁹ Ebd., von Georgii 1794 bis 11. August, neue Dachrinne auf dem Waschhaus; 1806–1807 Dach des Waschhauses in neue Schindeln umgedeckt und die wegen des schadhaften Daches „ganz verfaulten Rohrlöcher am Backofen wieder neu gemacht“; 1807–1808 „Ausbesserung des Pfarrwaschhauses“. Ebd., Rechnungsbeilagen von 1825, nochmals Reparatur eines zum „Pfarrerhaus“ gehörenden Waschhauses (Umdeckung des Daches). Eine weitere grundlegende Umbaumaßnahme (oder Umplanung?) muss ebenfalls vor 1878 im Bereich der beiden im Norden der Eingangshalle beginnenden Treppenhäuser stattgefunden haben. Dies betrifft vor allem die Treppen vom Erdgeschoss ins erste Obergeschoss. Im Zwischengeschoss wurde zum Einbau der bei der Untersuchung als Bestand vorgefundenen Treppe jeweils der nördliche Unterzug auf Breite des Treppenlaufs gekappt. Dass es sich um eine nachträgliche Maßnahme handeln muss, belegen die zunächst in den jeweiligen Ständern angelegten Zapfenlöcher für Kopfstreben, die heute nicht mehr vorhanden sind. Auch wurde der östliche Ständer der östlichen Haushälfte zum Einbringen der Treppenwange abgearbeitet. 1878 werden bereits die 2005 vorgefundenen Treppenläufe gezeigt, ebenso werden die Treppengeländer mit viereckigen Staketen beschrieben. Vgl. Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Baubeschreibung von Dekanat und Oberhelferratgebäude auf dem Stand vom Jahr 1878 u. 1888, Spalte C, Parterre, Treppe.

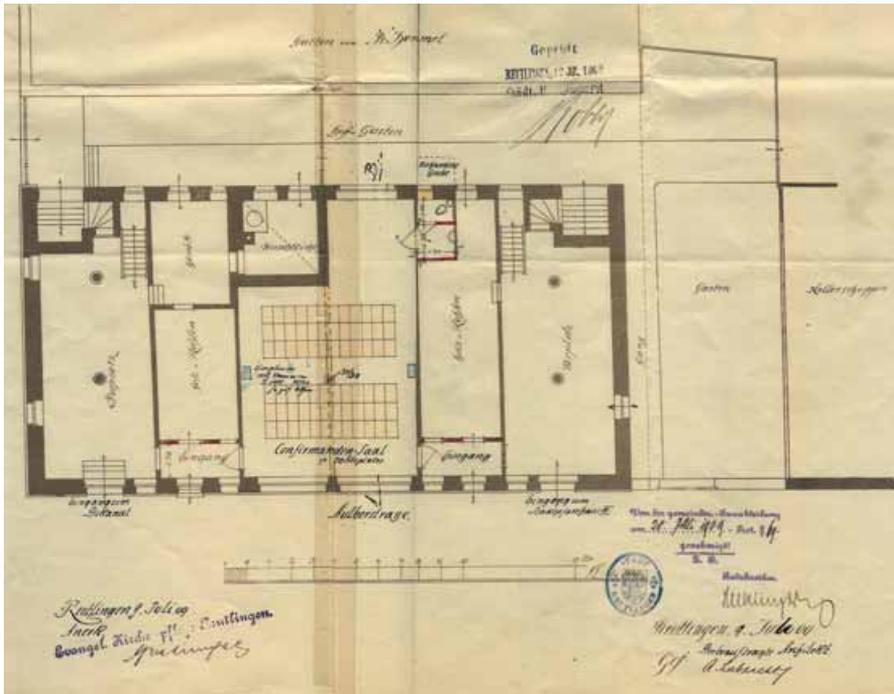


Abb. 30: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1909, Grundrissplan des Erdgeschosses, Norden ist oben; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

mandensaales durchgeführt (Abb. 30).⁷⁰ Der Saal wurde an der Stelle der beiden Einfahrten eingerichtet. Hierzu vermauerte man die beiden Tore der Südseite bis auf Fensterbrüstungshöhe. Die gebäudetrennende Zwischenwand nahm man im Erdgeschoss bis auf den nördlichen Bereich heraus. Offenbar sollte eine Eisensäule an ihrer Stelle eingebaut werden. Es blieb jedoch der Holzständer stehen.

Die mittleren Zonen beider Haushälften sollten im Türbereich zur Aulberstraße hin jeweils eine Wand eingezogen bekommen, um so einen Eingangsbereich abzutrennen. Offenbar wurden diese Zwischenwände damals bis unter die Decke über dem Zwischengeschoss gezogen, denn hier blieb im Westen bis zum jetzigen Umbau eine Wand auf einem Unterzug erhalten. In ihr befindet sich ein vom Zwischengeschoss aus zu öffnendes Fenster. Erst später wurde die Decke über dem Eingangsbereich ganz geschlossen. Das Zwischengeschoss erstreckte sich 1878 über den Stall und einen Teil der Scheune (es

⁷⁰ StadtA Rt., Baudiarium 1909 Nr. 151, Baugesuch von 1909. Das Gesuch wurde durch Beschluss der gemeinderätlichen Bauabteilung am 20. Juli 1909 genehmigt. Die Schlusskontrolle wurde am 22. Dezember 1909 verzeichnet.

stellte ursprünglich den sogenannten Barn dar und wurde nach Aussage des Planes von 1878 als Holzlege genutzt, vgl. *Abb. 20*). In der östlichen Haushälfte sollten 1909 im Norden der mittleren Zone Toiletten eingerichtet werden (auf Höhe einer wohl nördlich vorhandenen Grube). In jüngster Zeit wurde der Konfirmandensaal nochmals durch Leichtbauwände unterteilt und es wurde eine Zwischendecke eingezogen.

Jüngere Umbaumaßnahmen

Als jüngere Umbaumaßnahmen sind noch zu nennen:

- 1960: Plan zum Einbau einer Ölheizung in das Gebäude und eines Öltanks in die frühere Waschküche im Erdgeschoss der westlichen Haushälfte.⁷¹
- 1969: Plan zum Tankeinbau in die ehemalige Waschküche der westlichen Haushälfte (im Jahr 2005 vorgefundene Situation).⁷²

Das Obergeschoss

Im Obergeschoss liegen in beiden Haushälften die Räumlichkeiten um einen Mittelflur angeordnet, der im Norden in das Treppenhaus mündet (*Abb. 31*). Die bauzeitliche Situation kann von der Grundstruktur her ähnlich gewesen sein, in manchen Bereichen wie Treppenhaus und Raumaufteilung geht die Situation jedoch auch auf Umbaumaßnahmen zurück. Im Obergeschoss-Plan von 1878 (*Abb. 20*) werden bereits die Räume jeweils um einen sogenannten Öhrn gruppiert dargestellt. Zum damaligen Zeitpunkt besteht noch eine Verbindungstür zwischen den beiden Haushälften. Weiter wird in dem Plan in der östlichen Haushälfte ein Vorkamin gezeigt, dessen Öffnung erhalten blieb und dessen Rest im ersten Dachgeschoss als ältester erhaltener Kamin des Hauses angesehen werden darf, möglicherweise handelt es sich noch um eine bauzeitliche Anlage.

1810/11 wurde den Archivalien zufolge eine Wand in der westlichen Haushälfte eingezogen und „das s. v. Cloac gemacht“. Weiter wurde aus zwei „schlechten Kammern“ ein Gastzimmer errichtet. In das „neue Zimmer“ wurde eine Feuerwand „zum Canon Ofen“ eingerichtet. Eine nähere Lokalisierung dieser Maßnahmen blieb leider aus.⁷³ 1887 wurden weitere Umbaumaßnahmen vorgenommen, was einen Nachtrag in der Gebäudebeschreibung erforderte (*Abb. 32*). Hauptsächlich bezogen sich diese Maßnahmen auf die östliche Haushälfte:

- Die Küche, die 1878 noch im mittleren Raum der östlichen Giebelseite untergebracht war, wurde in die nordwestliche Ecke der gleichen, östlichen, Haushälfte verlegt. Hierzu wurden zwei Kammern (Magd- und Speisekammer) durch Herausnehmen einer Trennwand zusammengefasst.

⁷¹ StadtA Rt., Bautagebuch 1960 Nr. 952, Baugesuch von 1960.

⁷² Ebd., Bautagebuch 1969 A–K Nr. 352, Baugesuch von 1969.

⁷³ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungsbeilagen zum Jahr 1812/13, darin Baukostenconsignation zum Jahr 1810/11.

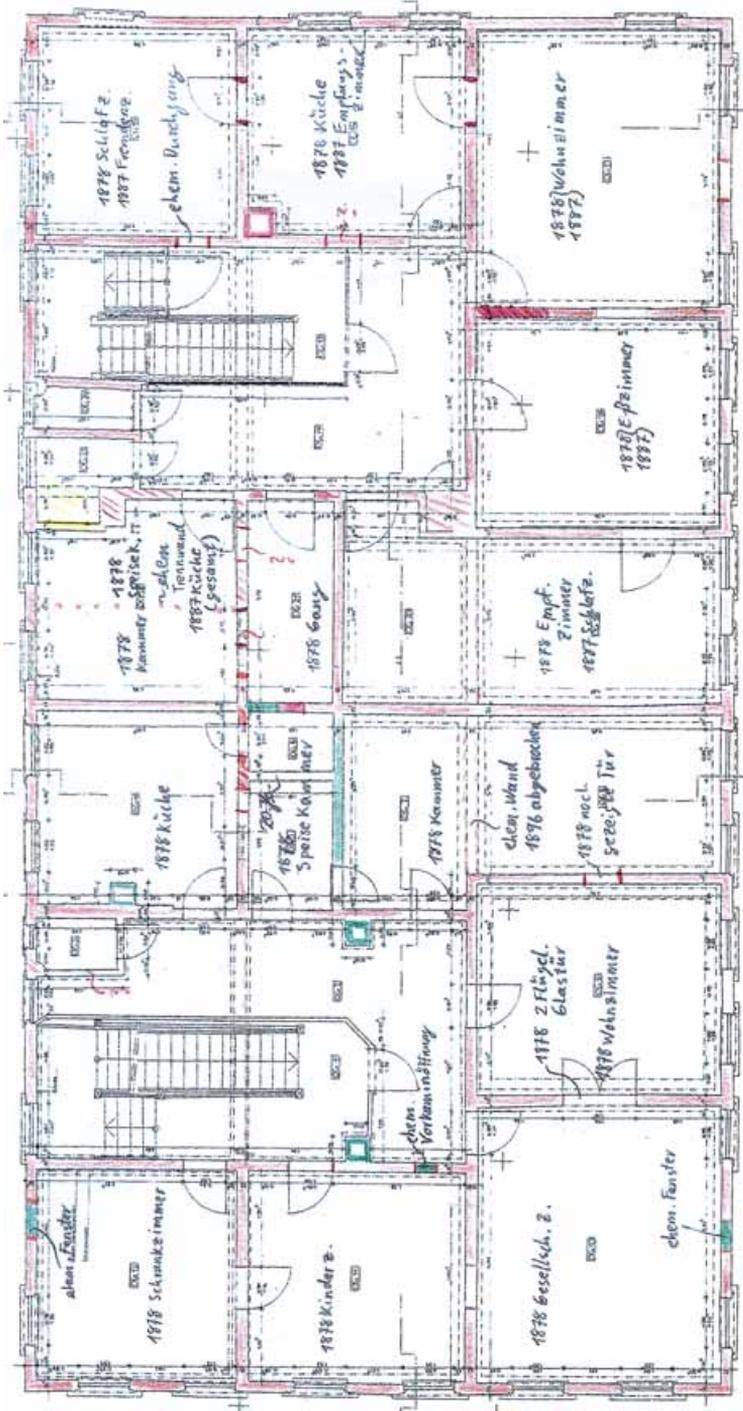


Abb. 31: Aulberstraße 1, Bauphasenplan des Obergeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = 1870 und vor 1878 sowie Verlauf an alter Stelle, Violett = 1887, Grün = 1896, Gelb = 1893 (Ch. Kleiber).

- Die bisherige Küche wurde in ein weiteres Zimmer (Empfangszimmer) umgewandelt.
- Der Gang zur Magdkammer, an dessen Ende die Verbindungstür zur westlichen Haushälfte bestand, wurde in eine Speisekammer umgebaut. Damit fiel den Plänen von 1887 zufolge auch die Verbindungstür weg. Allerdings taucht in den Plänen von 1896 nochmals eine Türöffnung als zu vermauern auf (*Abb. 33*). Der Befund am Bau bestätigte eine nachträglich eingebrachte und dann wieder vermauerte Verbindung zwischen den beiden Haushälften.⁷⁴

– Weitere kleinere Maßnahmen (Kamine, Türen).

1896 wurden Wandveränderungen in der westlichen Gebäudehälfte vorgenommen, und zwar in der östlichen Zone des Mittelschiffs (*Abb. 33*). Hier wurde eine dünne, 1878 in den Plänen bereits gezeigte Wand (*Abb. 20*) zwischen Speisekammer und südlich angrenzender Kammer abgebrochen und ein Stück weiter südlich eine neue, stärkere Wand eingezogen.⁷⁵ Nun wurde auch die Verbindung zwischen den beiden Haushälften endgültig geschlossen. Südlich der Speisekammer wurde eine Wand unter dem Längsunterzug entfernt, um das südöstliche Zimmer dieser Haushälfte nach Norden hin zu erweitern. Ablesbar blieb die frühere Situation an dem Mauervorsprung und dem Unterzug (Unterzug im Raum).

Der Raum entsprach nach dieser Maßnahme fast spiegelbildlich dem angrenzenden Raum der östlichen Haushälfte. Dort konnten am Baubestand ähnliche Umbaumaßnahmen nachgewiesen werden: Auch hier befand sich unter dem Längsunterzug eine Trennwand, die den Raum unterteilte. Die 2005 vorgefundene Nordwand des Raumes wurde, wie auf der Westseite, erst nachträglich eingezogen, archivalisch belegt jedoch bereits vor 1878. Sie taucht in den Plänen zu diesem Jahr bereits an dieser Stelle auf.⁷⁶ Zunächst waren die beiden inneren Hauszonen entlang der Trennwand der Haushälften also in je drei Räume unterteilt. Die Wände standen damals unter den beiden Längsunterzügen, so dass, ähnlich wie in den beiden äußeren Hauszonen, von drei etwa gleich tiefen Räumen ausgegangen werden kann. So ist auch für den ursprünglichen Grundriss des Obergeschosses eine fast komplett spiegelbildliche Situation der Raumverteilung westlich und östlich der trennenden Mittelquerwand anzunehmen.

⁷⁴ Hierfür wurde ein Kopfriegel an seiner Unterseite abgearbeitet und eine Strebe im Bereich unterhalb des Riegels gekappt. Später wurde dieser Durchgang wieder vermauert.

⁷⁵ Hier widersprechen sich die Pläne in der Lage der dünnen Wand. Entweder wurde diese zwischen 1878 und 1896 bereits schon einmal versetzt oder es handelt sich bei einem der Pläne um eine Ungenauigkeit in der Darstellung.

⁷⁶ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Baubeschreibung von Dekanat und Oberhelferratgebäude auf dem Stand vom Jahr 1878 u. 1888.

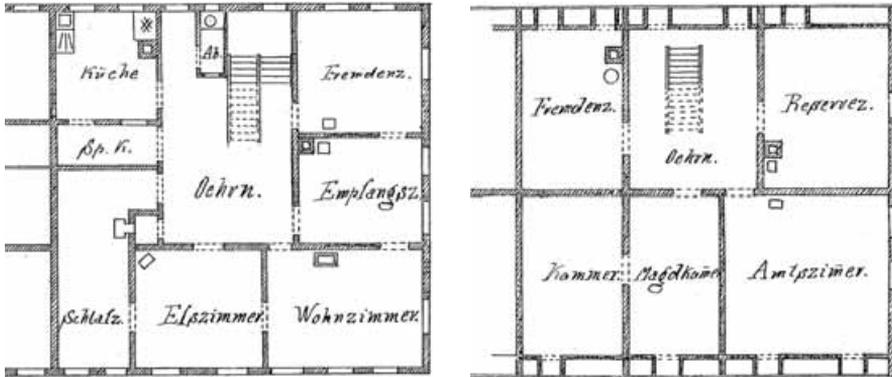


Abb. 32: Aulberstraße 1, Planbeilage zur Erweiterung der Baubeschreibung im Jahr 1888 nach dem Umbau von 1887, Grundrisse Obergeschoss und 1. Dachgeschoss, östliche Haushälfte.

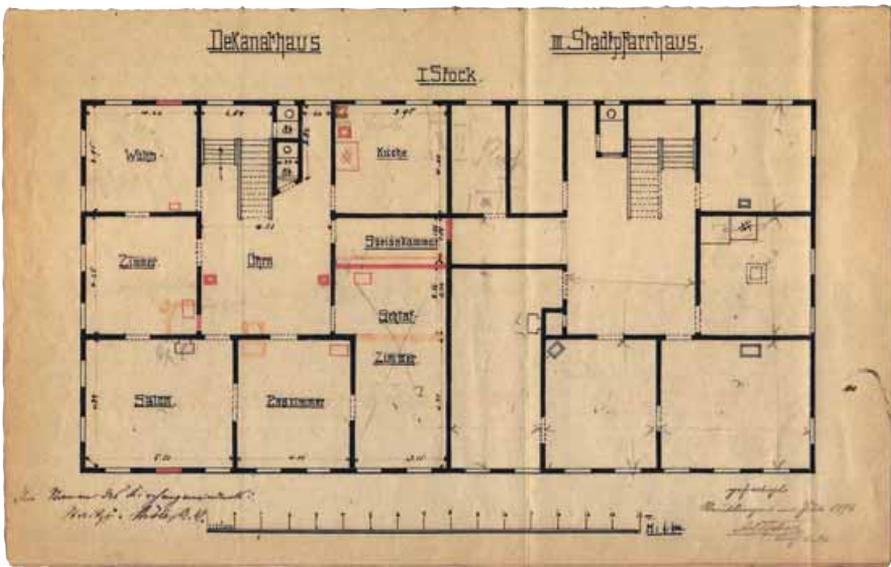


Abb. 33: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Grundrissplan des Obergeschosses, Norden ist oben; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

1896 wurden des Weiteren in mehreren Zimmern der westlichen Hälfte neue Öfen und im „Öhrn“ zwei neue Kamine eingerichtet. In der Küche wurde ein älterer Kamin abgebrochen und ein neuer aufgezogen.

Jüngere Maßnahmen

Aus den Jahren 1952 und 1953 blieben zwei Grundrisse zu einem Badeinbau im Obergeschoss des Stadtpfarrhauses erhalten. Es handelte sich um das Obergeschoss der östlichen Gebäudehälfte. Keiner der beiden Vorschläge wurde im Detail so ausgeführt wie geplant, es findet sich jedoch eine leicht geänderte Ausführung (*Abb. 31, gelbe Phase*).⁷⁷

Das Dach

Das Dach wurde im Mansardgeschoss (erstes Dachgeschoss) und im zweiten Dachgeschoss durch Wände bzw. einen Mittelunterzug in zwei Schiffe unterteilt. Die Querteilung besteht aus sechs Zonen, die durch sieben Bundachsen (inkl. Giebel) hergestellt wurden (*Abb. 34*).

Das erste Dachgeschoss

Das Mansardgeschoss war schon früh, spätestens fünf Jahre nach Errichtung des Gebäudes (also seit 1775), zu Wohnzwecken bestimmt. Die Grundriss-Aufteilung bezieht sich weitestgehend auf die im darüberliegenden Dachgeschoss offenliegenden Bundachsen (*Abb. 38*). Nur im südöstlichen Bereich findet ein Versprung statt, der auf einen ehemaligen Saaleinbau bzw. dessen spätere Aufteilung in zwei Räume zurückgeht: 1775 wurden Arbeiten in einem Disputations-Saal erwähnt.⁷⁸ Spätere Erwähnungen nennen einen Kapitelsaal im dritten Stock des Archidiakonathauses, d. h. im Mansardgeschoss der östlichen Haushälfte. Den umgerechneten Maßangaben von 1775 zufolge kommt keine der 1878 gezeigten (*Abb. 35*) und bis 2005 nur leicht veränderten Räumlichkeiten des Mansardgeschosses in Frage.⁷⁹ Die Maße stimmen jedoch weitgehend mit den zusammengerechneten Maßen zweier nebeneinanderliegender Räume überein. Es handelt sich um die beiden südöstlichen, zur Aulberstraße hin liegenden Räume der östlichen Haushälfte. Hier wurde nach Ausweis der Befunde am Bau erst später eine Trennwand eingezogen, jedoch noch vor 1878.⁸⁰ Auch die Einteilung der Mansardengauben, wie sie auf dem

⁷⁷ Ebd., Baugesuch von 1952/53.

⁷⁸ StadtA Rt., Stadtrechnung, 1775–1776.

⁷⁹ Zur Umrechnung diente das in Württemberg damals gültige Fuß- bzw. Schuhmaß von ~28,65 cm; vgl. Harald Witthöft: Die Vereinheitlichung von Mass und Gewicht in Baden und Württemberg in Napoleonischer Zeit, in: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.): Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 2 Aufsätze, Stuttgart 1987, S. 233 ff., freundlicher Hinweis Annette Hillringhaus. Die für die Decke des Disputations-saales angegebenen Maße betragen 32 × 23 Schuh, was umgerechnet ein Maß von 916,8 cm × 658,95 cm ergibt. Die beim jetzigen Aufmaß gemessenen Seitenlängen der beiden zusammengenommenen Räume betragen 924 cm × 646 cm, so dass bis auf eine kleine Differenz von ca. 8–12 cm die damals und heute gemessenen Maße übereinstimmen.

⁸⁰ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Baubeschreibung von Dekanat und Oberhelferrathgebäude auf dem Stand vom Jahr 1878 u. 1888; in dem zugehörigen Plan wird die Wand bereits als Bestand gezeigt.

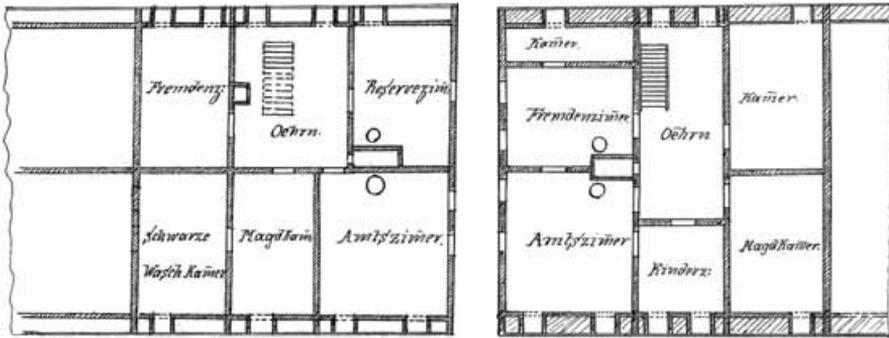


Abb. 35 und 36: Aulberstraße 1, Planbeilage zur Baubeschreibung von 1878, Grundriss des 1. Dachgeschosses („Mansarden-Stock“), östliche und westliche Haushälfte.

Ansichtsplan von 1878 noch gezeigt werden (Abb. 20), passt zu einem Saal mit drei Fenstern zur Aulberstraße hin.

Auch bereits 1775 wurde eine „vordere Sommerstube in der Haupt Praedicatur“ hergestellt.⁸¹ Es kann sich aufgrund der umgerechneten Maße um den südwestlichen Raum des Mansardgeschosses handeln.⁸² Hier ließ sich am Bestand zunächst eine durchgängige Querwand feststellen. Erst später wurde durch eingebrachte Wände eine Einteilung in drei Räume entlang der Giebelseite zur Metzgerstraße hin vorgenommen. Der südwestliche Raum kommt somit als die 1775 eingerichtete Sommerstube in Frage.

Im „3ten Stok“, also im Mansardgeschoss, wurde 1810/11 „ein Küchle nebst Magdkammer errichtet“. Zwischen beide Räume wurde eine neue Riegelwand eingezogen, auch wurde in der Küche ein Vorkamin gefertigt.⁸³ Hieraus ergibt sich folgende Theorie: Aufgrund dieser Aussage lässt sich eventuell der zweite Raum von Süden entlang dem Giebel zur Metzgerstraße für die Küche in Anspruch nehmen, denn ein Plan von 1878 (Abb. 36) weist hierin einen sogenannten Vorkamin aus. Die Magdkammer wäre demnach hinter der Küche in dem kleinen nordwestlichen Raum zu lokalisieren.

Zwei Säle?

Nach der Untersuchung des ersten Dachgeschosses des Westhauses kann zunächst für diese Haushälfte von einem 1770 eingerichteten, jedoch bereits vor 1878 in verschiedene Räumlichkeiten unterteilten Saal ausgegangen werden. Im Gegensatz zum Osthaus befand sich dieser aber nicht entlang der Trauf-

⁸¹ StadtA Rt., Stadtrechnung, 1775–1776.

⁸² Hier steht ein damals gemessenes Maß von 23 × 20 Schuh (entspricht 658,95 cm × 573 cm) einem heutigen Maß von 641,5 cm × 553 cm gegenüber (Abweichung ca. 17–20 cm).

⁸³ StadtA Rt., Kirchen- und Schulpflege, Rechnungen zum Jahr 1812/13, in den zugehörigen Rechnungsbeilagen die Baukostenconsignation von 1810 bis 1811.

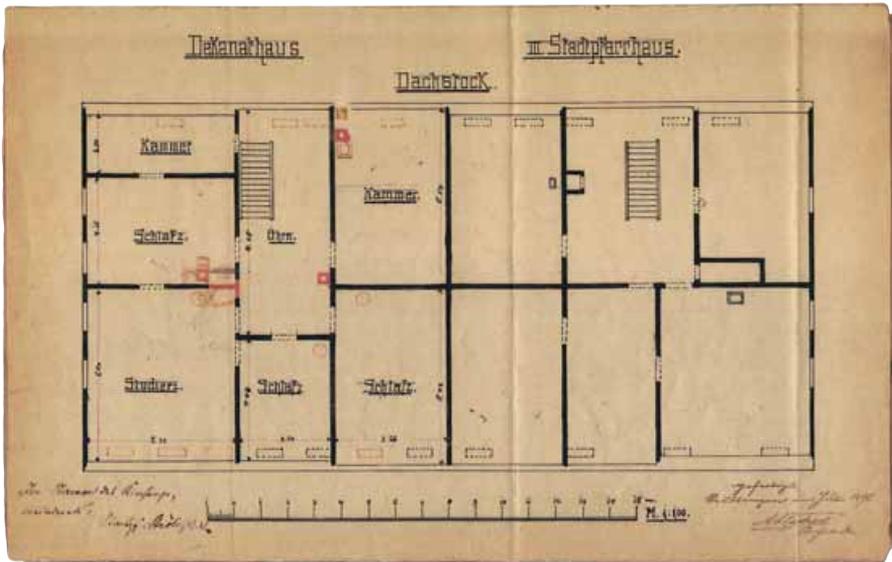


Abb. 37: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Grundrissplan des 1. Dachgeschosses, Norden ist oben; Gelb = Abbruch, Rot = Neubau.

seite, sondern erstreckte sich über die gesamte westliche Giebelseite. Die beiden Trennwände wurden – wie oben erwähnt – erst nachträglich eingezogen. Die Giebelwand und die erste Bundwand von Westen laufen hinter den eingestellten Wänden durch. Des Weiteren erhielt der Flur bereits 1770 seine bei der Untersuchung vorgefundene Ausdehnung in Richtung Süden. Es konnte kein Hinweis auf eine Trennwand unter dem über den Flurbereich hinweglaufenden Unterzug festgestellt werden. Im Gegenteil, die Befundsituation weist die Südwand des Flures an bauzeitlicher Stelle aus. Dies zeigt im ersten Dachgeschoss eine Abweichung von der sonst angestrebten Symmetrie der Grundrisse beider Haushälften. Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang mit der Einrichtung eines Saales entlang der westlichen Giebelwand. Die Abweichung von der Symmetrie im ersten Dachgeschoss ist auch der Grund für die asymmetrische Anlage der Bundachsen im zweiten Dachgeschoss (Abb. 34 und 38). Sie differieren jeweils in den beiden äußeren Zonen in ihren Abständen. Hier wird auf die darunterliegende Raumaufteilung Bezug genommen. Dies wiederum gibt einen Hinweis darauf, dass die Einteilung im ersten Dachgeschoss von Anfang an geplant war. Die Einteilung der Bundachsen – es handelt sich dabei um konstruktive Achsen – ist als bauzeitlich anzusehen und nimmt somit keine Rücksicht auf spätere Veränderungen, wie zum Beispiel die im östlichen Saal später eingebrachte Trennwand. Die Bundachse des zweiten Dachgeschosses bezieht sich hier auf die bauzeitliche Trennwand zwischen Flur und nordöstlichem Raum.

Fazit: Vermutlich wurde der westlich eingerichtete Saal 1775 unterteilt und in der Osthälfte des Gebäudes der neue, bereits von Anfang an geplante bzw. als Räumlichkeit vorgesehene Saal eingerichtet. In der Westhälfte fand dann – nach der Einrichtung von Trennwänden – in der Südwestecke die 1775 erwähnte Sommerstube ihren Platz.⁸⁴

Umbau von 1896

1896 wurden Veränderungen in der westlichen Haushälfte vorgenommen, jedoch waren hier, bis auf eine Ecke zwischen westlicher und mittlerer Zone, die vorher einen Vorkamin beinhaltete, keine Wände betroffen (*Abb. 37*). Lediglich Kamine und Öfen sowie die bei den Fassadenplänen eingezeichneten Gauben wurden eingebracht.

Jüngere Maßnahmen

Aus dem Jahr 1967 liegt ein Plan zum Küchen- und Badeinbau im Mansardgeschoss der östlichen Haushälfte sowie zum Einbau eines WCs vor.

Zweites Dachgeschoss

Im zweiten Dachgeschoss verläuft die an den Bindern nachvollziehbare Abundzählung von West nach Ost und rechnet die Giebelseiten mit (*Abb. 38*). Die Mitteltrennwand wurde hier durch einen Türeinbau durchbrochen. Mehrere ehemalige Kaminverläufe lassen sich aufgrund von Aussparungen an den Kehlbalken und den Sparren feststellen. Im Westen der östlichen Haushälfte blieb die Klappe einer ehemaligen Aufzugsöffnung erhalten (darunter ein zusammengesetzter Wechsel mit bereits älterer Deckenkonstruktion des darunterliegenden Raumes). Ein Brand in jüngerer Zeit zerstörte weite Teile der westlichen Dachhälfte. Betroffen hiervon waren vor allem die dritte Zone von Westen (*Abb. 38, gelbe Phase*) und der gesamte westliche Spitzbodenbereich. In der dritten Zone von Westen wurden die Sparren und die Kehlbalken sowie die beiden Rähme und der Mittelunterzug weitestgehend ersetzt und im Süden teilweise neue Sparren an verbrannte angelascht. Im Norden fehlte zum Zeitpunkt der Untersuchung in diesem Bereich die Schwelle. Beidseitig lassen sich ehemalige Windverbände wie in den anderen Zonen nachweisen, sie wurden nicht wieder eingebaut.

In einem Querschnitt-Plan von 1896 (*Abb. 39*) werden im zweiten Dachgeschoss noch Gauben gezeigt, wobei die Gaube zur Aulberstraße hin ein abgewalmtes Satteldach aufweist. Die Gaube nach Norden, zur Hofseite hin, wurde als Schleppgaube bis in den Spitzboden hochgezogen. Hier fand sich noch 2005 ein Wechsel, der für eine solche Konstruktion in Anspruch genommen werden kann.

⁸⁴ StadtA Rt., Stadtrechnung 1775–1776.

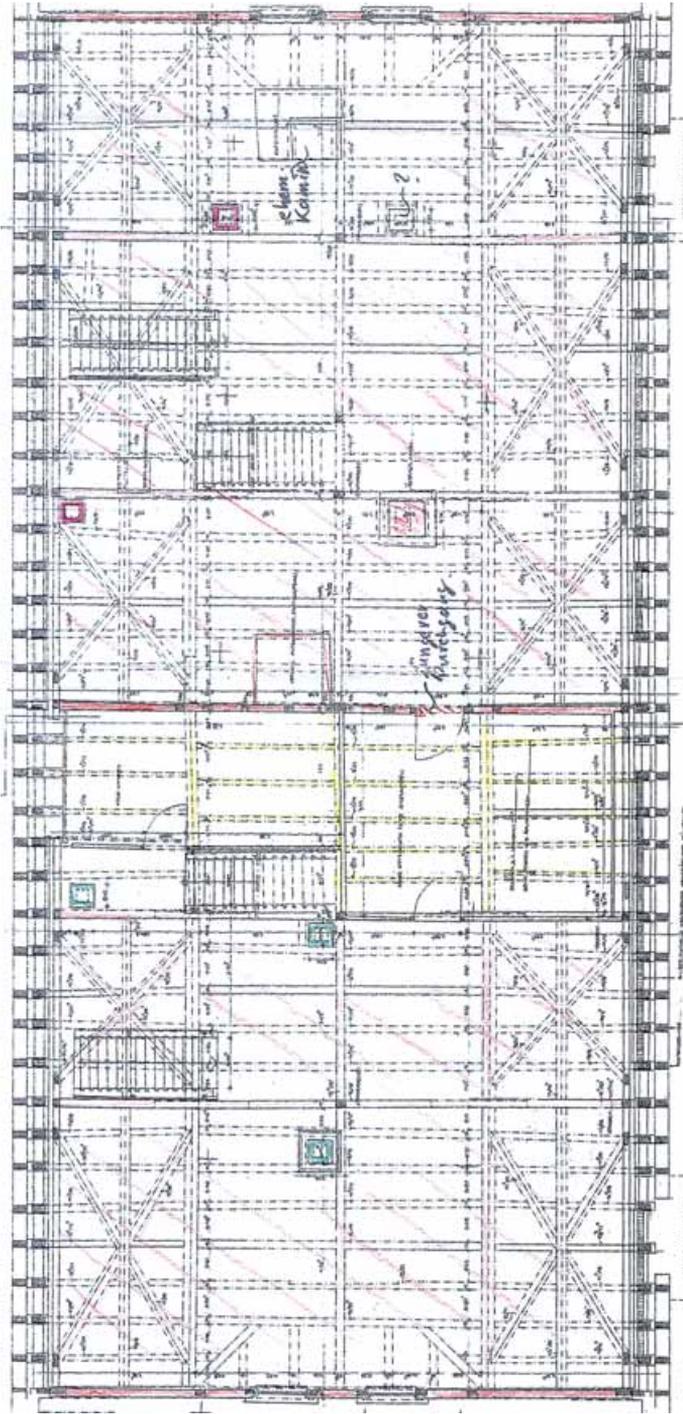


Abb. 38: Aulberstraße 1, Bauphasenplan des 2. Dachgeschosses, unmaßstäbliche Verkleinerung, Norden ist oben; Rot = 1770 und vor 1878 sowie Verlauf an alter Stelle, Violett = 1887, Grün = 1896, Gelb = 20. Jh., Reparatur nach Brand (Ch. Kleiber).

Drittes Dachgeschoss

In den ersten beiden Zonen von Westen wurden die oberen Sparrenbereiche bis auf den Walm und einen Gespärre-Rest durch neue Hölzer ersetzt, die auf die gekappten, von unten anlaufenden alten Sparren aufgesetzt wurden.

Ausstattung

Teilweise blieben im Erdgeschoss und in den im Untersuchungszeitraum noch bewohnten Bereichen der oberen Geschosse alte Türblätter erhalten, ebenso fanden sich in manchen Räumen noch Wandvertäfelungen und Reste von solchen an den Fensterbrüstungen. In den Obergeschossen blieben großteils die 1896 eingebrachten Plattenbeläge der Flurbereiche erhalten.⁸⁵

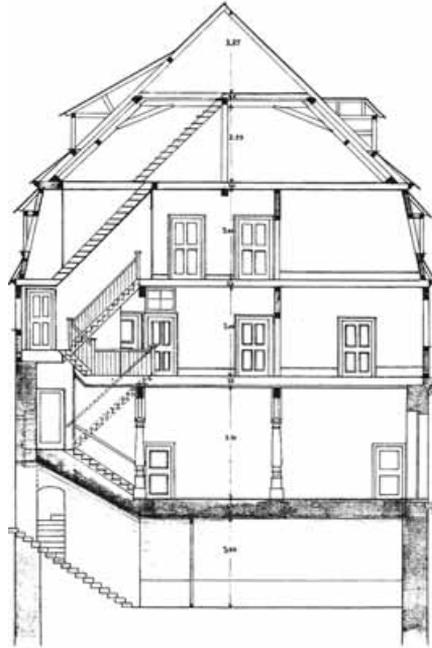


Abb. 39: Aulberstraße 1, Baugesuch von 1896, Querschnitt durch das Gebäude.

Zusammenfassung

Nachdem auch die früheren Pfarrhäuser dem verheerenden Stadtbrand im Jahr 1726 zum Opfer fielen, wurde 1729 ein neues Pfarrhaus errichtet. 41 Jahre später folgte im Jahr 1770 der Bau eines neuen Stadtpfarrhauses und Dekanatsgebüdes als Wiederaufbau auf zuvor abgeräumten Brandplätzen. Soviel war bisher aus den Archivalien bekannt. Während für Aulberstraße 1 aufgrund eines Gedenksteins mit Bauinschrift und der Nutzung durch die Jahrhunderte die Zuweisung als Dekanatsgebüde eindeutig blieb, stellte die Lokalisierung des ersten nach dem Brand errichteten Pfarrhauses eine Schwierigkeit dar. Das Gebüde in der Metzgerstraße 56 war zuletzt nur noch als Oberhelferrathaus bekannt und schien deshalb nicht in Frage zu kommen. So kam es, dass bereits in der nach einem größeren Umbau im Jahr 1916 neu

⁸⁵ Ein weiteres Beispiel für die hervorragende Aktenlage zu den beiden Pfarrhäusern besteht in den im Reutlinger Stadtarchiv erhaltenen Musterblättern für verschiedene Plattenbeläge und einen Wasseralfinger Regulier-Fülllofen; vgl. StadtA Rt., Ev. Dekanatsamt, Bestand S Nr. 37 und 29.

gefertigten Baubeschreibung durch die Kirchengemeinde der Hinweis zu finden ist, das genaue Baudatum des Hauses sei unbekannt.⁸⁶

Anstehende Umbaumaßnahmen gaben in den Jahren 2005 und 2006 Gelegenheit zu einer genaueren Untersuchung der Gebäude und der Archivalien. Es zeigte sich dabei, dass das Gebäude in der Metzgerstraße das ältere der beiden Häuser ist und es sich dabei um das erste nach dem Stadtbrand wiedererrichtete Pfarrhaus aus dem Jahr 1729 handelt. Die Zuordnung wurde möglich durch ein Rückverfolgen der Benennungen bzw. Nutzungen des Gebäudes und der für den Bauunterhalt zuständigen Institutionen. Auf diese Weise kam eine immense Fülle von Archivalien zum Vorschein, vor allem Rechnungsbücher, die die Umbaumaßnahmen fast lückenlos Jahr für Jahr nachvollziehen ließen und auch die Umnutzungen und damit die Umbenennungen der Gebäude beinhalteten. So konnte zum einen der Nachweis des Baudatums und der Bedeutung von Metzgerstraße 56 als erstes wiedererrichtetes Pfarrhaus nach dem Stadtbrand erbracht werden. Zum anderen konnte ein Einblick in damalige Lebensumstände gewonnen werden, insofern als sich in den Pfarrhäusern Stallungen und Scheunen nachweisen ließen, deren Strukturen bis zum Zeitpunkt der Untersuchungen im Jahr 2005 ablesbar blieben. Es ist hier wie auch andernorts im 18. und 19. Jahrhundert von Viehhaltung und landwirtschaftlicher Nutzung der Gebäude mitten im Stadtkern auszugehen. Des Weiteren konnte aufgrund erhaltener Pläne und der Angaben in den Rechnungsbüchern für einige Räume eine frühere Nutzung wahrscheinlich gemacht werden, die sich durch Beobachtungen vor Ort bestätigen ließ. Zu nennen wären hier zum Beispiel Stube und Sommerstube im Gebäude Metzgerstraße 56 oder der Disputationsaal im Dekanatshaus Aulberstraße 1. Letzterer ließ sich durch die Umrechnung angegebener Maße aus den Handwerkerrechnungen auf die Lage zweier 2005 vorgefundener und in den neu erstellten Bestandsplänen aufgenommener Räume projizieren und vor Ort durch gezielte Befundöffnungen auch nachweisen.

An dieser Stelle konnte nur ein kleiner Einblick in die Fülle von erhaltenen Archivalien und den großen Umfang an Auswertungsmöglichkeiten gegeben werden, die bei Weitem noch nicht erschöpft sind. Umso wichtiger ist der behutsame Umgang mit originaler Bausubstanz und überlieferten Quellen. Es ist selten, dass Belege für Umbaumaßnahmen in dem Umfang wie bei diesen beiden Reutlinger Beispielen bewahrt blieben und unserer heutigen Generation einen Einblick in längst vergangene und auch bereits vergessene Lebens-, Wohn- und Arbeitsumstände ermöglichen.

⁸⁶ Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen, Gebäudebeschreibung für die Amtswohnung des II. Stadtpfarrers der Marienkirche, 1917, Stichwort „Eigentumsverhältnisse“.

Buchbesprechungen

Kulturamt der Stadt Reutlingen, Heimatmuseum und Stadtarchiv (Hrsg.): Frühe Fotografie in Reutlingen. Porträts, Stadtbilder und Ateliers bis 1918. Ausstellungskatalog, Reutlingen 2008. 384 S., 447 Abb., 27,00 Euro.

Manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass kulturgeschichtliche Ausstellungen oft nur als Anlass und Finanzierungsquelle dienen, um das präsentierte Thema in Form eines mehr oder weniger aufwändig produzierten Katalogs der wissenschaftlichen Langzeitarchivierung zuzuführen. Davon konnte jedoch bei der ausgesprochen kompetent zusammengestellten und großzügig gestalteten Ausstellung zur frühen Fotografie in Reutlingen, die von Heimatmuseum und Stadtarchiv gemeinsam vom 1. Juni bis 5. Oktober 2008 im historischen Gebäude des Heimatmuseums ausgerichtet wurde, keinesfalls die Rede sein. Dennoch steht auch hier ein Jahr später in der Tat nur noch der ebenso opulente Katalog als Rezensionsgegenstand zur Aufnahme in die stadtgeschichtliche Forschungschronik an. Bereits 1997 präsentierte Museumsleiter Werner Ströbele die Stereoskopien des norwegischen Fotografen Knud Knudsen von seinem Reutlinger Aufenthalt 1862, und das Stadtarchiv widmete 2000 der lokalen Fotografie der 1950er Jahre eine Retrospektive – aber gemessen etwa an Stuttgart oder Tübingen, die das 150-jährige Jubiläum der Veröffentlichung der Daguerreotypie-Erfindung im Jahr 1989 jeweils zum Anlass von umfassenden Ausstellungen und Publikationen zur lokalen Frühgeschichte des Mediums nahmen, gehört Reutlingen auf diesem Feld eher zu den „Spätberufenen“. Das ist aber nicht wirklich von Nachteil. Vielmehr bewegen sich die Beiträge zum Katalog auf der Höhe der aktuellen Forschung, die im ausführlichen Literaturverzeichnis dokumentiert ist, auch wenn der Experte einige grundlegende fremdsprachige Literatur wie Michel Frizot, Elizabeth Anne McCauley oder das Ehepaar Henisch vermissen mag.

Nach Vorwort und Einführung verortet zunächst Werner Ströbele, entsprechend der Reutlinger Aufgabenteilung zwischen Museum und Archiv bezüglich der Fotografiebestände, routiniert die Unikatverfahren von der Daguerreotypie bis zur Ferrotypie in der lokalen Mediengeschichte und behandelt die auch Reutlingen streifenden Wanderfotografen. Danach liefert Roland Brühl einen detailreichen Beitrag zu den Reutlinger Fotografen und ihren Ateliers. Dabei zieht er alle Register archivarischer Quellenforschung und beschränkt sich nicht, wie bei lokaler Fotohistorie meist üblich, auf die Auswer-

tung von Zeitungen und Adressbüchern, sondern entwirft anhand von minutiös recherchierten Bauakten, Beibringungs- und Veräußerungsinventaren, Gewerbeakten und persönlichen Erinnerungen ein lebendiges Sozialpanorama des Reutlinger Fotografengewerbes bis 1918. Dass dabei nicht alle angrissenen Fragen so befriedigend beantwortet werden wie die nach der „Jupiterlampe“ (S. 97), sondern neue entstehen wie die nach dem Reutlinger Kamerawerk Contessa (S. 114) oder die nach der Erschießung des Schreiners und ehemaligen Nebenerwerbsfotografen Jakob Schmid als Vergeltungsmaßnahme im April 1945 (S. 116), gehört zum anregenden Grundton der Publikation. Faktengesättigtes und für weitere Nachforschungen äußerst nützlich Ergebnis von Brühls Arbeit sind zum Teil ausführliche Biografien von fast 50 in Reutlingen ansässigen Fotografen, in der Reihenfolge ihrer Tätigkeit am Ort aufgelistet und mit reichhaltigen Bildbeispielen illustriert.

Nun folgen drei Beiträge, die sich mit den landläufigsten Motivgruppen der frühen Fotografie beschäftigen und diese anhand ausführlicher Bildstrecken aus den örtlichen Beständen erläutern. Anna Pytlik gibt einen bei aller Kürze fundierten Überblick über die an örtlichem Bildmaterial nachweisbaren Genres der Porträtfotografie vom Einzelporträt fürs Album oder als Wand schmuck über die regionale Spezialität der Trachtenfotografie bis zu den Gruppenbildern im familiären, gesellschaftlichen oder beruflichen Umfeld. Dabei richtet sie lobenswerterweise ein besonderes Augenmerk auf die original überlieferten Präsentationsformen, die oft mehr über den Zeitgeschmack und die gesellschaftliche Funktion der Porträtfotografie als Medium der bürgerlichen Selbstvergewisserung aussagen als die meist eher uniformen Bildprodukte.

Seitenmäßig noch umfassender beschäftigen sich Martina Schröder, Helen Wanke und Susanne Zolling mit den fotografischen Stadtbildern. Nach einer klugen Verschränkung von medienhistorischen und reproduktionstechnischen Thesen mit ihren lokalen Nachweisen wird eine breite stadtbildliche Chronik aufgefächert: von den Resten der alten Stadtbefestigung über Zeugnisse des Stadtumbaus, z. B. einem interessanten Konvolut zur Renovierung der Marienkirche, bis zu den Neubauten für Wohnungen, Industrie und öffentliche Zwecke. Dabei werden aufschlussreiche Reihen desselben Motivs aus unterschiedlichen Jahren oder von verschiedenen Fotografen gebildet, aus denen sich wertvolle Erkenntnisse über die Wandlungen im Stadtbild, aber auch zu der Entwicklung von Aufnahmetechnik und ästhetischer Auffassung gewinnen lassen.

Schließlich wendet sich Heinz Alfred Gemeinhardt der Ereignisfotografie zu, die allerdings eine wesentlich geringere Überlieferungsdichte besitzt als die anderen fotografischen Genres, was der späten Entwicklung empfindlicher und damit für die Momentfotografie geeigneter Materialien und den in Ermangelung einer illustrierten Presse reduzierten Vermarktungsmöglichkeiten geschuldet ist. Die ersten einschlägigen Reutlinger Aufnahmen datieren

aus den 1890er Jahren; die abbildungswürdigen Ereignisse bewegen sich hauptsächlich zwischen diversen Jubiläen, Festen und Einweihungen, einigen Baumaßnahmen und immerhin der Fotomontage eines Raubmörders mitsamt seinen Opfern sowie der ersten Flugzeuglandung auf einer Wiese am Ringelbach, um dann mit einer Aufnahme der Massenkundgebung am 11. November 1918 in eine neue Epoche überzuleiten.

Ein besonderes Merkmal des Reutlinger Kataloges besteht in seiner Bildfülle: Fast 450 Aufnahmen sind exzellent vierfarbig und damit in allen Schattierungen der frühen Schwarzweißfotografie mitsamt den Schadensspuren der Geschichte reproduziert; viele (warum nicht alle?) sind vorbildlich freigestellt und durch einen (leider nur elektronisch erzeugten) Schlagschatten als Objekt für den Betrachter fassbar gemacht. Die Bildlegenden sind korrekt, leider weitgehend ohne Verfahrensangaben; die meist sehr ausführlichen erklärenden Texte beschäftigen sich zwar weitgehend nur mit dem Dargestellten und dessen historischem Umfeld (und selten etwa mit Blickführung oder Aufnahmetechnik), dies aber in allen Genres so kundig und detailreich, dass der Band durchaus als eine Schule des Betrachtens früher Fotografien bezeichnet werden kann. Leider wurde dem Grafiker zuviel kreativer Freiraum eingestanden, der nicht immer zum Nutzen der Sache gebraucht wurde: Das großzügige Format und der üppige Umfang der Publikation verführten offensichtlich zum „Aufblasen“ der Bildmotive über die Originalgröße hinaus und zum sinnfreien und die Konzentration auf die Fotografien eher störenden Spiel mit diversen Graufächern.

Diese Details schmälern aber auf keinen Fall die großen Verdienste von Ausstellung und Publikation, die geradezu beispielhaft genannt werden können. Der Rezensent hofft auf diesem hohen Niveau auf eine baldige Fortsetzung in Form eines Projektes zur Reutlinger Fotografie von 1918 bis 1945 (vielleicht mit einer deutlicheren Berücksichtigung der Amateur- und Knipsfotografie) – und auf eine baldige fachliche Online-Erschließung der umfassenden Reutlinger Fotobestände in Museum und Archiv, die auf etwa eine Million Aufnahmen beziffert und damit zu den größten kommunalen in Deutschland gezählt werden.

Wolfgang Jaworek

Otto-Günter Lonhard: Die Türkensteuerlisten der Stadt Reutlingen (Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wappenkunde, Bd. 4). Selbstverlag, Stuttgart 2009. 187 S., 17,00 Euro.

Bereits zum zweiten Mal ist Reutlingen in der Reihe „Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wappenkunde“ Gegenstand einer Untersuchung von Otto-Günter Lonhard. Nach den in Band 1 vorgelegten Musterungslisten von 1578 bis 1612 verschafft er nun in Band 4 der Forschung einen leichteren Zugang zu den Türkensteuerlisten des Reutlinger Stadtarchivs aus den Jahren

1542, 1545, 1547 und 1557. Lonhard listet zunächst in alphabetischer Folge rund 700 Familiennamen mit den jeweiligen Steuerleistungen auf. Eine sich anschließende tabellarische Gegenüberstellung der vier Steuerverzeichnisse lässt Rückschlüsse über die Vermögensentwicklung bei mehr als 1700 Personen in der Mitte des 16. Jahrhunderts zu, aber auch verwandtschaftliche Beziehungen erkennen. Ergänzt werden die Daten immer wieder durch Informationen zur Lokalisierung von Gebäuden, die Lonhard vor allem aus Lagerbüchern zusammengetragen hat.

Den Abschluss bildet eine Zusammenstellung der Steuerpflichtigen in den zur Reichsstadt Reutlingen gehörenden Ortschaften Betzingen, Bronnweiler, Gomaringen, Hinterweiler, Ohmenhausen, Stockach und Wannweil für die Jahre 1545 und 1547. In der frühen Liste von 1545 findet man zusätzliche Hinweise auf beschäftigte Knechte und Mägede.

Dank Lonhards Arbeiten liegt nun für das 16. Jahrhundert eine dichte Folge edierter Steuerverzeichnisse vor. Sie stellen eine wesentliche Erleichterung für die Reutlinger Familien- und Sozialgeschichtsforschung der frühen Neuzeit dar.

Roland Brühl

Ellen Pietrus: Heinrich Dolmetsch. Die Kirchenrestaurierungen des württembergischen Baumeisters, hrsg. vom Regierungspräsidium Stuttgart/Landesamt für Denkmalpflege. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2008. 408 S. mit 406 zumeist farbigen Abb., 98,00 Euro.

Am 26. November 2008 wurde in der Reutlinger Marienkirche das Buch „Heinrich Dolmetsch. Die Kirchenrestaurierungen des württembergischen Baumeisters“ als 13. Band in der Reihe „Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg“ vorgestellt: ein mit über 400 meist farbigen Abbildungen üppig illustriertes und mit einem Preis von 98 Euro in jeder Hinsicht opulentes Werk. Die Autorin Ellen Pietrus würdigt hierin die Marienkirche – neben vergleichbaren Kirchenbauten in Bad Urach, Herrenalb und Vaihingen/Enz – als eine der vier „architektonisch hochrangigen Stadtpfarrkirchen“, die Dolmetsch im Zeitraum von 1893 bis 1901 um- und neugestaltete. Daneben hat sie die Planungen und Arbeiten des Baumeisters zwischen 1880 und 1908 für 101 weitere Dorf- und Stadtkirchen in Württemberg untersucht. Die Marienkirche ist dabei einer der Sakralbauten, deren „Dolmetsch-Ausstattung“ auch die Kirchenerneuerungen der 1950er und 1960er Jahre nahezu unbeschadet überstanden hat.

Ellen Pietrus hat bereits in der Reutlinger Geschichtsblättern NF 40 (2001) die Kirchenneubauten Heinrich Dolmetschs vorgestellt: ein Beitrag unter anderem mit Beschreibungen der Reutlinger Katharinenkirche von 1890 sowie der Leonhardskirche von 1894 und gewissermaßen eine vorweggenommene Ergänzung des nun vorliegenden Bandes, der sich mit dem Schwerpunkt von

Dolmetschs Schaffen auseinandersetzt. Profanbauten haben in dessen Lebenswerk eine zu vernachlässigende Rolle gespielt. Die nunmehr publizierte Arbeit von Pietrus wurde 2003 als Dissertation an der Universität Hannover angenommen.

Wie der Beitrag in den Reutlinger Geschichtsblättern umfasst der zweite Teil des Buchs objektbezogene Einzeldarstellungen. Untergliedert nach „ausgeführten Restaurierungsmaßnahmen“ und „unausgeführten Entwürfen und Gutachten“ sind sie jeweils nach dem Alphabet der Städte und Gemeinden geordnet. Außerdem sind sie nahezu durchgängig mit zumindest einer Abbildung versehen: einem Grundriss, einem Quer- oder Längsschnittsplan, einer Bauzeichnung oder einer Fotografie des restaurierten beziehungsweise zu restaurierenden Kirchengebäudes. Die textliche Beschreibung von Dolmetschs Wirken wird jeweils ergänzt durch Quellenangaben und Literaturhinweise. Landeskonservator und Herausgeber Michael Goer wertet in seinem Vorwort insbesondere diese Einzeldarstellungen als „wichtige Arbeitsgrundlage für die praktische Denkmalpflege“.

Der erste Teil des Buches bietet dagegen eine systematische Auseinandersetzung mit dem Thema. Das hier wiederum im Mittelpunkt stehende Kapitel „Restaurierungen“ beschreibt zum einen die Kontextsituationen, in denen sich Dolmetschs Schaffen vollzog, wie etwa den Zustand der Kirchengebäude, die Vorgaben der Bauherren, die Finanzierung und die Bauorganisation. Vor allem untersucht Pietrus jedoch ortsübergreifend die durchgeführten und geplanten Erneuerungen an den einzelnen Architekturelementen wie beispielsweise den Umfassungsmauern, Türmen, Decken oder Emporen. Die Analyse dieser Maßnahmen ist zugleich die Definition von Dolmetschs Gestaltungsprinzipien. Von der Marienkirche ist unter anderem im Kontext der „Finanzierung“ von Restaurierungsmaßnahmen die Rede: Reutlingen bietet ein Beispiel für eine in kirchlichen Kreisen nicht unumstrittenen Maßnahme, nämlich die Durchführung einer Lotterie im Jahr 1901, um die außerordentlich hohe Bausumme schultern zu können.

Darüber hinaus nimmt Pietrus eine durchaus kritisch-distanzierte Beurteilung von Dolmetschs Schaffen vor. Nach der Neubewertung des Historismus vor rund vier Jahrzehnten beziehungsweise seiner erstmaligen Wertschätzung aus der geschichtlichen Distanz heraus, hält sie fest: „Der überwiegende Teil von Dolmetschs Restaurierungsarbeiten fällt in eine Zeit, die von den Grundsätzen der modernen Denkmalpflege noch unberührt war.“ Nicht der Erhalt historischer Bausubstanz stand im Vordergrund, sondern die auf Wiederherstellung einer Zeitschicht eines Bauwerks ausgerichteten „stilpurifizierenden Maßnahmen“. Das Anlegen solch moderner Wertungsmaßstäbe durch die Autorin schmälert nicht das Verdienst, dass mit dieser als Kunstbildband gestalteten monographischen Arbeit zu einem Architekten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine weitere, überaus ansprechende Würdigung des Historismus vorliegt.

Gerald Kronberger

Bernhard Karl Vögtlin: Gerd Gaiser. Ein Dichter in seiner Zeit. Eine Studie zur Zivilisationskritik im 20. Jahrhundert. Tectum Verlag, Marburg 2004. 208 S., 27 Abb. im Anhang, 29,90 Euro.

Das hier vorzustellende Buch ist die an der FU Berlin vorgelegte Dissertation (2002) des Schweizer Germanisten Bernhard K. Vögtlin. Der ursprüngliche Titel „Von Sparta nach Neu-Spuhl. Zivilisationskritik im Werk von Gerd Gaiser“ verweist auf den geistigen Weg Gaisers von seiner humanistischen Schulbildung in der wilhelminischen und Weimarer Zeit bis zur Wirtschaftswunder-Welt der Nachkriegsjahre. Der Titel der Buchausgabe von 2004 lenkt den Blick stärker auf den Autor selbst, und zwar im biographisch-geschichtlichen wie im thematischen Zusammenhang einer zivilisationskritischen Studie. Nach Vögtlins eigener Definition ist das Erkenntnisinteresse seiner Arbeit „allein auf einen Autor fokussiert, dessen zivilisationskritische Anschauungen und Ängste gleichwohl exemplarisch für die Geistesströmungen seiner Zeit sind“ (S. 7). So stellt sich der Verfasser die doppelte Aufgabe, Leben und Werk eines Schriftstellers kritisch darzustellen und gleichzeitig den zeitgeschichtlichen Kontext zu skizzieren, aus dem und in dem Gaiser als Repräsentant einer konservativ-zivilisationskritischen Haltung erkennbar ist. Vögtlin setzt sich darüber hinaus mit den Bewertungen von Gaisers Werk auseinander, so dass dem Leser ein komplexer Zusammenhang von Zeitgeschichte, Autor und Werk samt Rezeptionsgeschichte vorgestellt wird.

Das Buch ist chronologisch mit sprechenden Kapitelüberschriften gegliedert. Im Kapitel „Der träumende Flieger“ erklärt der Verfasser Gaisers Hinwendung zum Nationalsozialismus aus frühen Prägungen und Angsterfahrungen aufgrund der politischen und sozialen Umwälzungen in seinen Jugendjahren. In dem Gedichtband „Reiter am Himmel“ (1941) wird die neue Lebensauffassung (Führertum, Kampf, Heroisches, Rassisches etc.) formuliert. Aus dem zeitgeschichtlichen Kontext heraus können die heute schwer verständlichen Gedichte als Ausdruck eines idealistisch motivierten Kampfes für einen autoritären, völkischen Staat eingeordnet werden. Gaisers geistiger Weg habe zwar ins „irrationale Denken“ geführt, er habe aber in jener Phase durchaus in „historischen Kategorien“ gedacht (S. 51).

Das eigentliche literarische Schaffen Gaisers nach der großen Katastrophe beschreibt Vögtlin in mehreren Phasen. Im Kapitel „Die Heimkehr ins Zeitlose“ wird Gaisers neues Menschenbild aus der Chaos-Erfahrung skizziert: Leben und Mitleid als bestimmende Werte („Zwischenland“, Erzählungen, 1949). Im Heimkehrer-Roman „Eine Stimme hebt an“ (1950) kritisiert der Autor die innere Leere, die Überschätzung des Materiellen und die Verdrängung des Geschehenen. Der Heimkehrer selbst findet zu traditionellen Werten wie Ehe und Familie zurück.

Im Kapitel „Auf der Suche nach der Vergangenheit“ werden die beiden mittleren Romane in den Blick genommen. In dem Kriegsroman „Die ster-

bende Jagd“ (1953), damals hoch gelobt, hebt Vögtlin die Spannung zwischen Technik und Gewissen heraus: Die heroisierende Darstellung der Luftkämpfe einer Jagdstaffel in einem hoch technisierten Krieg und die Kritik an der politisch-militärischen Führung (Gehorsam/Gewissen, Schändung des deutschen Namens durch eigene Verbrechen u. a.). Der Roman zeigt Offiziere, die in aussichtsloser Lage den großen Führer zwar verfluchen, aber lieber den sogenannten Heldentod sterben als Widerstand leisten. So erscheint das Kriegsende im Chaos als Niederlage des Gehorsams, als Schicksalsereignis und nicht als Befreiung von einem verbrecherischen Regime. In „Gianna aus dem Schatten“ (1956) steht die Frage nach der persönlichen Schuld im Krieg und der tragisch-mythischen Deutung im Zentrum der Novelle. Im Blick auf die vielfach vermisste kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit wäre Gaisers „Ansprache an die Tübinger Jungbürger“ (1957) eingehender zu analysieren.

Erforschung und mythische Deutung von Natur und Geschichte sind die Grundlinien des Romans „Das Schiff im Berg“ (1955). Der Archäologe Hagmann, auch er ein Heimkehrer, sucht in einem Berg und seiner Geschichte das Dauernde, „Zeitlose“ gegenüber der flüchtigen Menschengeschichte. In dem poetischen Bild vom „Schiff im Berg“ wird ein Mythos der Hoffnung gestaltet. Diesem steht die Hoffnung der aktuell Verantwortlichen gegenüber, die Natur für das Leben der Menschen, für Tourismus wirtschaftlich nutzen zu können. An diesem Gegenbild spiegelt sich die zivilisationskritische Haltung von Gaiser/Hagmann, der der neuen Generation vorwirft, durch die Vermarktung der Natur deren mythisches Wesen zu verspielen. Mit dem Verlust des mythischen Bildes (Schiff im Berg) gehe, so der Maler-Dichter Gaiser, die Hoffnung auf Zukunft verloren – im kritischen Blick eine pessimistische Geschichtsauffassung. In der Natur mit ihrem ewigen Werden und Vergehen behält jedoch auch der zum Mitleid fähige Mensch seinen Platz.

Gaisers Ruhm als bedeutender Dichter der (west-)deutschen Nachkriegsliteratur, der mit dem Roman „Eine Stimme hebt an“ beginnt, findet mit dem in mehrere Sprachen übersetzten Roman „Schlussball“ (1958) seinen Höhepunkt. (Von Gaisers Werken waren vor allem der „Schlussball“ und einige Erzählungen Schullektüre geworden.) Die Analyse dieses kunstvoll vielperspektivisch erzählten Romans stellt Vögtlin unter die Kapitelüberschrift „Im Wartesaal des Wirtschaftswunders“. Gaisers Bevorzugung des Dorfes als Raum bewussteren Lebens fasst Vögtlin in der Formel „Zwischen Agrarromantik und großstadtfeindlichem Klischee“. Die Stadt der Nachkriegs-Wohlstandsgesellschaft erweist sich als eine „Welt des schönen Scheins“, die Bewohner von Neu-Spuhl werden in ihrem materialistischen Fehl-Verhalten u. a. in ethischer, städtebaulicher und bildungspolitischer Hinsicht vorgeführt. Für die Idealisierung des Dorflebens findet Vögtlin Hinweise in autobiographischen Texten des Dichters (z. B. „Aus dem Dorf M.“) und eine in die Romantik zurückreichende geistesgeschichtliche Tradition. Der Roman, in dem

zwei Menschen zu Tode kommen, endet mit einem Bild des Lebens, indem zwei Schwache (ein behindertes Mädchen, eine Witwe) in einem Bombenkrater-Tümpel die Verwandlung von Libellen-Larven zu neuem Leben beobachten.

Erzählerische Varianten seiner Zivilisationskritik entwirft Gaiser in dem Band „Am Paß Nascondo“ (1960), von Vögtlin unter der Überschrift „Der Weg zwischen den Welten“ besprochen. In zwei sprachlich und topographisch abgehobenen Sinnbildern für eine moderne Diktatur und einen dekadenten Wohlfahrtsstaat sieht Vögtlin die Pole für die Spannung zwischen Gaisers Position als Unpolitischem und seinem Bekenntnis zur deutschen Einheit.

Mit der Kritik an Gaisers Werk geht Vögtlin differenziert und zupackend um. Unproblematisch ist dabei das Lob von allen Seiten, die Anerkennung von Gaisers sprachlicher Ausdruckskraft, die Intensität der Darstellung von Kolorit und Atmosphärischem. Die zum Teil harsche Kritik (sprachliche Besonderheiten, mythische Weltdeutung) wird von Vögtlin differenziert bewertet. Bewertungen der Sekundärliteratur setzt er im Blick auf die Texte selbst alternative Deutungen gegenüber. In seiner zusammenfassenden Einschätzung des Werks kommt Vögtlin zu dem Schluss, dass Gaiser aus seiner Zeit heraus schreibt, dass er sich aber dem Fortgang der Zeit versagt („Ein Dichter gegen die Zeit“). Vor Kritik brauche er nicht abgeschirmt zu werden. Die Diskussion über sein Werk könnte für die Nachkriegs-Entwicklung sogar fruchtbar gewesen sein. Gaiser bleibe ein umstrittener Autor, sein Werk aber spreche durch seine dichterische Kraft auch künftig für sich selbst.

Vögtlins kenntnisreiche und informative Studie setzt sich anregend und produktiv mit dem Thema auseinander. Sie markiert – rund ein Vierteljahrhundert nach Gaisers Tod – den Stand der Diskussion über einen bedeutenden, mit vielen Preisen ausgezeichneten Dichter der deutschen Nachkriegsliteratur. In einem umfangreichen Anhang fügt der Autor Anmerkungen über geschichtliche Zusammenhänge, zur Sprache und zur literarischen Kritik bei, dazu ein umfassendes Literaturverzeichnis der Werke, Übersetzungen und Sekundärliteratur, schließlich einen Dokumentarteil (Bilder, persönliche und literarische Dokumente, Zeitungsartikel).

Theodor Karst

Grieshaber und die Moderne, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spendhaus Reutlingen. Hatje Canz Verlag, Ostfildern 2009. 196 S., 220 Abb., 28,00 Euro.

Aller guten Dinge sind fünf: So war es nur folgerichtig, dass es nach 1959, 69, 79 und 89 einen Katalog und eine großangelegte Ausstellung zu HAP Grieshabers hundertstem Geburtstag geben wird. Die erste Überraschung bietet das ausgewählte Katalog- und Ausstellungsplakatmotiv: ein eher untypischer Grieshaber aus der Serie der „Janusköpfe“, die 1956 entstanden ist.

Die Reutlinger Oberbürgermeisterin Barbara Bosch hängt die Latte in ihrer Vorbemerkung „Statt eines Grußwortes“ hoch: Grieshaber gehöre „ohne Zweifel zu den bedeutendsten bildenden Künstlern des 20. Jahrhunderts in Deutschland“. Dieser Ball wird vom wissenschaftlichen Team um den Leiter des Städtischen Kunstmuseums Spendhaus Reutlingen, Herbert Eichhorn, gekonnt aufgenommen und gespielt. In seinem einführenden Katalogbeitrag geht Eichhorn auf die anhaltende kunsthistorische Wertschätzung Grieshabers in Reutlingen und im Südwesten Deutschlands ein und erläutert den ambitionierten Ausstellungstitel: Grieshaber und die Moderne. Mit diesem neuen Ansatz wird erstmals die künstlerische Leistung Grieshabers aus dem lokalpatriotischen Kontext heraus den aktuellen Strömungen seiner Zeit gegenübergestellt. Mit dieser dialektischen Sichtweise ergeben sich klug herausgearbeitete Gegenüberstellungen wie zum Beispiel Grieshaber und das Bauhaus, sein Verhältnis zu Marc Chagall oder Pablo Picasso sowie Max Beckmann. Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt ist die Aufarbeitung von Grieshabers Lehrtätigkeit und ein Blick auf das künstlerische Leistungsspektrum seiner Schülerinnen und Schüler.

Petra von Olschewski eröffnet den Reigen der kundigen Katalogbeiträge, denen jeweils ein Zitat vorangestellt ist. Von Olschewski untersucht die Einflüsse der Moderne – gemeint sind die modernen künstlerischen Tendenzen und Strömungen am Anfang des letzten Jahrhunderts – auf die Entwicklung und Ausprägung des heranreifenden jungen Künstlers. Sie verweist auf die Bedeutung des Augenblicks bei Grieshaber und die frühe Festlegung auf den Holzschnitt als originäre Technik, erwähnt allerdings auch das Ausprobieren anderer Techniken wie Aquarell, Malerei oder Zeichnung. Ebenso arbeitet sie den Einfluss des Bauhauses und einzelner Künstler wie Paul Klee und Lyonel Feininger auf Grieshaber heraus, was in der begleitenden Ausstellung im Spendhaus (15. 2. – 1. 6. 2009) kongenial mit Werkbeispielen umgesetzt wurde.

Chronologisch wendet sich Catharina Geiselhart in ihrem Beitrag „Grieshaber und die Klassische Moderne“ der diesen frühen Jahren folgenden künstlerischen Reifung Grieshabers zu. Der Blick wird auf Künstler wie Pablo Picasso, Max Beckmann, Henri Matisse, Ferdinand Hofer oder auch Fernand Léger gelenkt sowie auf den von Grieshaber ebenfalls sehr geschätzten Ernst Ludwig Kirchner. Auch Edvard Munch oder Emil Nolde gehören in diese Phalanx der gestalterischen Vorbilder und erklären die Vorliebe Grieshabers am Festhalten an der Figuration, auch und gerade in Zeiten, als Abstraktion als absolut en vogue galt. Entscheidend ist dabei, wie es HAP Grieshaber gelingt, diese Anregungen von Künstlern seiner Zeit aufzunehmen und zu verarbeiten, dabei aber einen völlig unverwechselbaren und unabhängigen eigenen Stil zu entwickeln.

In einem zweiten Katalogbeitrag beschäftigt sich Catharina Geiselhart ausführlich mit dem bislang eher wenig beachteten Thema der Beziehung zwischen Grieshaber und Pablo Picasso. Dabei bewertet sie – anhand des überlie-

ferten Bibliotheksbestandes von Grieshaber, der heute größtenteils in der Stadtbibliothek Reutlingen verwahrt wird – die Bedeutung des spanischen Künstlers, finden sich doch allein 91 Bücher von Picasso in seinem Fundus. Grieshabers frühe Beschäftigung mit dem Werk Picassos wurzelt in dessen Werk „Guernica“, das Picasso für die Weltausstellung 1937 in Paris gestaltete und in dem er die Gräueltaten des spanischen Bürgerkriegs thematisiert – ein entscheidendes Erlebnis für den zeitlebens politisch engagierten Künstler HAP Grieshaber. So ist es nur folgerichtig, dass er sich sofort nach seiner Rückkehr aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft im Juli 1946 erneut intensiv mit Picasso befasste und – erstaunlich genug zu diesem Zeitpunkt – sogar mit einem selbst zusammengestellten Dia-Vortrag in bester VHS-Manier durchs Land reiste. Interessant auch der Hinweis auf das Künstlerfest, das Grieshaber zusammen mit Freunden zu Picassos 80. Geburtstag in der Galerie 5 veranstaltet hat, leider ohne das persönliche Erscheinen des Jubilars in Reutlingen.

Herbert Eichhorn widmet sich danach einem weiteren noch nicht so stark in der Öffentlichkeit verankerten Themenkomplex: Grieshaber als Documenta-Teilnehmer und seine künstlerische Entwicklung in den fünfziger Jahren, festgemacht an einzelnen Stationen seiner Lehrtätigkeit. Fixpunkt seines Schaffens ist die endgültige Etablierung des großformatigen Holzschnitts als autonomes Bild und damit einhergehend sein künstlerischer Durchbruch spätestens ab Beginn der fünfziger Jahre. Äußerlich bestätigten lässt sich diese Aussage an seiner Berufung 1951 als Lehrer an die Bernsteinschule in der Nähe von Horb (bei Sulz am Neckar) sowie anschließend (1955–1960) am Ruf als ordentlicher Professor in der Nachfolge von Erich Heckel an die Kunstakademie Karlsruhe. Gleichzeitig erhält Grieshaber Einladungen zu den ersten drei Documenta-Ausstellungen 1955, 1959 und 1964 sowie zur Biennale in Venedig. Interessant und aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die ungewöhnlichen und seiner Zeit teilweise weit vorausweisenden Lehrmethoden Grieshabers. Ein Thema, das daneben durchaus noch weiterer Untersuchungen bedarf, sind die kurz angedeuteten Überschneidungen im Werk von Joseph Beuys und HAP Grieshaber.

Nach einem zweiten großzügigen Abbildungsteil – meist in Farbe – folgt die Betrachtung Kathrin Schneiders zum Thema HAP Grieshaber und die Selbstdarstellung. Schneider arbeitet die Liebe Grieshabers zur Selbstinszenierung – hierin seinem Vorbild Picasso nicht unähnlich – anhand von ausgesuchten Text- und Bildbeispielen exemplarisch heraus. Dazu gehört auch die Verkürzung seiner Vornamen Helmut, Andreas und Paul auf das wesentlich medienwirksamere Kürzel HAP und das Entwickeln einer prägnanten Signatur. Gleichzeitig untersucht Schneider die raren Selbstbildnisse im Oeuvre HAP Grieshabers und die Umsetzung seiner privaten Umstände in seinem künstlerischen Werk, speziell am Anfang seines Schaffens. Erst in den siebziger Jahren kommt Grieshaber – angeregt durch den aus Russland stammenden Fotografen Paul Swiridoff – zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem

Komplex Selbstporträt, bei der er aber einmal mehr dem geneigten Betrachter selbst den Spiegel vorhält. Auch weist Schneider auf das Alter Ego von Grieshaber, den griechischen Hirtengott Pan hin, der wie der Künstler selbst als Vermittler zwischen Kunst und Natur tätig ist und dessen Darstellungen daher als eigentliche Selbstporträts zu verstehen sind. Schneiders einfühlsame Einlassungen enden mit einer Betrachtung über den Osterritt von 1964 als eine Autobiographie von Grieshaber, in der er tagebuchartig den Ritt bebildert und sich dabei auch selbst porträtiert. Zu Recht verweist Kathrin Schneider dabei auf die herausragende Rolle, die der Natur- und Umweltschutz bereits in den sechziger Jahren für HAP Grieshaber spielt, lange bevor solche Denkweisen modern wurden. Indirekt bietet Schneider damit eine Erklärung für die ungebrochene Wirkung von Grieshaber: Die Marke HAP Grieshaber überdauert im Zusammenspiel mit ihren Bildschöpfungen reizvoll inszeniert die Wirrnisse der Zeit.

Einem Sonderkapitel in der Beschäftigung mit Grieshaber, nämlich seinem Umgang mit der Schrift, widmet sich Stefan Soltek. Nach dem Ende seines Schulbesuchs absolvierte Grieshaber eine Lehre als Buchdrucker und Schriftsetzer und besuchte gleichzeitig die Stuttgarter Kunstgewerbeschule, wo er von F. H. Ernst Schneidler (1882–1956) stark beeinflusst wurde. Wegweisend auch die Beschäftigung mit dem Werk des niederländischen Druckkünstlers Hendrik N. Werkman (1882–1945). Dass „Schrift“ für Grieshabers gesamtes Werk von herausragender Bedeutung war, lässt sich nicht zuletzt an seinen zahlreichen Plakaten nachweisen.

Den Schlusspunkt setzt die frühere Leiterin des Städtischen Kunstmuseums Spendhaus Beate Thurow, die Grieshaber und die Folgen analysiert. Sie bezieht sich auf ein Zitat Grieshabers, in dem er vier Leitsätze für sein Werk benennt: die Figuration, die großen Themen der Menschheit wie Geburt, Leben und Tod, das Handwerk als künstlerische Aktion sowie das offensive Sich-Stellen der Kritik und die Auseinandersetzung damit. Beate Thurow untermauert Grieshabers Thesen kenntnisreich mit ausgesuchten Text- und Bildbeispielen, ergänzt von Hinweisen auf spätere Entwicklungen, nicht zuletzt die Einweihung des Reutlinger Kunstmuseums 1989 (mit einer Ausstellung zu Grieshabers 80. Geburtstag) als exquisite Heimstätte für den Neuen Holzschnitt. Damit schließt Thurow den Kreis zur eingangs erwähnten Feststellung von Barbara Bosch: „Ohne Grieshabers Erneuerung des Holzschnitts nach 1945 hätten sich diese neuen Wege wohl kaum eröffnet.“

Weitere Abbildungen von chronologisch angeordneten Werkbeispielen von HAP Grieshaber und Künstlern wie Jörg Immendorff, Georg Baselitz, A. R. Penck, Felix Dröse oder Matthias Mansen runden den sehr ansprechend gestalteten Katalog zusammen mit einer Biographie und einem Werkverzeichnis ab.

Barbara Krämer

Grieshaber 100 – Eine hundertfache Hommage. Weggefährten, Freunde, Museen und Galerien gratulieren, hrsg. von Hermann Pfeiffer für den Freundeskreis HAP Grieshaber (Jahresgabe 2009). 288 S., 230 meist farbige Abb. und ein zweifarbiges Original-Holzschmitt von Klaus Herzer. Gulde Druck GmbH, Tübingen 2009, 35,00 Euro.

„Onkel Helmut hat Geburtstag – da sollten wir etwas machen!“ Wer kennt sie nicht, diese gefürchteten Aufrufe, sobald in der näheren oder weiteren Verwandt- oder Bekanntschaft runde Geburtstage anstehen. Auch die Bitte des agilen Freundeskreises HAP Grieshaber, zum hundertsten Geburtstag des Namensgebers eine Festschrift mit persönlichen Erinnerungen und Glückwünschen herauszugeben, erntete anfangs nicht nur ein begeistertes Echo. Was dann allerdings unter der energischen und umsichtigen Federführung von Hermann Pfeiffer herauskam, ist ein mehr als lesenswertes Kompendium, eine kleine bibliophile Kostbarkeit. Es beginnt schon beim Umschlag in Gold; Grieshaber sagt dazu bei der Eröffnungsrede zur Ausstellung „Spiegel Gold“ in Nürnberg 1967: „Gold galt nicht als Farbe. Beim Drucken war man froh, wenn der Holzschmitt den einfachen Strohdeckel, auf dem man druckte, zu goldenem Stroh werden ließ. Schon die Not zwang mich dazu. Gold wird nämlich von den Druckereien wie ein Zweifarbendruck berechnet.“ Dass im Titel GRIESHABER 100 noch die Buchstaben HAP erhaben erscheinen, ist der typographischen Schriftsetzerausbildung von Grieshaber mehr als angemessen. Hinzu kommt der abgedruckte Erinnerungskanon von Karl Michael Komma, der den Namen des Künstlers in einem federnd leichten Rhythmus im $\frac{3}{4}$ -Takt über den Ganztonschritten h, a, g abwärts und anschließend es, h, a, b und e in großem Ambitus als Geburtstagsständchen für den Jubilar komponierte.

Die einzelnen Beiträge sind alphabetisch angeordnet und spiegeln in ihrer Vielfaltigkeit die angesprochenen Autoren. Ob frühere Schüler wie Hans Baschang oder Josua Reichert, Drucker wie Betschinger oder Cantz, seine Töchter wie Nani oder Ricca – der Strauß ist bunt, der vor dem Leser aufgeblättert wird. So unterschiedlich wie die Autoren sind ihre Beiträge: Sie reichen von Briefen an den Jubilar, eigens gestalteten Gedichten oder Kunstwerken bis hin zu sehr persönlichen Erinnerungen und Kuriositäten. So erfährt man beispielsweise auf Seite 221, dass HAP Grieshaber beim gleichen Schneider wie der Agha Khan (sic!) arbeiten ließ und dieses Jackett aus kamelhaarfarbenem Kaschmirstoff dann auch begeistert trug. Eingebettet ist diese Episode in eine kenntnisreiche Abhandlung von Heinz Spielmann über Grieshabers Ärger über die Ausstellung „Ars Multiplicata“ und seine Reaktionen darauf. Über Grieshabers frühe und bislang fast in Vergessenheit geratene Jahre in Nagold berichtet Eckhart Ph. Kern, der über eines der frühesten erhaltenen Werke, ein Ölbild mit dem Titel „Feuerbacher Wald“ von 1927, auf die Spur des Künstlers geriet. Einen interessanten Querverweis liefert auch die Staats-

galerie Stuttgart mit ihrem Hinweis auf einen eher unbekanntem Holzschnitt Grieshabers, eine „hommage à Lehbruck“, der gleichzeitig den Bogen zum Titel der Festschrift „Eine hundertfache Hommage“ schlägt. Dass bei Grieshaber nichts dem Zufall überlassen bleibt, zeigt Brigitte Reinhardt vom Ulmer Museum in ihrem Beitrag, in dem sie darauf hinweist, dass Grieshaber für sein berühmtes „Ulmer Tuch“ als Bildträger Leinwand wählte, da Ulm durch den mittelalterlichen Handel mit Barchent, einem Gewebe aus Leinwand und Baumwolle, reich geworden war.

Viele Gratulanten stellen ihre einst von Grieshaber erhaltenen Malbriefe in das Zentrum ihrer persönlichen Gratulation wie beispielsweise Günther Wirth, der auch über die legendäre Geburtstagsfeier zu Pablo Picassos 80. Geburtstag 1961 in der Gartenstraße 5, der heutigen Galerie Geiselhart, berichtet. Und die Schriftstellerin Christa Wolf steuert die Erkenntnis bei, zu der Grieshaber bei einem Besuch bei ihr in Mecklenburg gelangte: „Ja, so geht es natürlich auch: Man macht einfach einen Strich von links nach rechts quer über das Blatt, und schon hat man den Horizont, und die Zeichnung ist strukturiert.“ Dass Grieshaber aber für Ratschläge in allen Lebenslagen gut war, zeigt ein weiteres Zitat von ihm, das sich im Beitrag von Gert Wunderlich findet: „Liebe Ricca, Dein alter Paps kann Dich gut verstehen. Das ist schön und scheusslich zugleich: verliebt zu sein! Du wirst es noch oft sein. Es wird sicher nicht leichter dadurch. Aber Du meine Tochter wirst immer schöner und verführerischer durch solches Leiden... glaub Deinem Alten, es lohnt sich! Eigentlich ist der Mond kalt, er leuchtet nur durch die Sonne, leuchtet allen, wie Küsse eine Frau verschönern... Es lohnt sich wirklich, das weiss der alte Schwerenöter. Dein Paps.“ Wer würde sich nicht über solche Briefe freuen?

Es ist das Verdienst dieser Festschrift, neben dem bildenden und dem schriftstellerischen Künstler gerade auch den Menschen HAP Grieshaber auf sehr persönliche Art und Weise, in Achtung und Respekt in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt zu haben. Dass sich dabei auch für den Grieshaber-Kenner noch interessante Hinweise finden lassen, ist – neben der sehr gelungenen Gestaltung – ein weiterer Pluspunkt dieser Publikation. Denn eigentlich ist ja alles ganz einfach, wie Grieshaber selbst sagt: „Man nimmt ein Messer und schneidet rein, was man nicht haben will, dass es druckt; und was man will, dass es da ist, das lässt man stehen.“ So gesehen stimmt der Eindruck (ein Zitat von Durs Grünbein), den man beim Lesen dieser lebensbejahenden Gratulationsbeiträge gewinnt: „Er ist gestorben, aber er ist nicht tot.“

Barbara Krämer

Christoph Dohse (Katalog und Textauswahl): „hommage à langensbacher“ – Künstler, Literat, Werbegrafiker, mit Texten von Karl Langensbacher, Hadwig Münzinger, Brigitte Bausinger, Kathrin Schneider und Christoph Dohse, hrsg. von der Stadt Reutlingen. edition walbaum, Reutlingen 2008. 237 S. mit beiliegender CD vom SWR-Studio Tübingen, 400 meist farbige Abb., 33,00 Euro.

Leuchtendes Rotorange mit Gelb, 24 auf 19 cm, das sind die äußeren Angaben zum vorliegenden Katalog von Christoph Dohse mit dem französisch angehauchten Titel „hommage à langensbacher“. Die ansprechend gestaltete Vorderseite macht neugierig auf den Inhalt – nur, wer war Langensbacher eigentlich? Eine Kurzzumfrage auf der Wilhelmstraße würde sehr wahrscheinlich ein mehr als bescheidenes Ergebnis zutage fördern, was den Bekanntheitsgrad von Karl Langensbacher in Reutlingen betrifft. Und genau deshalb ist die Herausgabe des Katalogs und waren vor allem auch die drei begleitenden Ausstellungen in der Stadtbibliothek (22. 1.–15. 3. 2008), im Kunstmuseum Spendhaus (7. 2.–20. 4. 2008) und im Heimatmuseum (7. 2.–16. 3. 2008) von großer Bedeutung. Die Aktivitäten Karl Langensbachers, der 2008 hundert Jahre alt geworden wäre, sind gerade in Reutlingen vielfältig und verdienen eine ausführliche Rezeption, da die letzte umfassende Beschäftigung mit seinem Werk – wie Werner Ströbele in seinem Vorwort erwähnt – 1971 erfolgte, und zwar durch Gustav Adolf Rieth in den Reutlinger Geschichtsblättern. Die Aktualität seines Werks zeigt sich nicht zuletzt auch im Kontext mit dem anderen berühmten Hundertjährigen, den die Stadt Reutlingen dieses Jahr feiert: HAP Grieshaber (siehe dazu auch den Katalog „Grieshaber und die Moderne“, Reutlingen 2009).

Der Katalog beginnt mit einer ausführlichen Abhandlung des Buchinitiators Christoph Dohse, der dem Leser sehr anschaulich – vor allem auch anhand ausgesuchter Zitate – das Leben des am 7. Februar 1908 im badischen Ladenburg am Neckar geborenen Karl Langensbacher nahebringt, unterstützt durch eine hervorragend reproduzierte Auswahl von Kindheitsfotos. Bereits im Alter von fünf Jahren erfolgt der Umzug nach Reutlingen, Langensbacher besucht dort die Oberrealschule (das spätere Johannes-Kepler-Gymnasium), wo er unter anderen auf den ebenfalls zugezogenen HAP Grieshaber trifft, mit dem er Mitte der zwanziger Jahre einen Gerhart-Hauptmann-Zirkel gründet. Wie der Vater entscheidet sich der Sohn für ein Maschinenbau-Studium, das er an der TU München absolviert. Gleichzeitig interessiert er sich für Kunst- und Theaterwissenschaften und belegt Ende der zwanziger Jahre einen Fernkurs für Werbeberatung, was sich als sehr folgenreiche Entscheidung für seinen späteren Berufsweg herausstellen wird. Immer schon war sein Interesse an künstlerischer Gestaltung groß – so stellt er bereits 1929 erstmalig eigene Werke aus und wird später von den Nationalsozialisten mit Ausstellungsverbot belegt –, so dass eine gründlichere Fortbildung in Sachen Werbe-

grafik nur logisch erscheint. Den Zweiten Weltkrieg verbringt Langenbacher größtenteils in Frankreich, woraus sich seine Verbundenheit mit der französischen Kultur entwickelt, die zeitlebens anhält (nur folgerichtig ist demnach der Titel des Buches). Zurück in Reutlingen findet er Arbeitsmöglichkeiten – auch das eine Parallele zu Grieshaber – bei der Kunstwerkstatt Erwin Sautter, wo er Hadwig Münzinger begegnet, die fortan mit ihm arbeitet. Langenbacher und Münzinger tauchen ein in den Strudel reichhaltigen künstlerischen Lebens im Reutlingen der fünfziger Jahre. Als Stichpunkte einige Namen: Winand Victor, Fritz Ketz, Günter Bruno Fuchs, Gerd Gaiser oder Richard Salis. Neben seinen künstlerisch-werbegrafischen Ambitionen profiliert sich Langenbacher als Autor: Ab 1952 entstehen über 200 Hörspiele, Essays und Sendungen in Mundart. Dieses komplexe künstlerische Lebenswerk endet mit dem Tod Karl Langenbachers im Jahr 1965.

Besonders interessant ist daher auch der nun veröffentlichte Text von Karl Langenbacher selbst, in dem er sein Verhältnis zu Reutlingen als liebevolle Milieustudie der Stadt am Fuße der Achalm in den frühen Jahren des vergangenen Jahrhunderts charakterisiert. Und dass Langenbacher als Schriftsteller Karriere macht, versteht man sofort, wenn man Texte wie „Der Kalbenjau“ oder „Das Maikäferhaus“ gelesen hat. Dieses erstmalig erfolgte „In-den-Blick-Nehmen“ Langenbachers als Autor ist ein ausdrückliches Verdienst der vorliegenden Publikation. Allenfalls wären noch einige zusätzliche Bilder oder Grafiken als ergänzende Illustration wünschenswert gewesen.

Brigitte Bausinger geht in ihrem Katalogbeitrag „Eine französische Passion“ der bereits angesprochenen Nähe Langenbachers zu Frankreich nach, die ja gerade in den Zeiten des Zweiten Weltkriegs mehr als problematisch war. Gefährlich genug ist für Langenbacher – übrigens tatkräftig unterstützt von HAP Grieshaber – sein Kampf gegen den Nationalsozialismus mittels unter abenteuerlichen Bedingungen veröffentlichter Texte in der „Presse Clandestine“. Gleichwohl ist er vom französischen Kunstleben und von Paris fasziniert und betätigt sich sogar als Übersetzer von Werken wie zum Beispiel von Gustave Flaubert.

Kombiniert werden diese Einschätzungen immer wieder mit eigenen Texten Karl Langenbachers, die den Katalog nicht nur zu einem optischen, sondern auch zu einem eigentlichen Lesevergnügen machen. Bei Texten wie „Schönheit der Werkzeugmaschine“ wird die damals völlig unübliche Kombination von Ingenieurwesen und Werbegrafik augenfällig und steht sinnbildlich für den Erfolg Langenbachers in den fünfziger Jahren. So gestaltet er Jubiläumsschriften für Unternehmen wie Stoll, Hermann Wagner oder die Maschinenfabrik zum Bruderhaus sowie für das Technikum. Die „Frau an seiner Seite“ ist während dieser boomenden fünfziger Jahre stets Hadwig Münzinger, die Gestaltung, Schrift und Kalligrafie studiert hat. Im Katalog frischt sie in einer sehr persönlichen Weise ihre Erinnerungen an Karl Langenbacher auf, so dass sich die Persönlichkeit von „Lgb“, wie er sich selbst nennt, stückchen-

weise vor den Augen des Lesers zusammensetzt. Reiches, meist farbiges Bildmaterial illustriert diese erfolgreiche Berufszeit Langenbachers, in der er Signets für viele bedeutende Firmen wie zum Beispiel Burckhardt & Weber, Heinzelmann, Wandel & Goltermann oder EWAR (Ernst Wagner) entwirft und diese Firmen werbetechnisch berät und unterstützt. Der Katalog geht verdienstvollerweise ausführlich auf verschiedene Reutlinger Firmen mit großer Tradition ein, als ein Beispiel für die große industrielle Bandbreite, über die Reutlingen einst verfügte. Eines der Highlights im Langenbacher'schen Berufsleben: die Werbung für den ESGE-Zauberstab, in der sogar der damals höchst populäre Vico Torriani lange vor den heutigen Promi-Kochshows den Zauberstab schwingen durfte.

Aber gerade auch in Reutlingens Innenstadt ist Karl Langenbacher bis heute präsent: So verwendet Wittel Optik noch immer ein Signet, das von Lgb geprägt ist, und die Conditorei Café Sommer benützt gar bis heute das von Karl Langenbacher entwickelte Signet. Eine Sonderstellung kommt Langenbachers Beziehung zur Kunstanstalt Erwin Sautter zu, die im Katalog angedeutet ist, aber – wie die vielfältigen Beziehungen zu HAP Grieshaber – noch einer ausführlicheren Beschäftigung bedarf. Einen breiten Raum nimmt hingegen das Thema „Mobile“ ein, ein Gebiet bzw. „Steckenpferd“, das für den Künstler wie für den Ingenieur Langenbacher gleichermaßen interessant ist. Sehr schön gestaltet ist hier die Kombination von Langenbachers Text mit eigenen Zeichnungen und Skizzen.

Aufschlussreich wie der gesamte Katalog ist die bisher ziemlich vernachlässigte Aufarbeitung des Bereichs „Lgb als Künstler“, die Christoph Dohse und Kathrin Schneider unternehmen. Früh geprägt durch seinen hervorragenden Kunstlehrer am „Kepi“, Walter Ast, sieht sich Lgb selbst als Künstler, wenn auch im Brotberuf als Ingenieur und Werbegrafiker tätig. Qualität in seiner gesamten künstlerischen Arbeit ist seine Prämisse, die reine Kunst wird jedoch durch den beruflichen Erfolg in den Hintergrund gedrängt, bis er sie infolge eines Schlaganfalls 1963 fast ganz aufgeben muss. Künstlerischer Höhepunkt ist sicher die erste Ausstellung im Reutlinger Spendhaus 1956, an die Kathrin Schneider in ihrem Katalogbeitrag erinnert. Schneider arbeitet überzeugend zwei Werkgruppen innerhalb der Radierungen Langenbachers heraus, nämlich die erzählerischen und die eher abstrakten. Auch hier gefällt das Zusammenspiel von Text und Bild sehr gut und bietet vielfältige Anregungen wie zum Beispiel eine wünschenswerte Untersuchung über „sein Vorbild Klee“. Außerordentlich hilfreich aus kunsthistorischer Sicht zur Einordnung von Langenbachers Œuvre ist das angefügte Werkverzeichnis der Radierungen, die gerade im Kontext mit HAP Grieshaber neue Querbezüge eröffnen und aufzeigen. Eine Nähe zu Marc Chagall, Lyonel Feiniger oder Henry Moore wäre hier noch dezidiert herauszuarbeiten.

Ein besonderes „Schmankerl“ stellt die beigefügte CD dar, die teilweise nicht nur den Autor, sondern sogar den Sprecher Karl Langenbacher wieder

lebendig werden lässt. So orientiert sich die vorliegende Veröffentlichung stringent an den hohen gestalterischen Prämissen ihres Themas und stellt damit ein wichtiges Zeugnis innerhalb der lokalhistorischen neueren Geschichte Reutlingens dar, indem sie einen weitgehend vergessenen und in den fünfziger und sechziger Jahren wichtigen Akteur in einen größeren Gesamtzusammenhang verortet und neu einordnet.

Barbara Krämer

Hartmut Zweigle: Herrschen mög' in unserm Kreise Liebe und Gerechtigkeit! Gustav Werner – Leben und Werk. Calwer Verlag, Stuttgart 2009. 192 S., 20 Abb., 1 Karte, 14,95 Euro.

An Biographien Gustav Werners mangelt es eigentlich nicht, angefangen von jener aus der Feder des Stiftsrepetenten und nachmaligen Tübinger Theologieprofessors Paul Wurster, erschienen 1888, bis hin zu der des Cannstatter Pfarrers Karlheinz Bartel aus dem Jahre 1990. Zum 200. Geburtstag Werners hat nun Hartmut Zweigle, ebenfalls Pfarrer der Landeskirche, eine weitere, handliche Werner-Biographie vorgelegt. Inzwischen ist 1999 die monumentale Dokumentation Werner'scher Briefe, Predigten und Schriften erschienen, herausgegeben von dem Heidelberger Professor Gerhard K. Schäfer, die einen bequemen Zugang zu Werners Selbstzeugnissen eröffnet. Das heißt, dass es mittlerweile einen umfangreichen Fundus an Quellen und Literatur gibt, der demjenigen ohne Weiteres zu Gebote steht, der sich mit Werner befassen will.

Zweigle geht, wie es sich für eine Biographie anbietet, chronologisch vor. Er beschreibt die Herkunft Werners, die Kinderjahre zwischen Elternhaus und dem Haus der Großeltern, den offenbar vom Vater – als Erfüllung seines eigenen Berufswunsches – betriebenen Eintritt in den Ausbildungsgang des Theologen durch das Seminar Maulbronn und das Tübinger Stift. Werner war ein mittelmäßiger Schüler und Student, kam aber in Tübingen in Verbindung mit dem dortigen Kreis der Swedenborg-Verehrer. In der Lehre Swedenborgs scheint Werner das gefunden zu haben, was ihm das Theologiestudium nicht geboten hatte. Verstärkt wurde dies durch den sich an das Examen anschließenden Aufenthalt in Straßburg, wo Werner sich in einem Kreis von Verehrern des kurz zuvor (1826) verstorbenen Oberlin bewegte, der allerdings auch spiritistische Sitzungen abhielt. In diesem Kreis überwand Werner eine depressive Krise durch die visionäre Erkenntnis, dass Gott die Liebe ist und diese Liebe ihm persönlich gilt.

In die Heimat zurückgekehrt, trat Werner 1834 das Vikariat in Walddorf an, das damals keineswegs als zweite Ausbildungsphase angesehen wurde, vielmehr ging es um die Unterstützung des sich nach heutigen Begriffen bereits im Ruhestandsalter befindlichen Ortspfarrers Landerer. Werner beschränkte sich freilich nicht auf die ihm zuge dachte Hilfsfunktion, sondern wurde mit der Gründung von Kinder- und Industrieschulen selbst aktiv, wenn auch der-

gleichen noch durchaus im Rahmen des damals Üblichen blieb. Ungewöhnlicher war immerhin, dass die Predigten Werners Hörer aus einem weiten Umkreis anzogen, obgleich ihn dies an die Seite des elf Jahre älteren Ludwig Hofacker setzt. Die Lektüre der Predigten beider hinterlässt bei dem heutigen Leser die Frage, worin denn nun die Anziehungskraft bestand, die diese Prediger auf ihre Zuhörer ausübten. Diese bestand zweifellos nicht nur in den vom Gewohnten abweichenden Aussagen, sondern vor allem in der Person des Predigers selber. Dies erklärt – zumindest zu einem gewissen Teil – den Erfolg von Werners späteren Reisepredigten und das Ärgernis, das er den Kollegen damit bot. Überhaupt muss Werner eine bedeutende Anziehungskraft auf Kinder und Frauen ausgeübt haben. Dieses Charisma war die Grundlage der Hausgenossenschaft, die Werner in Reutlingen gründete.

Sein Werk unterschied sich bis dahin freilich noch nicht wesentlich von den Rettungsanstalten, die damals auf dem Boden des württembergischen Pietismus entstanden sind. Von allen anderen unterschied sich Werner darin, dass er aufgeschlossen war für die industrielle Entwicklung und versuchte, mit dem Erwerb der Reutlinger Papierfabrik die christliche Fabrik zu verwirklichen. Das andere war, dass er sich nicht mit seiner Reutlinger Anstalt begnügte, sondern an den sozialen Brennpunkten des Landes Zweiganstalten errichtete.

Die Papierfabrik konnte jedoch nicht rentabel arbeiten und wurde schließlich zu einer mechanischen Werkstätte umgebildet, in der auch Lehrlinge ausgebildet werden konnten. Einer dieser Lehrlinge hieß Wilhelm Maybach; als Techniker wurde hier alsbald Gottlieb Daimler angestellt. Zwei für die Entwicklung des Kraftfahrzeugs maßgebende Männer kamen also aus dem Werner'schen Bruderhaus!

Die nach Dettingen/Erms verlagerte Papierfabrik geriet in den ohnehin krisenhaften 1850er Jahren in größte Schwierigkeiten, so dass Werner 1863 Konkurs anmelden musste. Unter anderem mit staatlicher Hilfe kam es zur Neuorganisation und zum Wiederaufbau des Werkes, auf das Werner schließlich wieder Einfluss gewann, um „Liebe und Gerechtigkeit“ in diese Welt zu bringen. Werner erlebte es auch noch, wie sein Werk wieder aufblühte, weshalb er es, um ihm Dauer zu geben, 1882 in eine Stiftung überführte.

Der Verfasser hat unter fleißiger Benützung der mannigfachen Arbeiten über Werner eine gut lesbare und informative Biographie gestaltet, die die Quellen sprechen lässt, dem Leser aber auch die notwendigen Hintergrundinformationen zu deren Verständnis an die Hand gibt. Der Band wird ergänzt durch eine Zeittafel, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie durch eine Karte, die die Werner'schen Zweiganstalten in Württemberg zeigt.

Hermann Ehmer

Fritz Streitberger: Es wird regiert, 1926 bis 1951. Triga-Verlag, Gelnhausen 2008. 248 S., 13,80 Euro.

Sachlich, faktenreich, mit viel Detailwissen und dennoch auch mit Mut zu einordnenden Wertungen: So durchlebt der Lichtensteiner Autor und pensionierte Pfarrer Fritz Streitberger noch einmal erinnernd die Zeit von 1926 bis 1951. Das Buch verknüpft Autobiographie mit Geschichte und beleuchtet dabei kritisch das Verhalten kirchlicher Gruppen während des NS-Regimes – auf der Suche nach einer tieferen Wahrheit, nach einer Lehre aus der Vergangenheit.

Fritz Streitberger, 1926 im hohenlohischen Pfdelbach geboren, ist in Reutlingen aufgewachsen und war 33 Jahre als evangelischer Pfarrer tätig. Seit 1990 lebt der mehrfache Buchautor (etwa einer Studie über seinen Vorfahren Christian Friedrich Daniel Schubart: „Der Freiheit eine Gasse“, 2001) in Lichtenstein. Mit über 80 Jahren blickt er nun zurück – sein Motto dabei lautet: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, versteht nicht die Gegenwart und kann die Zukunft nicht meistern.“ Der Titel „Es wird regiert“ zitiert ein Diktum des für Streitberger prägenden Theologen Karl Barth aus dessen Todesjahr 1968: „Ja, die Welt ist dunkel ... Nur ja die Ohren nicht hängen lassen! Nie! Denn es wird regiert, ... und zwar hier auf Erden, aber ganz von oben, vom Himmel her!“

Streitbergers Buch führt zurück in die 20er Jahre, eine Zeit, da Reutlingen gerade mal 30 000 Einwohner zählte und durch die Wilhelmstraße noch „kreisend, quietschend und doch mit lustigem Gebimmel eine grüne Straßenbahn“ zuckelte, die sogenannte „Funken-Chaise“. Die Streitbergers lebten seit 1928 in Reutlingen, wo der Vater als Pfarrer an die Marienkirche berufen wurde. Das Buch diskutiert Haltungen, die den Aufstieg Hitlers mit ermöglicht haben, und schildert – ohne moralischen Zeigefinger, aber auch ohne Schönfärberei – den unrühmlichen Kurs großer Teile der institutionellen Kirche, etwa die anfänglich unterstützende Haltung des Landesbischofs (und früheren Reutlinger Dekans) Theophil Wurm zu Hitlers „Reichsbischof“ Müller, im Volksmund „Reibi“ genannt, und den regimetreuen „Deutschen Christen“. Streitbergers Herz schlägt im Rückblick für den widerständigen Theologen Karl Barth, für die „Bekennende Kirche“, für frühe Verweigerer wie Pfarrer Paul Schempp, für Theologen wie Martin Niemöller.

„Wir haben nichts gewusst“ – diese Art der Vergangenheitsverdrängung lässt Streitberger nicht gelten. Er schildert, wie in Reutlingen vor den jüdischen Kaufhäusern Kahn und Kadep (Kaufhaus der Einheitspreise) SA- und SS-Posten Stellung bezogen: „Dass das Regime die Juden verachtete und propagierte, dass sie kein Lebensrecht unter uns Deutschen hätten, konnte ab 1933 jeder in unserem Volk merken.“ Der Autor findet hier deutliche Worte: „Der kirchlichen Verkündigung hat es ... fast überall daran gefehlt, zu sagen, was das Wort der Bibel ... bedeutet und dass es dazu aufruft, für das Volk der

Juden einzutreten.“ Gleichwohl räumt er ein, dass es „heutzutage, aus historischem Abstand“ leichter sei, die Irrwege der Kirchen zu geißeln, „als diese damals im Strudel zu erkennen“. Lebensrückblick und Zeitanalyse fließen ineinander: Selbst angesichts der Reichspogromnacht 1938 – in Reutlingen fielen Nazihorden über das Schuhgeschäft Rosenrauch in der Wilhelmstraße her – habe Wurm noch immer „kein klares Wort“ gefunden, schreibt Streitberger. Doch mutige Pfarrer wie Julius von Jan (Oberlenningen) und Otto Mörike (Weissach) lehnten sich gegen den NS-Terror auf und mussten dafür bezahlen, Paul Schneider starb nach schweren Folterungen 1939 im KZ Buchenwald.

Dass 1938 die Mehrheit der Pfarrer auf Geheiß Wurms ein „Treuegelöbnis“ auf den Führer ablegte (nur 50 Theologen weigerten sich), ist für den Autor „eines der traurigsten Ereignisse der Geschichte unserer Landeskirche“. Laut Streitberger erhob Wurm dann im Juli 1940, als die Nazis auch in Grafeneck begannen, „lebensunwertes“ Leben von Behinderten zu vernichten, seine Stimme klarer: „Auf dieser schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr.“

Sein eigenes Leben skizziert der Autor eher knapp: Seit 1943 als Luftwafenhelfer eingezogen, las er in den Wartezeiten zwischen den Einsätzen Schiller und Goethe, lernte Griechisch bei seinem Kameraden Leo Wohlleb (dem späteren badischen Staatspräsidenten). Nach einer Verwundung wurde er im Juni 1945 aus dem Lazarett entlassen. Auch Streitbergers Erinnerungen an die Anfänge der Bundesrepublik (er votierte für Kurt Schumacher) und an die Studienzeit (auch bei Karl Barth in Bonn und Basel) sind in ihrer Präganz leenswert: „Auf einmal machte Theologie Spaß!“ Der Rückblick endet 1951 – mit einem ersten Motorradurlaub (DKW 125) und mit der Besteigung der Zugspitze. Der Schluss zeigt noch einmal den lakonischen Humor des Autors: „Wer sich dafür interessiert, wie mein Leben nach 1951 verlaufen ist, kann sich gerne bei meiner Frau oder bei mir erkundigen, vorausgesetzt, dass dann bei uns ‚immer noch das Lämplein glüht‘.“

Otto Paul Burkhardt

Thomas Faltin: Im Angesicht des Todes. Das KZ-Außenlager Echterdingen 1944/45 und der Leidensweg der 600 Häftlinge (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Leinfelden-Echterdingen, Band 13), Leinfelden-Echterdingen 2008. 260 S., 170 Abb., 14,00 Euro.

Am 17. November 1944 verließ ein Zug mit 1200 jüdischen Männern das Konzentrationslager Stutthof bei Danzig. Sie waren von zwei Außenlagern des KZ Natzweiler (Elsaß) angefordert worden, um die von Bombenkratern übersäten Flugplätze in Echterdingen und Hailfingen/Tailfingen wieder für die Nachtjäger der Luftwaffe nutzbar zu machen, welche die alliierten Bomberflotten irgendwie aufhalten sollten. Die Hälfte, also 600 der KZ-Häftlinge aus 17 Ländern Europas, wurde in einem Hangar am Rande des Echterdinger Flugplatzes untergebracht. Hunger, Kälte, Krankheiten wie Ruhr und Fleck-

typhus und die brutale Zwangsarbeit auch in zwei Steinbrüchen sorgten dafür, dass die stark geschwächten Häftlinge, die fast alle die Hölle von Auschwitz überstanden hatten, diesen neuen Qualen kaum mehr etwas entgegensetzen konnten.

Mindestens 119 von ihnen starben allein in den nur zwei Monaten, die das Echterdinger Außenlager bestand. Die ersten Leichen wurden noch im Krematorium von Esslingen verbrannt, die anderen danach in Massengräbern im Bernhäuser Forst verscharrt, von wo sie nach Kriegsende auf den Ebershaldenfriedhof in Esslingen umgebettet wurden. Dass auch auf dem Flugplatz Häftlinge vergraben wurden, dafür gab es schon früh deutliche Hinweise, so eines Flugzeugschlossers, der den Juden ab und zu eine Zigarette geschenkt hatte, eines früheren Esslinger Landrats und eines Häftlings, der überlebt hatte. Sie wurden letztlich ebenso wenig ernst genommen wie die Informationen der Kulturwissenschaftlerin (und Mitautorin) Gudrun Silberzahn-Jandt, die 1995 die NS-Zeit von Filderstadt aufarbeitete. So war es letztlich Zufall, dass bei Straßenbauarbeiten der US-Army im September 2005 in der Nähe ihrer Unterkunft die Gebeine von 34 Männern gefunden wurden.

Dies änderte alles – und nun ging auch alles sehr schnell. Zwar wurde auf Drängen orthodoxer Juden darauf verzichtet, den Skeletten DNA-Proben zu entnehmen, um ihre Identität festzustellen, und alle Gebeine wurden wieder an derselben Stelle bestattet, doch ansonsten wurde alles getan, um den Nummern und Namen der Häftlinge wieder eine Geschichte, ihre Geschichte, zu geben. Dabei erwies sich dieser so späte Zeitpunkt der Bemühungen dann auch wieder als günstig, denn so konnte Thomas Faltin, der Hauptautor des nun vorliegenden Buchs, noch mit drei Überlebenden des Außenlagers Echterdingen sprechen und andererseits die inzwischen zugänglichen Archive bzw. Datenbanken des Internationalen Suchdienstes des Roten Kreuzes, der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel, der von Steven Spielberg begründeten USC Shoah Foundation und des US Holocaust Memorial Museums in Washington nutzen. Beachtliche Zuschüsse der Filder-Gemeinden ließen auch umfangreiche Recherchen im Ausland zu.

So ist dieses Buch ein großer Wurf, auch weil es – weit ausholend, alle Beteiligten und ihre Motive würdigend, die (mangelnde) juristische Aufarbeitung und auch die Rezeptionsgeschichte aufhellend – mit seinen vielen Fotos und großzügigen Grafiken auch als Lesebuch für die jungen Leser bestens geeignet ist. Thomas Faltin, Jahrgang 1963, promovierter Historiker und Redakteur der „Stuttgarter Zeitung“, schafft es, in einer präzisen und doch sensiblen Sprache das Schicksal der 600 Häftlinge, gerade auch in den 14 eindrücklichen Einzelporträts, aus der gewollten Anonymität herauszuholen und das kleine Außenlager als Teil der riesigen SS-Maschinerie plausibel zu machen, die die Vernichtung durch Arbeit zum Ziel hatte.

Wer Mitte Januar 1945, als das Außenlager wohl wegen der Aussichtslosigkeit dieser Arbeit und einer Flecktyphus-Epidemie aufgelöst wurde, Echter-

dingen überlebt hatte, den führte der Leidensweg entweder ins Todeslager Vaihingen/Enz, wo mindestens weitere 77 umkamen, oder nach Ohrdruf/Buchenwald (mindestens 59 Tote) oder ins KZ Bergen-Belsen, wo 19 Häftlinge die Befreiung nicht mehr erlebten. 278 der 600 jüdischen Männer haben mit Sicherheit nicht überlebt, wahrscheinlich waren es aber weit mehr als 500. Von 64 Überlebenden kann Thomas Faltin berichten. Ihnen, aber auch den Toten und deren Angehörigen, soweit sie selbst dem Tod entgingen, hat dieses Buch ein Denkmal gesetzt – es wird nicht das einzige bleiben: Auf dem Flugplatz ist eine Gedenkstätte im Werden.

Bernd Serger

Dorothee Wein; Volker Mall; Harald Roth: Spuren von Auschwitz ins Gäu. Das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen. Markstein Verlag, Filderstadt 2007. 266 S., ca. 100 Abb., 12,00 Euro (zu bestellen unter kipfer.rohrau@t-online.de).

Wahrscheinlich mit demselben Transport, mit dem 600 jüdische Männer am 20. oder 21. November 1944 vom KZ Stutthof bei Danzig zum Flugplatz Echterdingen gebracht wurden, erreichten weitere 600 jüdische Männer, die für den Flugplatz Hailfingen/Tailfingen bestimmt waren, ihr Ziel. Sie wurden dort ebenfalls für Reparaturen an der Startbahn, zum Bau von Rollwegen für die Nachtjäger und in Steinbrüchen der Umgebung eingesetzt. Die schon körperlich stark geschwächten Häftlinge im Alter zwischen 14 und 60 Jahren kamen aus 16 verschiedenen Ländern: so aus Polen (260), Ungarn (128), Frankreich (47), Lettland (33), Niederlande (27), „Reichsdeutsche“ (24), Griechenland (20) und Italien (19). Auch zwei türkische Juden vermerkte das Nummernbuch des KZ Natzweiler, zu dem auch das Außenlager Hailfingen/Tailfingen gehörte. Sie alle mussten in einem meist ungeheizten Hangar auf verfaultem Stroh, geplagt von Läusen, die kurzen Nächte überstehen. Nach drei Monaten Hunger, Kälte, Krankheit, brutaler Arbeit in dünnen Fetzen waren mindestens 186 Häftlinge tot – wahrscheinlich waren es mehr als doppelt so viele, denn nach Auflösung des Lagers wurden lediglich 111 Häftlinge, da völlig arbeitsunfähig, ins „Sterbelager“ Vaihingen/Enz und höchstens 200 ins Außenlager Dautmergen gebracht, wo sie aus Ölschiefer Öl gewinnen sollten – ein letzter vergeblicher Versuch der SS-Unternehmer, dem Treibstoffnotstand zu begegnen.

Überlebende Häftlinge führten die französischen Soldaten, die am 18. April 1945 den Flugplatz Hailfingen besetzt hatten, zu einem Massengrab am Rande des Flugplatzes, in dem wenig später 72 bis 78 Tote ausgegraben wurden – und zwar von Männern zwischen 16 und 65 Jahren aus Tailfingen, Hailfingen, Oberndorf und Bondorf, vor allem NSDAP-Mitglieder, die während dieser Arbeit misshandelt und geschlagen wurden. Zwei Bondorfer starben danach – und ermöglichten mit ihrem Tod den Bewohnern der umliegenden Dörfer,

sich bis in die jüngste Zeit einer besonderen Form der Vergangenheitsbewältigung zu befeißigen: Nicht die von allen verlassenen jüdischen Häftlinge waren die zu beklagenden Opfer, sondern sie, die das Leiden und Sterben bei deren Märschen durch das Dorf gesehen, beschwiegen und geduldet haben. Mit ihrem „dreifachen Alibi“ – nichts gewusst, trotzdem geholfen (was in Einzelfällen stimmte) und dafür von den Franzosen gequält worden – schafften es die „dörfliche Kommunikationsgesellschaft“ und ihre politischen Vertreter in den Rathäusern über Jahrzehnte, die Versuche meist von Ortsfremden, etwa aus Tübingen, der umgebrachten Häftlinge in Form von Mahnmalen, Informationstafeln und Dokumentationen öffentlich zu gedenken, zu blockieren, ja zu verhindern.

So ist das 2007 im (inzwischen leider eingestellten) Markstein Verlag Filderstadt erschienene Buch selbst ein Denkmal unbeirrten ehrenamtlichen Engagements. Dorothee Wein, Volker Mall, Harald Roth und den anderen Mitautoren ist es gelungen, das KZ-Außenlager als Stätte der organisierten Vernichtung von Menschen durch Hunger, Arbeit und Gewalt darzustellen (wobei nur der Lagerkommandant ein ausgewiesener SS-Mann war!), aber auch die militärischen Hintergründe des Ganzen zu erhellen. Die in ihrer Lakonie erschütternden Berichte von überlebenden Häftlingen einerseits und die Breite des Materials der inzwischen zugänglichen Archive verschaffen der Dokumentation zudem eine Authentizität, die man sich in den Jahrzehnten davor kaum vorstellen konnte. Kapitel zur (auch hier eher ungenügenden) juristischen Aufarbeitung, zur jüngeren Geschichte des Flugplatzes, dessen Spuren konsequent beseitigt wurden, zur NS-Affinität der umliegenden Dörfer und zur „selektiven Erinnerung“ erweitern das Wissen um diese entsetzlichen Vorgänge, von denen auch Reutlingen 1944/45 betroffen war: 99 Leichen von Hailfingener Häftlingen wurden im Krematorium im Friedhof Unter den Linden verbrannt, bis ein Bombentreffer im Januar 1945 dem ein Ende machte. Die Asche dieser und 29 weiterer jüdischer Häftlinge aus anderen KZ-Außenlagern ist in dem Grabmal am Eingang des Friedhofs mit der Aufschrift „Den Opfern der Gewalt 1933–1945“ bestattet – die (schon immer) bekannten Namen der Toten findet man dort nicht. Ein Versäumnis, das angesichts der Namen, Geburts- und Todesdaten und der Herkunftsländer aller 600 Häftlinge, die nun das Buch beschließen, umso schmerzlicher wird. Vollendet wird die Vernichtung der Opfer, so wird Hans-Joachim Lang zitiert, erst durch das Vergessen.

Bernd Serger

Volker Mall; Harald Roth: „Jeder Mensch hat einen Namen“. Gedenkbuch für die 600 jüdischen Häftlinge des KZ-Außenlagers Hailfingen/Tailfingen. Metropol Verlag, Berlin 2009. 364 S., 140 Abb., 1 DVD, 24,00 Euro.

Dort, wo das 2007 erschienene Buch „Spuren von Auschwitz im Gäu“ endet – bei den Namen und den bis dahin bekannten Daten der 600 jüdischen Häftlinge des KZ-Außenlagers Hailfingen/Tailfingen –, setzt dieses Werk an. Und es sind mit Volker Mall und Harald Roth, beide Lehrer von Beruf, auch zwei der drei Autoren, die sich einmal mehr in ihrer Freizeit der Aufgabe hingaben, den Namen in den KZ- und Todeslisten nun auch eine Geschichte, ja oft auch ein Gesicht zu geben. Dies nicht nur auf Papier: Die beiliegende DVD mit den beiden Filmen „Das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen“ und „Geschützter Grünbestand“ rückt jeweils einen Überlebenden dieser qualvollen drei Monate auf dem Hailfinger Nachtjägerflugplatz in den Mittelpunkt. Sie an den Stätten ihrer Erniedrigung zu erleben, wie sie ganz schlicht als Mitmenschen reden und noch immer auf das Gute hoffen, ist beeindruckend. Die Bücher, die Filme, das ganze inzwischen auch digital vorhandene Material nicht zuletzt für die Schulen ist einem Verein zu danken, dessen Name Programm ist: „Gegen Vergessen – Für Demokratie, Sektion Böblingen/Herrenberg/Tübingen“. Im Jahr 2002 hat er nach dem Vortrag „Alles nur halb so schlimm?“ von Professor Utz Jeggle vom Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen „den Faden der Erinnerung an das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen wieder aufgenommen“.

Ein Engagement, das nun auch die betroffenen Gemeinden handeln ließ: Die Stadt Rottenburg bereitet ein Mahnmal auf dem Flugplatzgelände in ihrem Stadtteil Hailfingen vor, die Gemeinde Gäufelden wird im alten Rathaus von Tailfingen ein Ausstellungs- und Dokumentationszentrum einrichten. Was dort zu sehen, zu hören, nachzulesen sein wird, stützt sich sicher auf das Ergebnis der Recherchen, die Mall und Roth nun in dem Buch „Jeder Mensch hat einen Namen“ präsentieren. Da diese Dokumentation auch für sich allein verständlich sein muss, wird zu Beginn die Geschichte des KZ-Außenlagers, des Flugplatzes selbst, aber auch des Umgangs damit nach 1945 erzählt – dies auch in Englisch. Auf 20 Seiten geht es dann um die „Herkunft der Häftlinge“, genauer darum, wie die jüdischen Männer aus ihren Heimat- oder Fluchtländern verschleppt und meist über Auschwitz, wo sie oft ihre Frauen und Kinder der SS und damit dem Tod überlassen mussten, nach Württemberg kamen.

Den Hauptteil des Buches machen die 63 Porträts aus, die die Lebens- und Leidensgeschichte der Häftlinge aus ganz Europa nachzeichnen. Zehn dieser Porträts sind Häftlingen gewidmet, die als Leichen nach Reutlingen gefahren und dort im Krematorium des Friedhofs Unter den Linden verbrannt wurden. Einer dieser Häftlinge war Alfred Wald, 1903 in Wien geboren, ein Operettensänger und Schauspieler. Er war 1938 nach Frankreich geflüchtet und wurde

1940 als Sergeant mit den British Expeditionary Forces in Dünkirchen eingekesselt. Er entkam nach England und hielt sich, wie sein Sohn Robert 2008 bei einem Besuch in Reutlingen erzählte, danach für unverwundbar. Zurück in Frankreich wurde er 1944 bei Nizza in einem Hotel verhaftet, danach nach Auschwitz, Stutthof und nach Hailfingen deportiert, wo er am 14. 12. 1944 umkam. Fiktiv auch hier die amtliche „Todesursache: Kreislaufstörung“. Wer behauptet, dass Juden sich widerstandslos in ihr Schicksal gefügt hätten, erfährt aus den Porträts auch anderes.

Doch es gibt auch Berichte, die einem die Luft nehmen können. So erzählt Zenon Jehuda Schwarzbaum aus Krakau, der als 14-Jähriger nach Hailfingen kam, wie er bei einer Selektion mit seinem Vater und der Mutter für die Arbeit in einer Fabrik ausgewählt wurde, während seine beiden jüngeren Brüder, 11 und 8 Jahre alt, „draußen allein auf dem Platz stehen bleiben mussten“. Der Fabrikbesitzer versprach den Eltern, dass er die beiden am nächsten Tag auch in die Fabrik holen würde. „Ich war in der Fabrik und habe durch das Fenster geschaut und gesehen, wie die zwei Jungs weinen. Das war das Schlimmste für mich, denn während der Nacht hat man alle zusammengeholt und nach Auschwitz transportiert.“ Er hat nichts mehr von den beiden gehört. Schwarzbaum gehörte zu jenem Quartett, das nach Auflösung des Hailfinger Lagers beim Evakuierungsmarsch von Dautmergen nach Dachau fliehen und sich zu den Franzosen durchschlagen konnte.

Teil III des Buchs befasst sich unter dem Titel „Die Namen der Häftlinge“ mit der besonderen jüdischen Erinnerungstradition, der der Satz des Propheten Jesaja (56.5) zugrunde liegt: „Und denen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen geben, der nicht vergehen soll.“ Erstmals sieht man in einem Faksimile des Nummernbuchs des KZ Natzweiler die Namen der 600 Häftlinge mit dem Todesdatum, soweit noch übermittelt. Es folgt das Namensverzeichnis der nach Hailfingen deportierten Juden: Name, Geburtsdatum, Geburtsort, Wohnort, Nationalität, Todesdatum und ihr Weg durch die KZ-Lager.

Ein höchst verdienstvolles und auch lesenswertes Buch. Nun haben die Häftlinge zu ihren eintätowierten Nummern einen Namen, viele auch eine Geschichte und ein Gesicht bekommen. Was weiterhin offen bleibt, ist die Frage, wo die mehr als 200 Häftlinge geblieben, gestorben, verscharrt sind, die mit ziemlicher Sicherheit noch in Hailfingen ums Leben kamen, deren Leichen aber nie gefunden wurden.

Bernd Serger

Marga Griesbach: „... ich kann immer noch das Elend spüren...“. Ein jüdisches Kind in Deutschland 1927 bis 1945. Eine Erinnerung der Zeitzeugin Marga Griesbach (Witzenhausen–Kassel–Riga–Stutthof). Schriftenreihe der Mahn- und Gedenkstätte Ahlem, Bd. 7, hrsg. von der Region Hannover in Kooperation mit dem Verein Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. Sektion Böblingen/Herrenberg/Tübingen, Hannover 2008. 144 S., 15 Abb., 10,00 Euro.

So viel Elend ist schwer auszuhalten: Beim Lesen des autobiographischen Berichtes von Marga Griesbach überfällt einen das Grauen der Konzentrationslager sehr direkt. Wie konnte ein junges Mädchen – bei der Deportation 1941 war sie 14 Jahre alt – all das überleben? Vielleicht gibt ihr Schlusssatz die Antwort: „In all den schrecklichen Jahren und trotz all der unglaublichen Härten versuchten wir, uns über unsere Umgebung zu erheben und an etwas Würde und Menschlichkeit festzuhalten. Am Ende haben wir überlebt. Ich betrachte das als einen Sieg.“

Marga Griesbach ist 1927 im nordhessischen Witzenhausen als Tochter eines Metzgereibedarfshändlers und einer Buchhalterin geboren; ihr kleiner Bruder Alfred kam 1932 auf die Welt. Damit gehörten die Geschwister aus Hessen zu ähnlichen Jahrgängen wie die in Reutlingen aufgewachsene Hannelore Maier (geb. 1922) und ihr jüngerer Bruder Gerhard (geb. 1929) – gemeinsam ist ihnen allen die jüdische Abstammung. Sie hatten ihr Leben lang unter ihren Verfolgungsschicksalen zu leiden: Das Geschwisterpaar aus Reutlingen konnte sich zwar nach England retten, doch ihre Mutter wurde von Frankreich aus deportiert und in Auschwitz ermordet. Bei Marga waren es der Vater und der 12-jährige Bruder, die in Lagern des NS-Herrschaftssystems ermordet wurden: Sie und ihre Mutter überlebten die Deportation nach Riga und in verschiedene Konzentrationslager, Alfred wurde von Stutthof aus im letzten Transport nach Auschwitz gebracht und ermordet. Doch es sind nicht diese umgekehrten Analogien, die das bewegende Büchlein zur Rezension in den Reutlinger Geschichtsblättern brachten, sondern eine direkte Verbindung: Der tote Körper von Margas Vater wurde in Reutlingen eingäschert, die Asche ruht bis heute ohne namentliche Hinweise unter dem Sarkophag für die „Opfer der Gewalt“ auf dem Friedhof Unter den Linden.

Marga Griesbachs Vater Max Steinhardt war ursprünglich Innenarchitekt, konnte seinen Beruf aber durch eine Schwerhörigkeit infolge seines Kriegseinsatzes im Ersten Weltkrieg nicht mehr ausüben. Er weigerte sich lange, Deutschland zu verlassen, weil er bis 1938 überzeugt war, die anderen Nationen würden eingreifen und das NS-Regime beenden. Als die Familie nach den Ereignissen um die Pogromnacht im November 1938 eine Auswanderung in die USA plante, war die Warteliste lange – zu lange, denn im Dezember 1941 wurde die Familie von Kassel aus ins Rigaer Ghetto und von dort 1944 nach Stutthof deportiert.

Max Steinhardt wurde am 17. November 1944 von Stutthof in das KZ-Außenlager Hailfingen bei Rottenburg gebracht, wo er – völlig entkräftet – bereits zwei Tage nach der Ankunft des Transports starb. Am 25. 11. 1944 wurde seine Leiche im Krematorium Reutlingen verbrannt. Max (hier „Maks“ geschrieben) Steinhardt war das erste Todesopfer aus dem Lager Hailfingen und der erste Name auf der Rechnung der Reutlinger Friedhofsverwaltung an die für das KZ Hailfingen zuständige „Oberbauleitung der O[rganisation] T[odt] Balingen“. Damit bekommt nicht nur eines der anonym in Reutlingen bestatteten Opfer einen Namen und ein Gesicht: Marga Griesbachs Bericht über die Verfolgungs-Odyssee ihrer Familie liefert erschütternde Einblicke in das elende Leben der Deportierten in den Lagern. Während sich die ins Lager „Jungfernhof“ bei Riga und später ebenfalls nach Stutthof deportierte Reutlinger Familie Rosenrauch um 1980 im Interview mit Bettina Wenke bei den Schilderungen des Lageralltags sehr zurückhielt, berichtet Marga Griesbach schonungslos wichtige Details. Damit illustriert sie, was auch Reutlinger Familien durchleben mussten: die Ausgrenzung in der Schule ab 1933 bis zum endgültigen Schulausschluss im November 1938, die Suche nach Alternativen (Marga und ihr Bruder waren in jüdischen Internaten untergebracht) bis zur als „Umsiedlung“ angekündigten Deportation der Familie im Dezember 1941 von einem Sammellager nach Riga. Auch wenn die Reutlinger Deportierten nicht (wie Familie Steinhardt) im jüdischen Ghetto in der Stadt, sondern außerhalb auf dem „Jungfernhof“ untergebracht waren, gibt es doch vieles in Griesbachs Bericht über die Leidenszeit, was auch für die Betroffenen aus Reutlingen gelten dürfte.

Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel: Die karge Verpflegung führte nicht nur zur Entkräftung, sondern zu ständigen Verdauungsproblemen. Am Schluss des Büchleins entschuldigt sich die Autorin für ihre Betonung des „skatologischen Aspektes“, für die immer wiederkehrenden Beschreibungen der erbärmlichen hygienischen Zustände, des permanenten Kampfes ums tägliche Brot und gegen die hartnäckigen Durchfälle: „Aber ich fand die schrecklichen sanitären Bedingungen, den Mangel an Wasser und an Waschmöglichkeiten, das Fehlen von Toiletten (...) fast schwerer zu ertragen als alles andere“ – in ihren Alpträumen suche sie bis heute „meist wie eine Verrückte nach Toiletten“.

Dass sie und ihre Mutter (Letztere mit erfrorenen Füßen) die Todesmärsche überlebten, klingt wie ein Wunder. Von den 50 000 Jüdinnen und Juden, die nach Stutthof gebracht wurden, kamen fast alle um. Bei ihrer Rückkehr nach Kriegsende wollten beide nur noch eines: Auswandern in ein Land, in dem sie nicht ständig mit Deutschen konfrontiert wurden, von denen sie nicht wussten, ob sie zu den Mördern, den Mitläufern oder zu denen gehörten, die „in Ordnung“ waren. Das verbindet die kleine Restfamilie aus Hessen mit dem Reutlinger Ehepaar Rosenrauch, das nach einem ähnlichen Verfolgungsschicksal (Deportation nach Riga 1941, Verlust der Mutter durch Erschießen,

Weitertransport nach Stutthof) 1947 nach Kolumbien ausgewandert ist, denn auch sie „konnten die seelische Belastung nicht ertragen“. Vielleicht haben sich die Frauen sogar gekannt – Alice Rosenrauch dürfte ebenfalls mit einem Todesmarsch Stutthof verlassen haben. Von den 1050 nach Riga deportierten Jüdinnen und Juden aus Württemberg haben nur 17 überlebt.

Marga Griesbach schildert den Alltag als 14- bis 17-jährige Deportierte direkt und ungeschönt. Damit erreicht das schmale Büchlein eine unmittelbare Anschaulichkeit wie ein aufwändig inszenierter Spielfilm. Ihre Erinnerungen seien allen empfohlen, die mehr über das Leiden der deutschen Juden während der Verfolgungszeit, insbesondere zwischen 1938 und 1945, erfahren wollen – aus erster Hand und unzensiert, dankenswerterweise herausgegeben von der Mahn- und Gedenkstätte Ahlem bei Hannover, eines der Internate, die Griesbach in der Verfolgungszeit besucht hatte. Die Übersetzung des Berichtes besorgten Mitglieder des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V.“: Volker Mall und Harald Roth hatten bei ihrer Arbeit am Gedenkbuch für die 600 jüdischen Häftlinge des KZ-Außenlagers Hailfingen/Tailfingen die Überlebende nach langer Suche in den USA ausfindig gemacht und pflegen bis heute den Kontakt.

Karin-Anne Böttcher

Rahel Bacher: Klarissenkonvent Pfullingen. Fromme Frauen zwischen Ideal und Wirklichkeit (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Band 65, hrsg. in Verbindung mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2009. 524 S. mit 2 Abb., 42,00 Euro.

Im Jahre 2002 feierte die Stadt Pfullingen die erste urkundliche Erwähnung des Klosters Pfullingen in einer Papstbulle vom Oktober 1252 mit einer Ausstellung in der Klosterkirche und mehreren Vorträgen und gab Tausenden von Interessierten Einblick in wichtige Aspekte der Geschichte dieses Klosters. In dem Begleitheft stellt der Ausstellungsmacher Raimund Waibel fest, dass der umfangreiche Urkundenbestand des Klosters noch einer eingehenden wissenschaftlichen Bearbeitung harre, und gibt der Hoffnung auf weitere Forschungen zur Klostergeschichte mit dem Ziel einer umfassenden Darstellung Ausdruck.

Das hier angezeigte Buch von Rahel Bacher erfüllt diese Hoffnung in einer Weise, die vermuten lässt, dass es von jenem Jubiläum in Pfullingen angeregt wurde. Dass es zugleich ein Beleg eines neuen Interesses der mittelalterlichen Geschichtsforschung an der Erforschung geistlicher Frauengemeinschaften ist, macht die Vermutung nicht weniger wahrscheinlich. Es handelt sich um eine Dissertation, die 2005 begonnen, durch ein Promotionsstipendium des Landes Baden-Württemberg und der Universität Tübingen gefördert, von Professor Wilfried Hartmann betreut und im Wintersemester 2007/2008 an

der Fakultät für Philosophie und Geschichte der Universität Tübingen angenommen wurde. Sie bietet, erstmals auf der Grundlage einer umfassenden und detaillierten wissenschaftlichen Analyse aller Quellen, eine ausführliche und übersichtliche Darstellung der zentralen Aspekte des Lebens „frommer Frauen zwischen Ideal und Wirklichkeit“, wie im Untertitel gesagt, oder, so benennt die Verfasserin ihr Ziel, eine Geistes-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Pfullinger Konvents von seiner Gründung um 1250/52 bis zu seiner offiziellen Aufhebung in der Reformation 1534. Die spätere Geschichte des Klosters, auch die kurze Zeit seiner Wiederbesiedelung während des Dreißigjährigen Krieges, wird nur gestreift.

Die Arbeit ist ihrer Methode und ihrem Ziel entsprechend gegliedert. In den ersten drei Kapiteln („Einleitung“, „Der Konvent im historischen Überblick“ und „Der Konvent in der Überlieferung“) breitet die Verfasserin das Material aus, das ihr für ihre Darstellung zur Verfügung steht, und analysiert es kritisch auf seine Verwendbarkeit und Stichhaltigkeit hin. Nach Formulierung ihrer leitenden Fragen sichtet sie die Quellenlage, wobei sie die Bestände nicht nur aufführt, sondern auch ihre Geschichte kurz beschreibt und die heutigen Aufbewahrungsorte mitteilt. Es folgt ein knapper kritischer Bericht über die Forschungsliteratur. Das zweite Kapitel bringt einen Überblick über die Geschichte des Konvents von seiner Gründung über die Reform (Observanz), Reformation und Auflösung bis zur zeitweisen Wiederbesiedelung anhand bekannter Literatur. Im dritten Kapitel geht die Verfasserin ihrer Methode entsprechend in einem zweiten Durchgang in genauer kritischer Analyse auf die Überlieferungssituation ein. Der Reihe nach beschreibt sie ausführlich den erfassbaren Bestand des weithin erhaltenen Klosterarchivs mit seinen an die 700 Urkunden, dann den nur aus vier oder fünf Handschriften und elf Drucken bestehenden Bestand einer Bibliothek. Kurz geht sie auf die Frage nach dem Bestehen eines Skriptoriums ein und beantwortet sie mit der Annahme, dass für die Zeit um 1500 mit einem solchen gerechnet werden darf, das vermutlich eine ältere, nicht mehr nachweisbare Tradition fortführt. Den historiographischen Quellen, die im Kloster, alle nach der Observanz von 1461, selbst entstanden, gilt dann der besondere Blick der Verfasserin. Dabei hebt sie einen Nekrolog von 1512 hervor, der, wie sie sagt, in der bisherigen Forschung „keinerlei Beachtung“ gefunden hat. Da er die Namen von 67 Angehörigen des Konvents aus der Zeit von 1262 bis 1512 enthält, schreibt die Verfasserin ihm mit Recht eine große Bedeutung als personengeschichtliche Quelle zu und ediert ihn deshalb auch im Anhang. Das Überlieferungs-Kapitel wird beschlossen mit einer Übersicht über die Beglaubigungsmittel und den Baubestand des Klosters.

Die folgenden vier Kapitel enthalten die Darstellung des Klosterlebens, wie es sich der Verfasserin aus den beschriebenen Quellen erschließt, in folgenden Aspekten: Leben im Konvent, seine Wirtschaft, seine Kontakte zur geistlichen und weltlichen Außenwelt und seine Rechtsstreitigkeiten. Zuerst stellt sie die

verschiedenen, dem Konvent angehörigen Personengruppen von den Äbtissinnen, Nonnen, Beichtvätern, Konversen bis zu den Pfründnern vor. In einer anschließenden Analyse der Lebensbedingungen im Kloster geht sie auf die Regeln und Statuten ein, welche das Ideal vorgaben, nach dem die Nonnen zu leben strebten, und beschreibt dann das Alltagsleben und die religiöse Praxis, in dem und mit der sie diesem Ideal innerhalb des Klosters nahezukommen versuchten. Hier ist, ein einziges Mal, eine kritische Anmerkung zu machen: Für die Darstellung der religiösen Praxis zieht die Verfasserin zwar die Lieder der sog. „Pfullinger Liederhandschrift“, aber nicht die allegorischen Traktate dieser Handschrift und auch nicht die Texte der anderen Handschriften heran. Aus diesen Texten wären, wenigstens für die Zeit der Observanz, tiefere Einblicke in das religiöse Innenleben der Nonnen zu gewinnen. Die Wirklichkeit, in der das Leben der Nonnen nach dem Ideal vor sich ging, bringt die Verfasserin mit ausführlichen Darlegungen der Art und Entwicklung der Klosterwirtschaft, differenziert nach Gemeinschaftsbesitz und dem Besitz einzelner Mitglieder, der Beziehung des Klosters nach außen und seiner zahlreichen Rechtsstreitigkeiten ins Blickfeld.

Eine „Zusammenfassung“ und sechs „Anhänge“ bieten dem Leser willkommene Überblicke über die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit: ein Verzeichnis aller namentlich bekannten Angehörigen des Konvents und ihrer Herkunft, ein Stammbaum der vermutlichen Gründerfamilie Remp, Editionen von vier Dokumenten, eine Übersicht zur archivalischen Überlieferung der Jahre 1252 bis 1534, zwei Abbildungen der verwendeten Äbtissinnensiegel mit einer Übersicht über die Besiegelung und tabellarische Übersichten und Graphiken über die Besitzentwicklung des Klosters mit einer Karte der von ihm begüterten Ortschaften. Ein Glossar als Verständnishilfe, ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis und ein Orts- und Personenindex fehlen auch nicht.

Viel besser als diese Arbeit kann man sich eine wissenschaftliche Darstellung des Klosterkonvents Pfullingen kaum vorstellen. Sie wird sicherlich Anstoß und Anregung zu weiterer Erforschung geistlicher Frauengemeinschaften im Mittelalter geben. Für die Ortsgeschichtsforschung der Region stellt sie reichlich Material bereit. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die Veröffentlichung der Arbeit in der Reihe „Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde“, die auf ihren hohen wissenschaftlichen Rang hinweist, wohl nicht ohne die finanzielle Unterstützung von sieben Sponsoren, darunter vier aus Pfullingen, zustandegekommen wäre.

Hermann Taigel

Andreas Heusel; Peter Maier: Kirchentellinsfurt. Chronik eines Dorfes, hrsg. von der Gemeinde Kirchentellinsfurt, Kirchentellinsfurt 2007. 556 S., zahlr. Abb., 33,00 Euro.

Im Jahre 2007, am 1. November, beging die Gemeinde Kirchentellinsfurt den tausendsten Jahrestag ihrer ersten urkundlichen Nennung in einer Königsurkunde Heinrichs II., in der u. a. „ein Ort aus unserem Bezirk Kirihheim genannt und gelegen im Gau Sulichgouue (...) an den selben oben genannten bischöflichen Sitz, genannt Babenberc (Bamberg)“ übertragen wird. Zu diesem Anlass konnten die beiden Hauptautoren, Peter Maier und Andreas Heusel, eine Ortschronik herausgeben. Es gelang ihnen – zusammen mit einigen Koautoren – durch jahrelanges, intensives Studium der Akten in den gemeindlichen, kirchlichen und staatlichen Archiven (inkl. des Tiroler Landesarchivs Innsbruck) sowie der einschlägigen Fachliteratur, eine profunde, breit angelegte Ortshistorie des lange zu Vorderösterreich gehörigen und erst 1594 durch Kauf an Württemberg gekommenen Dorfes vorzulegen.

Der thematische Bogen wird eröffnet von Jürgen Christner, der sehr anschaulich die „Landschaft und ihren Werdegang“ vorstellt. Andreas Heusel führt anschließend in die früheste Geschichte von der Steinzeit bis zu den ersten Siedlungsspuren ein. Im folgenden Kapitel (90–233 n. Chr.) zeigt er, wie mit dem Auftauchen der Römer im Bereich des heutigen Kirchentellinsfurt die Geschichte im Südwesten konkreter wird, und versucht, die Gemarkung als Teil des Imperium Romanum darzustellen. Die Schwerpunkte gelten der römischen Besiedlung, z. B. der villa rustica von Altenburg, dem römischen Münzschatz vom Einsiedel, den Römerstraßen sowie der Geschichte und Rekonstruktion des bekannten Grabmals im Neckartal. Danach folgen wir Heusel durch das „quellenlose Frühmittelalter“ (233–1007 n. Chr.) von der alamannischen Landnahme, der Gründung des Ortes bis zur karolingischen Unterwerfung der Alamannen, in deren Folge ein im heutigen Kirchentellinsfurt strategisch günstig am Schnittpunkt der Via Rheni und der alten Römerstraße Rottenburg–Köngen gelegener Herrenhof (vermutlich) in einen fränkischen Königshof umgewandelt wird.

In einer „Nahaufnahme“ macht uns Heusel dann mit dem 1. November 1007, d. h. der Urkunde und Schenkung Heinrichs II. an Bamberg bekannt. Dies ist die erste schriftliche Nachricht über den Ort! Danach schweigen die Quellen wieder für lange Zeit, bis sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu den freien Herren von Kirchen, dem ersten freien Ortsadel führen, der sich bis 1283 halten kann. Aus dieser Zeit (1275) stammt denn auch die erste urkundliche Erwähnung der Siedlung „Tälisfurt“ im Echaztäle, die nun stets gemeinsam mit der Höhengiedlung um die Martinskirche genannt wird. Im Anschluss an das Aussterben des Ortsadels erfolgt im späten Mittelalter (1283–1479) eine „Zersplitterung“ des Rechte- und Besitzkomplexes rund um den Königshof, nachdem seit ca. 1292 zunächst Reutlinger Patrizier, später

die Spendpflege und das Spital nach dem Dorf ausgreifen. Eine völlige Übernahme des Dorfes durch Reutlingen gelingt jedoch nie. Bereits 1381 erwirbt Habsburg die Grafschaft Hohenberg, damit auch deren Vogteirechte in Kirchentellinsfurt, die sie bis zum 16. Jh. in Besitz behält. Ab dem 15. Jh. tritt auch Württemberg im Ort auf.

Die Zugehörigkeit des Dorfes zur Grafschaft Hohenberg und Vorderösterreich (ab 1381) behandelt Peter Maier. Er zeigt die Erneuerung der hohenbergisch-österreichischen Herrschaft (1498) durch König Maximilian I. und die Übertragung der Ortsherrschaft an den Rat und Kämmerer von Wolkenstein sowie an den Protonotar, späteren Hofkanzler und Kanzler von Tirol Zyprian von Serntein. Diese berufen noch den königlichen Sekretär, den späteren Erzbischof und Kardinal von Salzburg, Matthäus Lang, und andere dazu. Die Bauern aber sind über ihre neue Obrigkeit nicht sehr erfreut.

Das nächste Kapitel aus der Feder Peter Maiers befasst sich mit der annähernd 70-jährigen „Dorfherrschaft der Widmann von Mühringen (1525–1594)“ im vorderösterreichischen Kirchentellinsfurt. In diese Zeit fällt die Vertreibung Herzog Ulrichs und die habsburgische Herrschaft in Württemberg (1519–1534), die Reformation in der benachbarten Reichsstadt Reutlingen (1524) und in Württemberg (1534). Mitten im Spannungsdreieck Österreich, Württemberg und Reutlingen steht das katholische Kirchentellinsfurt, das 1525 von Dr. Beatus Widmann (Obervogt von Horb, Kanzler von Tirol), der unter dem späteren Kaiser Ferdinand dient, erworben wird. Erste Auswirkungen der Reformation streifen den Ort. Der Sohn und Erbe Hans Jacob Widmann erbaut das Schloss und kauft weitere Güter im Dorf hinzu. Doch die finanziellen Möglichkeiten der Familie sind längst erschöpft. Um 1575 beginnen die ersten Verhandlungen über einen Verkauf des Fleckens. Doch erst 1593 kommt es nach zähen und komplizierten Auseinandersetzungen zwischen den Erben des Hans Christoph Widmann, Österreich und Württemberg zu einem Verkauf an Herzog Friedrich II. Allerdings tun sich die Dorfbewohner schwer mit der Huldigung an ihre neue Herrschaft.

Am Sonntag Oculi 1594 (3. März), wird der Ort reformiert. Diesem Thema, vor allem den ersten evangelischen Pfarrern und Schulmeistern im Ort, widmet Maier den nächsten Abschnitt, um danach „Peter Imhof als Schlossherr (1602–1633)“ vorzustellen. Dieser Abkömmling aus Nürnberger Patriziat, ein Freund und Ratgeber Herzog Friedrichs (seit 1594 Forstmeister von Urach) und mit durchaus abenteuerlichem Lebenslauf, kommt 1602 sehr günstig in den Besitz des Fleckens. Neben den vielfältigen Streitereien mit der Einwohnerschaft ist seine Verwicklung in den Prozess gegen seinen Schwiegervater, den Geheimen Rat Dr. Matthäus Enzlin, von großem Interesse. Die Einflüsse und Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf das Dorf, die Besatzungs-, Hunger- und Fluchtjahre sowie die Schlossherrschaft der Nachkommen und Erben der Imhofs samt Schlossteilungen, ewigen Händeln und Übergang der adeligen Güter in bürgerlich-bäuerlichen Besitz, der die

Schlossherrschaft endgültig in Kirchentellinsfurt beendet, werden im Kapitel „Die Erben Peter Imhofs (1633–1777)“ geschildert.

Die „Zeit des Wandels“ eröffnet Maier mit dem tumultuarischen „Gesangbuchstreit (1800–1802)“, bei dem sich ein gut Teil der Einwohnerschaft gegen die Einführung des neuen Gesangbuches wehrt. Mit dieser Auflehnung, in der Maier u. a. ein „Ventil für soziale und politische Unzufriedenheit“ sieht, „fand (die) Ortsgeschichte – ein einziges Mal – Eingang in die allgemeine württembergische Geschichte am Schnittpunkt von Staat und Kirche, Politik und Religion zeitnah zur Französischen Revolution und ihren Folgen“. Beendet wird dieser Streit mit einer militärischen Besetzung des Ortes.

Das nächste Kapitel von Maier „Die Eisenbahn kommt (1861)“ gilt dem Ausbau der Oberen Neckarbahn, dem zeitgleichen Bau der Neckartalstraße, also dem Anschluss des Dorfes an die weite Welt, was dann die „Industrialisierung des Ortes in den 1870er Jahren“ (Markert/Maier) mitsamt den Folgen bis ins 20. Jh. und den unausbleiblichen sozialen Verschiebungen einleitet. Vom deutsch-französischen Krieg (1870/71) durch das Kaiserreich mit all seinen neuen Vereinen, Feiern und dem Hurra-Patriotismus, vielen Veränderungen, auch baulicher Art, führt uns Maier kenntnisreich durch den entbehrensreichen Ersten Weltkrieg, durch die Jahre der Weimarer Republik mit ihren politischen Umwälzungen und der Inflation und durch die unselige Zeit der nationalsozialistischen Diktatur und den Zweiten Weltkrieg samt seinen Auswirkungen auf das Dorf. Mit dem Abschnitt über den Umsturz 1945 schließt er das Großkapitel über „Monarchie, Republik, Diktatur“ und rundet mit einer umfangreichen Betrachtung über den „Neubeginn und (das) Wachstum nach 1945“ den langen Gang durch die Ortsgeschichte ab.

Der zweite Teil des Buches gilt auf ca. 170 Seiten verschiedensten Einzelthemen (Mühlen, St. Peter zum Einsiedel, Schönbuchrechte, Gerichtsort, Leben im Ort am Ende des 17. Jh., Knapp-Epitaphien, Bevölkerungsverluste durch Krieg und Auswanderung, Elektrizität und Kraftwerk, erste Neckarbrücke, erste Apotheke, Markungsausgleich mit Wannweil, Gemeindewappen, Flurnamen und Redewendungen, Schultheißen und Bürgermeister, Schule, Schulhäuser und Lehrer, frühe Familiennamen). Die meisten der Einzelthemen stammen wiederum aus der Feder der beiden Hauptautoren, die die Geschehnisse immer auch im Rahmen der Reichs-, Landes- bzw. Regionalgeschichte betrachten.

Das Buch – allen ortsgeschichtlich Interessierten bestens empfohlen – ist graphisch sehr ansprechend gestaltet, äußerst reich bebildert, mit Tabellen, Stammbäumen, Übersichten und, wie es sich für ein wissenschaftliches Werk gehört, mit einem Literatur-, Quellen- und Bildverzeichnis samt Index ausgestattet. Es zeugt mit seinen 560 Seiten und 3,5 kg Gewicht von einer ausgesprochenen Fleißarbeit und der Liebe aller Autoren zu ihrer Heimatgemeinde. Man hätte dem Opus jedoch eine gründlichere Lektorierung bzw. Abschlusskorrektur gewünscht.

Werner Krauß

Angelika Hauser-Hauswirth: Zwischen Kaiserzeit und Drittem Reich. Metzinger in der Amtszeit von Stadtschultheiß und Bürgermeister Wilhelm Carl (Sonderreihe A der Metzinger Heimatblätter, Band 7, hrsg. vom Arbeitskreis Stadtgeschichte), Metzinger 2007. 395 S., 241 Abb., 18,00 Euro.

Der Sonderband der Metzinger Heimatblätter umfasst eine Zeitspanne von 24 Jahren und entspricht damit der Amtszeit des bedeutenden Metzinger Bürgermeisters Wilhelm Carl, dessen Person ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

Der Autorin ist ein überaus detail- und kenntnisreiches Bild der Stadt vor dem Hintergrund des mit der Industrialisierung einsetzenden sozialen Wandels gelungen. Reiches aussagekräftiges Bildmaterial in Verbindung mit einer fundierten historischen Darstellung und ergänzt durch Anekdotisches machen das Buch zu einer ausgesprochen interessanten und lehrreichen Lektüre, auch für Nicht-Metzinger. Zum Verständnis dieser bewegten Jahre der deutschen Geschichte trägt das gestalterische Prinzip bei, jedem Kapitel der Ortsgeschichte sozusagen die „große Geschichte“, optisch durch den kursiven Satz abgehoben, voranzustellen und somit die Kleinstadt in das Weltgeschehen einzubinden. Damit wird gezeigt, wie politische Entscheidungen auf deutscher und württembergischer Ebene sich unmittelbar auf das Leben vor Ort auswirkten und wie die daraus entstehenden Probleme bewältigt wurden.

Eine „Bestandsaufnahme“ der Metzinger Verhältnisse im Jahre 1931 eröffnet das Buch, wobei die Wirtschaftsgeschichte breiten Raum einnimmt. Die Vielzahl der Fotos lassen das Bild einer geschäftigen württembergischen Industriestadt entstehen. Einen gewissen Schwerpunkt bildet die Abhandlung der „Regierungszeit“ des Stadtschultheißen Wilhelm Carl, die somit gleichsam eine historische Darstellung der württembergischen Kommunalpolitik abgibt. Die letzten Jahre des Kaiserreiches, wiederum eingebettet in die reichsweiten Ereignisse, spiegeln sich in der Metzinger Alltagsgeschichte und insbesondere in der sich verändernden Rolle der Frau am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Auch hier gelingt es der Autorin überaus eindrücklich, die dramatischen Auswirkungen des Krieges auf die Stadt wiederzugeben. Metzingers politische Entwicklung in der Weimarer Republik wird u. a. durch die Entwicklung des Parteiwesens oder des Wahlverhaltens beispielhaft nachvollziehbar, wobei auch hier immer wieder der Vergleich zu den Verhältnissen im Reich hinzugezogen wird. Geradezu spannend gestaltet sich die Schilderung der politischen Auseinandersetzungen im Gefolge der Weltwirtschaftskrise und des heraufziehenden Dritten Reiches, die letztlich in einen Sieg der NSDAP einmünden. Den Abschluss des umfangreichen Bandes bildet eine generelle Analyse des Wahlverhaltens im vorliegenden Zeitraum in Metzinger, in Württemberg und im Reich.

Mit ihrer Darstellung Metzingers zwischen Kaiserzeit und Drittem Reich hat Angelika Hauser-Hauswirth ein Werk vorgelegt, das sich durch seine unverstellte Verständlichkeit, durch seine Materialfülle und seine Sachkenntnis

auszeichnet. Man kann das Buch nur jedem (lokal-)historisch interessierten Leser empfehlen, da der Autorin in bemerkenswerter Weise die Verknüpfung von „großer Politik“ mit dem Schicksal des „kleinen Mannes“ gelingt und somit das Verständnis für Geschichte geweckt oder aber vertieft wird. Auch den Schulen sei diese Darstellung nachdrücklich empfohlen. *Harald Schneider*

Elisabeth Timm: Zwangsarbeit in Esslingen 1939–1945. Kommune, Unternehmen und Belegschaften in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft (Esslinger Studien, Bd. 21, hrsg. vom Stadtarchiv Esslingen a. N.). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2009. 464 S., mit 45 z. T. farbigen Abb., 24,90 Euro.

Esslingen am Neckar 1944: Rund 11 000 ausländische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sind in der Stadt eingesetzt – vor allem in der Rüstungsindustrie und beim Luftschutzstollenbau, aber auch in öffentlichen Einrichtungen und Privathaushalten. Mit dieser Zahl rückt Elisabeth Timm, langjährige Mitarbeiterin im Stadtarchiv Reutlingen und derzeit Assistentin am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, in ihrer umfangreichen Untersuchung für die Stadt Esslingen die lange Zeit viel zu niedrig angesetzten Zahlen zurecht. Noch Anfang der 1990er Jahre ging man von „nicht über 5000“ zur Arbeit in Esslingen zwangsverpflichteten Ausländern aus, obwohl es anderslautende Quellen gab. Zum Vergleich: In Reutlingen gab es in den letzten Kriegsjahren sicher weniger als 5000 ausländische Arbeitskräfte, die hier unter Zwang lebten und arbeiteten (die im Reutlinger Stadtarchiv verwahrten Ausländer-Meldekarten ergaben eine Zahl von rund 3500 mutmaßlichen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die als Mindestwert angesehen werden muss). Die Struktur der Esslinger Wirtschaft mit ihrem hoch spezialisierten Maschinenbau führte zu immensen Produktionssteigerungen und damit bald zum Arbeitskräftemangel: In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs war jeder zweite bis dritte Arbeitsplatz in Esslingen mit einem Kriegsgefangenen oder einem/einer Zwangsarbeiter/in besetzt.

In fünfjähriger Forschungsarbeit hat Elisabeth Timm durch akribische Recherchen in über 20 Archiven im In- und Ausland eine unvermutete Fülle von Hinweisen und Belegen zusammengetragen, trotz aller Aktenvernichtungen der letzten Kriegstage. Aus ihnen rekonstruiert sie nicht nur ein facettenreiches Bild der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Esslingen: Durch die Auswertung von Akten aus einzelnen Wirtschaftsunternehmen, die sie in den Kontext der historischen Bedeutung der „Kriegswirtschaft“ stellt, zeichnet sie Entwicklungen nach, die im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegszeit gerne ausgeblendet wurden. So konnte E. Timm nachweisen, dass viele Esslinger Unternehmen durch die Zwangsarbeit „in einem Ausmaß rationalisieren konnten, wie das mit einer deutschen Belegschaft nicht möglich gewesen wäre, etwa durch die Einführung von

Fließbandarbeit“. Ergänzt durch die Ausstattung der Betriebe mit neuen Maschinen nach den Demontagen hatten sich die Folgen des Zweiten Weltkriegs also eher positiv als „Innovationsschub“ ausgewirkt.

Die umfangreiche und ausgesprochen gründliche Dokumentation ist mit zahlreichen spendenfinanzierten Farbtafeln ausgestattet und übersichtlich in 10 Kapitel gegliedert. Zusammenfassungen am Ende jedes Abschnitts helfen bei der schnellen Orientierung, während die Materialfülle und ihre anschauliche Verarbeitung die Leser rasch mitten in die Materie hineinzieht. So bietet der dicke Band vieles gleichzeitig: Detailfülle und eine Einbettung in den historischen Kontext, große Zusammenhänge und kritische Bewertungen ebenso wie lokale Informationen, etwa im Anhang über die Standorte und Belegungszahlen mit Angaben über die Arbeitgeber, mit Auszügen aus den Standesamtbüchern und einer Liste namentlich identifizierter städtischer Zwangsarbeiter.

Timm erläutert zunächst im Kapitel „Unternehmen und Arbeitsbeziehungen in der Kriegswirtschaft“ die Voraussetzungen für „Zwangsarbeit“, beschreibt die Entwicklung der Rüstungsproduktion in Esslingen und verschiedene Formen der „unfreien Arbeit von Deutschen“. Sie erklärt das System der Organisation der Zwangsarbeit und die unterschiedliche Behandlung gemäß der nationalsozialistischen Rassenideologie, um sich dann in der zweiten Hälfte der Alltagswirklichkeit, den Arbeits- und Lebensbedingungen sowie den Berührungspunkten zum Kriegsalltag der Deutschen zuzuwenden, die die ausländischen Arbeitskräfte so selbstverständlich als Teil des Krieges wahrnahmen „wie Lebensmittelkarten oder Fliegeralarm“. Kaum bewusst dagegen war, dass es ohne den Zwangsarbeitereinsatz keine Luftschutzstollen gegeben hätte – bei den für die Zivilbevölkerung überlebenswichtigen Arbeiten wie dem Stollenbau oder der Trümmerbeseitigung wurden mindestens drei Viertel der Arbeitsstunden von verschleppten Ausländern geleistet. Timm betont die tragende Rolle der Kommunalverwaltung und ihre „systemstabilisierende Funktion“, verweist aber auch auf eine „spezifische Entgrenzung der Zuständigkeiten und Befugnisse“, so dass auf der lokalen Ebene ein „intermediärer Bereich mit einer autonomen Dynamik“ entstand.

Die Wissenschaftlerin schildert die krassen Lebensbedingungen, die erbärmliche Versorgung und Unterbringung bis hin zu den verhungerten sowjetischen Kriegsgefangenen in der Maschinenfabrik Esslingen, der besonderen Gefährdung schwangerer Frauen und den in Esslingen geborenen Kindern von Zwangsarbeiterinnen. Insgesamt sind 169 Sterbefälle (darunter mutmaßlich fünf Hinrichtungen) von Zwangsarbeitern für Esslingen belegt; die meisten Toten kamen aus der UdSSR und aus Polen – nicht zuletzt, weil diese die Luftschutzräume nicht betreten durften. Umso erstaunlicher, dass die (sehr oft weiblichen!) Zwangsarbeiter im Vergleich zu ihren (männlichen) deutschen Kollegen 125 bis 130 Prozent Leistung brachten, trotz Mangelernährung. „Dass Arbeiten Überleben bedeutete, zeigt sich (auch) an dem deutlich niedrigeren Krankenstand der ausländischen Arbeitskräfte“, so Timm.

Nach Kriegsende kam es zu relativ wenigen Verurteilungen. Die Firmenleitungen wälzten die Verantwortung nach unten ab, bestraft wurden die Lagerleiter und „Ausländerbetreuer“, vorgesetzte deutsche Meister und Vorarbeiter, während die Unternehmensführungen vom Innovationsschub durch Kriegswirtschaft, Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit profitierten und das „Wirtschaftswunder“ inszenieren konnten. „Ein mutiges und notwendiges Buch“, sagte Esslingens Oberbürgermeister Jürgen Zieger bei der Präsentation, „das bei vielen alte Wunden aufreißen wird“. *Karin-Anne Böttcher*

Hermann Ehmer: Kleine Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg. DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2008. 192 S., 44 Abb., 3 Karten, 16,90 Euro.

Das im DRW-Verlag erschienene Buch wird der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ vollständig gerecht. Hermann Ehmer, bis 2008 Direktor des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart, gibt auf 188 Seiten einen fundierten und kompakten Überblick über die Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg.

Mit einem Gang durch sechs Epochen stellt Ehmer die Geschichte der auf die Reformation zurückgehenden Kirchen auf dem Boden des heutigen Württemberg von ihren Anfängen bis zur Gegenwart dar. Dabei thematisiert er die Epoche der Reformation (S. 11–54), das Zeitalter von Orthodoxie und Pietismus (S. 55–82), die kirchengeschichtlichen Ereignisse des 19. Jahrhunderts, die kirchliche Entwicklung bis zum Ende der Staatskirche 1918 (S. 105–132), die Situation von der Weimarer Republik über die Zeit im nationalsozialistischen Deutschland bis zur Stuttgarter Schulderklärung und den Entnazifizierungsbemühungen innerhalb der Kirche (S. 133–163) und zuletzt die Kirche in der Bundesrepublik Deutschland bis zum Mauerfall 1989 (S. 164–181). Anschauliche Abbildungen lockern die Darstellung auf und illustrieren den Text. Darüber hinaus werden in zahlreichen „Informationskästchen“ für das Verständnis der württembergischen Kirchengeschichte wichtige Begriffe (wie z. B. Abendmahl, Pietismus, Priestertum aller Gläubigen, Liberale Theologie, Freikirchen oder Ökumene) und bedeutende Persönlichkeiten knapp und prägnant beschrieben. Zwei Karten im Innenteil des Einbandes zeigen übersichtlich zum einen die disparate Herrschaftsaufteilung des Königreichs Württemberg und Hohenzollerns am Ende des napoleonischen Zeitalters und zum anderen die gegenwärtige Aufteilung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg in Prälaturen und Kirchenbezirke. Eine Zeittafel der kirchengeschichtlichen Ereignisse vom Beginn der Reformation 1521 in Reutlingen bis (ganz aktuell) zum Evangelischen Kirchenvertrag mit dem Land Baden-Württemberg von 2008 sowie knappe Literaturhinweise zur weiteren, vertiefenden Lektüre runden die Darstellung ab.

Der Verfasser benennt die Zielgruppe seines Buches im Vorwort nicht ausdrücklich, doch kann man aus der Darstellung schließen, dass mit „interessierten Lesern“ (S. 10) eher ein „allgemeines“, an Theologie und Kirchengeschichte interessiertes Publikum angesprochen werden soll. Dieser Zielgruppe wird das Buch sehr gerecht, wobei es auch Theologen und theologisch versierten Personen, die ihre Kenntnisse der württembergischen Kirchengeschichte auffrischen oder einzelne Ereignisse nachschlagen möchten, zur Lektüre empfohlen werden kann.

Besonders gelungen ist die Darstellung des Zeitalters der Reformation und das Kapitel Orthodoxie/Pietismus, desgleichen der Überblick über die Kirchengeschichte bis 1945. Es ist vermutlich den Umfangsvorgaben der Reihe geschuldet, dass für die Darstellung der Ereignisse der letzten fünf Jahrzehnte nur noch wenig Raum blieb. Zu bedauern ist, dass dieses letzte Kapitel nicht mehr die württembergische Kirchengeschichte in den Vordergrund stellt. So fehlt z. B. der Hinweis auf die kirchenpolitischen Diskussionen innerhalb der Landeskirche gerade in den 1960er und 70er Jahren und die Entstehung der synodalen Gesprächskreise; auch der für die Kirche in Württemberg sehr wichtige Kirchenvertrag mit dem Land Baden-Württemberg von 2008 wird zwar in der Zeittafel benannt, aber im Text nicht erläutert.

Insgesamt kann die Publikation von Hermann Ehmer aber sehr zur Lektüre empfohlen werden. Wer eine kompakte, übersichtliche und interessante geschriebene Darstellung der evangelischen Kirchengeschichte in Württemberg sucht, liegt mit diesem Buch genau richtig.

Sabine Drecoll

Reinhold Weber: Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918–1945. DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2008. 256 S., 51 Abb., 19,80 Euro.

„Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ – diese Reihe des DRW-Verlags (vgl. die Buchbesprechung von „Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg“ in den Reutlinger Geschichtsblättern 2007, S. 282 ff.) kommt dem zeitgenössischen Leser sehr entgegen. Sie füllt sozusagen die Lücke zwischen umfangreichen wissenschaftlichen Darstellungen, den sog. „Wälzern“, und dem Trend, einen historischen Sachverhalt möglichst schnell und knapp zu „googeln“, d. h. im Internet aufzuspüren. Dass der Verlag ein Nachfolgebändchen über die Geschichte Baden-Württembergs ankündigt, ist nur konsequent.

Reinhold Webers rund 250 Seiten umfassendes Werk im Taschenbuchformat wird dem Anspruch, „fundiert und kompakt“ zu sein, in jeder Hinsicht gerecht. Es zeigt die großen Entwicklungslinien Badens und Württembergs in den schwierigen Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Zusammenbruch von 1945 umfassend nach und geht, wo es nötig ist, auch ins Detail. Allerdings zeigt seine Darstellung auch eine prinzipielle Schwäche der Kompaktform:

Manches wird sprachlich sehr verdichtet und im Nominalstil dargeboten, so dass der Text zum Teil den Duktus eines Vorlesungsskripts annimmt. Aber dies ist weniger dem Autor anzulasten als der vorgegebenen kompakten Form der Reihe „Kleine Geschichte“. Erfreulich ist demgegenüber, dass der Text mit zahlreichen Abbildungen (Fotos, Karten, Statistiken) und grau unterlegten Detail-Info-Kästen angereichert ist, die der Anschaulichkeit dienen.

Im Vorwort begründet Reinhold Weber, wieso er beide Südwest-Länder in einem Band behandelt: 1. Beide Länder unterlagen seit der Reichsgründung 1871 einem zunehmenden Prozess der Aushöhlung ihrer Selbständigkeit („Reichssoq“); 2. legt die vergleichende Betrachtung „Besonderheiten und Gegenläufiges“ frei, da sowohl Baden als auch Württemberg jeweils „eigene politische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Traditionen“ besaßen und – auch nach der Gründung des Südweststaates 1952 – noch besitzen.

„Staatsumsturz und gezähmte Revolution“, so die Überschrift des 1. Kapitels, verliefen „in beiden Ländern in geordneten Bahnen, (...) weil das Ordnungsverlangen stark ausgeprägt“ gewesen sei, zudem habe „das Verhalten der – abdankenden – Dynasten den Übergang zur Demokratie zweifellos erleichtert“. Das Verhältnis der Länder zur unitarisch eingestellten Zentralgewalt in Berlin („Reichsrecht bricht Landesrecht“) blieb während der Weimarer Republik gespannt; sowohl der Versuch einer Reichsreform als auch Ansätze zur Bildung eines Südweststaates (S. 57 ff.) scheiterten. Ansonsten machten Baden und Württemberg alle Höhen und Tiefen der 20er Jahre mit, wobei in den Krisenzeiten „verglichen mit anderen Regionen Deutschlands (...) die Not in Baden und Württemberg noch verhältnismäßig gedämpft“ war (S. 71). Allerdings war Baden größeren Belastungen (Stichwort „Grenzlandnot“) ausgesetzt als Württemberg.

In den Kapiteln „Selbstbehauptung und ‚relative Stabilisierung‘ der Republik“ (S. 60 ff.) und „Weimarer Kultur‘ und beginnende Endphase der Republik“ (S. 91 ff.) werden die „Goldenen Zwanziger“ auf Länderebene sehr konkret dargestellt, aber auch der Zerfall der Republik im Gefolge der Weltwirtschaftskrise. Der Aufstieg der NSDAP vollzog sich in Württemberg schleppender als in Baden und im Reich, zumal der „Württembergische Bauernbund“ lange Zeit „ein Eindringen der NSDAP in die protestantisch-ländliche Bevölkerung verhinderte“. Nach Hitlers „Machtergreifung“ verloren die Länder innerhalb weniger Monate ihre Selbständigkeit (Stichwort „Gleichschaltung“): Die Regierung Schmitt (Zentrum) in Baden wurde zum Rücktritt gezwungen, Gauleiter Wagner zum Reichskommissar ernannt und der Landtag gemäß den Ergebnissen der Reichstagswahl vom 5. März 1933 „gleichgeschaltet“. In Württemberg verlief die Entwicklung etwas anders, denn hier stand „auf der einen Seite ein zwar auf die SS gestützter, aber aufgrund seines permanenten Zwanges zur Absicherung gegen Intrigen ‚geschwächter‘ Gauleiter und Reichsstatthalter Murr, auf der anderen Seite ein

von Hitler ‚geduldeter‘ und von der SA unterstützter Ministerpräsident und Kultusminister Mergenthaler.“

In den Kapiteln „Die Kirchen im NS-Staat“ (S. 148 ff.), „Baden und Württemberg im NS-Staat“ (S. 162 ff.) sowie „Ausgrenzung, ‚Vernichtung‘ und Widerstand“ (S. 187 ff.) werden wichtige Facetten des Nazi-Regimes auf Länderebene dargelegt. Das Werk schließt mit dem Kapitel „Zweiter Weltkrieg und totaler Zusammenbruch des ‚Führerstaates‘“ (S. 219 ff.). Hier wird u. a. sehr eindrücklich die Diskrepanz zwischen Kriegspropaganda und Kriegsalltagswirklichkeit zum Ausdruck gebracht: „Mit der Eskalation des Luftkrieges im Jahr 1943 zerstob auch in weiten Teilen der Bevölkerung der Glaube an die propagierte Überlegenheit der deutschen Luftwaffe.“ Schließlich lagen bis zum Kriegsende 1945 zahlreiche südwestdeutsche Städte in Trümmern. Dass der Autor Reutlingen zu den Städten zählt, die „glimpflich“ davongekommen seien (S. 228), ist angesichts der Bombenschäden durch die Angriffe im Januar, Februar und März 1945 – Reutlingen gehörte immerhin zu den zehn am stärksten betroffenen Städten Württembergs – unverständlich. Dies ist aber – aus Reutlinger Perspektive – der einzige Kritikpunkt in einem Werk, das die Regionalgeschichte von 1918 bis 1945 vorzüglich darstellt.

Thomas Gollhardt

Roland Deigendesch; Christoph Morrissey: Kleine Geschichte der Schwäbischen Alb. DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2008. 280 S., 58 Abb. und 3 Karten, 19,90 Euro.

Aufgrund der naturräumlichen Lage und seines wirtschaftsgeographischen Standorts bezeichnet sich Reutlingen gerne als „Tor zur Schwäbischen Alb“ und bekundet damit seine vitale Verflechtung mit dem südwestdeutschen Mittelgebirge. Ganz selbstverständlich gehören deshalb Stadt und Landkreis Reutlingen auch zu dem seit 2005 von der UNESCO anerkannten „Biosphärengebiet Schwäbische Alb“.

Zwischen dem ersten Kapitel über die geologische Entstehung der Alb vor 200–145 Millionen Jahren und dem letzten Abschnitt zu eben diesem Biosphärengebiet schildern die Autoren, wie von der Urgeschichte bis zur Gegenwart die typische Kulturlandschaft der Schwäbischen Alb entstand und was sie zum unverwechselbaren historischen Raum gemacht hat. So etwa die spektakulären Funde in der Vogelherdhöhle (um 32 000 v. Chr.) mit aus Elfenbein geschnitzten Tier- und Menschenfiguren oder im 1. Jahrtausend v. Chr. die keltischen Viereckschanzen und Grabhügel sowie die beiden Großsiedlungen der Heuneburg und des „Heidengrabens“. Fachwissenschaftlich fundiert und unter Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstandes der Landesgeschichte lassen nun Roland Deigendesch und Christoph Morrissey 2000 Jahre Politik-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Schwäbischen Alb am

Leser vorüberziehen: die alamannische Landnahme, die Christianisierung „Inneralamanniens“, die Besiedlung und den Landschaftsausbau, die auf der burgenreichen Alb samt ihren Vorbergen sich entfaltenden mittelalterlichen Adelsgeschlechter, wie z. B. der Staufer, der Achalmgrafen oder der Grafen von Zollern mit ihrem Versuch, zwischen Hechingen und Sigmaringen ein auf die Westalb konzentriertes Herrschaftsgebiet zu errichten, einschließlich des „Preußen-Intermezzos“ von 1850 bis 1945.

Weitere Themen sind die Albklöster von Neresheim und Königsbronn bei Heidenheim über Blaubeuren, Zwiefalten, Mariaberg und Marchtal bis Heiligkreuztal und Beuron mit ihrer Land und Leute prägenden Ausstrahlung, ferner die Ansiedlung von Schweizern und österreichischen Glaubensflüchtlingen nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs oder auch die Auswirkungen der „napoleonischen Flurbereinigung“ und der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Die 1803–1806 gewonnenen oberschwäbischen Gebiete „Neuwürttembergs“ waren durch das „Gebürge der Alb“ von Altwürttemberg abgeschnitten, ein Zustand, den das Königreich durch forcierten Straßenbau und ab 1850 den Eisenbahnbau zu überwinden suchte. Die Entstehung dieser verkehrstechnischen Infrastruktur und die Ansätze zu Industriezonen auf der Schwäbischen Alb – von Heidenheim, Wasseralfingen und Giengen über Laichingen und Albstadt bis nach Tuttlingen – wie auch die flächendeckende Einführung der Albwasserversorgung werden als jüngster historischer Schub zur Ausbildung des modernen Erscheinungsbildes der Schwäbischen Alb ausführlich geschildert: ein zwischen Neckar und Donau gleichzeitig als Barriere und „Passageraum“ fungierender Landschaftsgürtel mit einer typischen naturräumlich-kulturellen Physiognomie, die trotz punktuell eingestreuter Industrie- und Gewerbezentren primär als ländlich-naturnahes Rückzugsgebiet erscheint. Kontrastierend zum benachbarten industriellen Großraum Stuttgart wird dieses Profil geschärft und ökonomisch aufgewertet.

Die Autoren machen diese Merkmale eines „Rückzugsgebiets“ in anschaulichen Beispielen bewusst: etwa durch die literarisch-künstlerische und touristische „Entdeckung“ der Schwäbischen Alb und ihrer Reize im 19. und 20. Jahrhundert (Gustav Schwab, Wilhelm Hauffs Lichtenstein, Wilhelm Laage und HAP Grieshaber, Schwäbischer Albverein), durch die Einrichtung der Truppenübungsplätze bei Münsingen und auf dem Heuberg vor dem Ersten Weltkrieg, aber auch durch das „Verstecken“ von Behinderten fernab der Ballungszentren im Samariterstift Grafeneck, in Mariaberg oder in Zwiefalten, durch die Einrichtung des KZ Heuberg im Jahr 1933, durch die 1940 von den Nationalsozialisten industriell organisierte Tötungsanstalt für geistig Behinderte im abgelegenen Grafeneck („Aktion T 4“) oder die Evakuierung der französischen Vichy-Regierung unter Marschall Pétain ins industrieferne Schloss Sigmaringen (1944/45).

Neben den großen geschichtlichen Zusammenhängen kommen auch anschauliche Details, Biographien und Anekdoten zu ihrem Recht. Sie werden

durch reiche Bebilderung und typographisch hervorgehobene Informationsblöcke gefällig dargeboten, so dass sich das Buch zum intensiven Studium und zum interessierten Durchblättern gleichermaßen empfiehlt.

Wilhelm Borth

Dieter Reichhold: Schwäbische Alb-Eisenbahn. Eine Zeitreise entlang der Strecke Reutlingen–Münsingen–Schelklingen. Verlag Wolfgang Wiedemann, Münsingen-Rietheim 2007. 125 S., 53 Farb- und 66 Schwarzweißabb., 18,90 Euro.

Nach nur vier Jahren erschien in 2. erweiterter Auflage diese reich illustrierte Beschreibung einer interessanten Nebenbahn, die einst vor den Toren Reutlingens begann. Jahrzehntlang hatten die beteiligten Städte und Gemeinden um diese Bahnlinie nach Münsingen gekämpft. Dabei stand Reutlingen in steter Konkurrenz zu Urach als Ausgangspunkt für eine Erschließung der Alb und den Anschluss der letzten Oberamtsstadt Württembergs ohne Bahnverbindung. Erst 1889 fiel die Entscheidung zugunsten von Reutlingen, allerdings nur als Nebenbahn und mit dem „Schönheitsfehler“ eines betriebstechnisch aufwendigen und den raschen durchgehenden Verkehr einschränkenden Zahnstangenabschnitts für den Alaufstieg. Das erste Teilstück vom Reutlinger Hauptbahnhof über die „Haltestelle Eningen“ (ab 1907 Reutlingen Süd), Pfullingen und das Echaztal aufwärts bis Honau wurde 1892 eingeweiht, die Fortsetzung mit dem Alaufstieg zur Station Lichtenstein über Kleinengstingen bis Münsingen ging 1893 in Betrieb. Ab 1901 war schließlich mit dem Anschluss an die Donautalbahn in Schelklingen das Werk vollendet.

68 Jahre stand die Strecke durchgehend in Betrieb, bis 1969 der Personenverkehr Honau–Schelklingen eingestellt wurde. Die interessante Zahnradstrecke Honau–Lichtenstein fiel als Erstes dem Abbruch zum Opfer, 1983 folgte der Abschnitt Reutlingen–Honau. Als 1998 die Deutsche Bahn AG die Stilllegung der Reststrecke beantragte, schien das Schicksal der Eisenbahn auf der Schwäbischen Alb besiegelt. Jedoch schafften es Anliegergemeinden und Landkreis mit dem Betreiber Erms-Neckar-Bahn AG, die Bahn ab 1999 für den Touristik- und Schülerverkehr wieder in Betrieb zu nehmen.

Abwechslungsreich, gut anhand der Literatur recherchiert und mit viel Lokalkolorit beschreibt Dieter Reichhold – als „Vorsitzender der Gesellschaft zur Erhaltung von Schienenfahrzeugen“ zweifellos vom Fach – die Entstehungsgeschichte und Entwicklung. Die Besonderheit der Strecke hebt er schon im Vorwort hervor: „Nirgends ist das Wechselspiel zwischen Landschaft und Eisenbahn enger als in den Tälern der Alb. Die Topografie gab die Streckenführung vor. Die Eisenbahn musste sich anpassen, zumal preisgünstig gebaut werden musste.“ Aufgelockert wird die flüssig geschriebene Darstellung durch „Bahnhofsgeschichten“: lebensnahe und authentische Erzählun-

gen von Zeitzeugen vom entgleisten Schneepflug bis zur Menükarte im Münsinger Bahnhof, vom Zirkus in der Stadt bis zur Trauergemeinde, die den Zug nach Mehrstetten verpasste.

Die 2. Auflage ist deutlich umfangreicher geworden, dokumentiert sie nun auch das „zweite Leben“ der heute als Schwäbische Alb-Bahn bezeichneten Linie einschließlich eines Beitrags des Landesdenkmalamtes zum kulturgeschichtlichen Wert der Strecke und ihrer Bahnhofsgebäude. Ein Übersichtsplan aus dem Kursbuch und die Fotos aus mehreren Archiven sowie zahlreichen privaten Sammlungen sind drucktechnisch und qualitativ überzeugend reproduziert. Wer sich anschaulich und allgemeinverständlich über ein besonderes Kapitel der hiesigen Lokal- und Verkehrsgeschichte informieren möchte, liegt mit diesem Buch genau richtig.

Bernhard Madel

Joachim Lenk: Letzter Appell in Schwäbisch Sibirien. Militär in Münsingen, Breithülen und Feldstetten 1895 bis 2007. Verlag Wolfgang Wiedemann, Münsingen-Rietheim 2008. 160 S., über 500 Schwarzweißfotos, 24,90 Euro.

Mehr als 110 Jahre lang gehörte das Militär fest zur Region und war Teil des Alltags geworden. Gegründet von König Wilhelm II. von Württemberg, bescherte der neue Truppenübungsplatz Münsingen wirtschaftlichen Aufschwung und verbesserte Verkehrsverbindungen. Relativ unbeschadet überstand das Lager den Ersten Weltkrieg. Es war in erster Linie Lager für französische und russische Gefangene, aber nicht unmittelbar in Kriegshandlungen einbezogen. Heftige Gefechte allerdings gab es zu Ende des Zweiten Weltkriegs, sollte doch auf Befehl der Militärführung die Region um Münsingen auf alle Fälle gehalten werden. Schon 1937 mussten die Bewohner Gruorns ihren Heimatort aufgeben, den die Reichsregierung für Schießübungen nutzen ließ. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Truppenübungsplatz von den Franzosen beansprucht und genutzt, ab 1957 teilten sie ihn mit der neu entstandenen Bundeswehr. Im Zuge der Truppenreduzierungen nach Ende des Kalten Krieges entstand 2005 aus dem ehemaligen Übungsplatz das Biosphärengebiet Schwäbische Alb.

Joachim Lenk veranschaulicht in seinem historischen Abriss mit zahlreichen Bildern und Hintergrundinformationen die Entwicklung der Militär- zur Kulturlandschaft innerhalb der letzten 110 Jahre. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf den rein militärischen Aspekt, sondern berührt immer wieder die wirtschaftliche Entwicklung. Nur so kann man verstehen, dass der Abzug der Truppen und der damit verbundene Verlust ziviler Arbeitsplätze für manche einem Exodus gleichkam. Mittlerweile jedoch hat die Zivilbevölkerung die riesige Hochfläche auf der Alb entdeckt. An die erste Wanderung überhaupt, an der mehr als 300 Albvereinler teilnahmen, erinnert ein Foto im Buch.

Mag sein, dass die gesamtgeschichtlichen Zusammenhänge manchem Leser nur angedeutet erscheinen. Dennoch lässt sich, trotz aller lokalgeschichtlicher Betonung, nachvollziehen, wie stark auch ein Militärposten auf der Alb in die Geschichte eingewoben sein konnte. Joachim Lenk, Journalist und Reserveoffizier, blättert noch einmal in die Vergangenheit zurück, verwendet, gründlich recherchiert, bisher noch nie veröffentlichte historische Aufnahmen und erweist sich mit seinem 160 Seiten starken „Geschichtsbuch“ als Chronist der Abwicklung des Militärischen hin zur Entstehung neuer Nutzungsformen.

Harald Schneider

Klaus Graf (Hrsg.): Sagen der Schwäbischen Alb. DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2008. 304 S., 44 Abb., 1 Karte, 16,90 Euro.

In der Erzählgattung der Sage kommt es zu einer wunderbaren Liaison zwischen außermenschlicher Wirklichkeit und menschlicher Phantasie! Natürlich: Hinter dem Signet „Sage“ verbirgt sich eine schwer zu ordnende Vielfalt von Erzählformen. Zu unterscheiden ist zwischen dämonologischen Sagen, in denen übernatürliche Wesen agieren, und geschichtlichen Sagen, die in der Regel bemerkenswerte Personen und herausragende Ereignisse thematisieren. Es gibt Erklärungs- und Entstehungssagen, die den vermeintlichen Ursprung merkwürdiger Phänomene erzählen: markante Felsbildungen, außergewöhnliche Naturschauspiele und andere Besonderheiten, die sich der einfachen rationalen Erklärung entziehen. Immer aber liefern Sagen als volkstümliche Überlieferungen Wissen und Vorstellungen über die Welt. Genau dies wird in den 243 Texten eindrücklich, die der Historiker und Archivar Klaus Graf für die sagenhafte Landschaft Schwäbische Alb zusammengestellt hat.

Ihre Faszination entfalteteten Sagen in den beiden vergangenen Jahrhunderten vor allem aufgrund von Missverständnissen. Die vermeintlich volkstümlichen Überlieferungen wurden gelesen als Botschaften aus uralten Zeiten, die Einblick gewähren in vorchristliche Vorstellungswelten – zeitenthobene und scheinbar ewige Stoffe und Geschichten, die Verbindungen knüpfen zwischen urtümlicher Vorzeit und moderner Gegenwart. Insofern fühlt sich Klaus Graf, bevor er seine Sammlung von Albsagen zur Lektüre ausbreitet, erst einmal herausgefordert, mit derlei romantischen Klischees aufzuräumen. Sagen, so rückt er in seiner Einleitung nachdrücklich zurecht, seien vor allem „literarische und volkskundliche Dokumente ihrer Zeit, nämlich derjenigen Zeit, in der sie aufgeschrieben wurden, also des 19. und 20. Jahrhunderts“ (S. 8). In diesem Sinne rekonstruiert Graf in der Einleitung zu seiner umsichtig kommentierten Sagensammlung auch die vor allem von der Romantik beflügelte Geschichte des Sammelns mündlichen Erzählguts. Die „Deutschen Sagen“ der Gebrüder Grimm (1816/18) markieren zwar nicht den Anfang der Sagenkonjunktur Anfang des 19. Jahrhunderts, aber die Begeisterung der Philolo-

gen-Brüder für volkstümliche Erzählungen stimulierte das Interesse an vermeintlicher Volkspoese nachhaltig. In Württemberg waren es Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Rudolf Magenau, später die Epigonen der Romantik wie Albert Schott oder Theodor Eisenlohr und schließlich Wissenschaftler wie der Tübinger Orientalist Ernst Meier oder der Germanist Anton Birlinger, die sich der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen widmeten. Wie anschlussfähig die romantischen Ideen scheinbar uralter Erzählstoffe für die germanophile Ideenwelt des Nationalsozialismus war, zeigt Klaus Graf auch an Beispielen wie dem Pfullinger Heimatbuch von Wilhelm Kinkelin.

Nachdem er so die Erzählform der Sage von raunendem Ballast befreit hat, präsentiert der Herausgeber seine illustrierte Sammlung der Albsagen in geographischer Anordnung. Die Lesereise durch die Sagenwelt der Alb beginnt am Lauf der Oberen Donau, führt über die Südwestalb durch das Hohenzollerische und die Mittlere Alb. Das Sammlungsgebiet endet auf der Ostalb bei Neresheim. Dem „Sagenbereich der Pfullinger Urschel“, aber auch dem „Land der Sybille von der Teck“ sind eigene Kapitel gewidmet, finden sich hier doch bemerkenswert reichhaltige Erzählbestände. Warum das so ist? „Niemand weiß, warum ausgerechnet Pfullingen, am Fuß der Alb gelegen, den reichsten Sagenbestand Schwabens aufweist“, teilt der Herausgeber zunächst achselzuckend mit (S. 116). Andererseits aber liefert er zumindest indirekt stichhaltige Antworten. Sagen thematisieren oft außergewöhnliche Naturphänomene oder Personen von lokaler Bedeutung. Kommt beides zusammen, stimuliert dies auch besonders die Sagenproduktion. Studiert man die Karte mit den „Schauplätzen der Sagen“ (S. 20/21), so wird sichtbar, dass die Sagendichte dort am höchsten ist, wo Geschichts- und Naturlandschaft am abwechslungsreichsten erscheinen: am Albtrauf entlang der Nordseite. Dünner dagegen wird es auf der eher monotonen Albhochfläche – es sei denn, sie wird durchschnitten von den pittoresken Tälern der Lauchert, Lauter, Blau oder Lone. Als „albtypisch“ klassifiziert Klaus Graf denn auch all jene „Natur-Sagen, die sich mit den naturräumlichen Eigenheiten der Alb auseinandersetzen, mit den Felsen und dem Wasser“ (S. 19/22). Hier wird die Landschaft beseelt von Geistern und übersinnlichen Wesen.

Die Zusammenstellung umfasst unveröffentlichtes Erzählgut aus Sammlungen von Lehrern genauso wie geläufige Überlieferungen der bekannten Sammler. So erfährt man in den gleichermaßen lehrreichen wie unterhaltenden Texten viel über die Landschaft der Alb wie über die Phantasie ihrer Bewohner.

Friedemann Schmoll

Autoren und Rezensenten

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Kulturwissenschaftler; Moltkestraße 77, 72762 Reutlingen

Karin-Anne Böttcher M. A., Kulturwissenschaftlerin und Freie Journalistin; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Leiterin des Kreisarchivs Reutlingen; Lindachstraße 11, 72793 Pfullingen

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R.; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Roland Brühl, Diplom-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen; Weiherstraße 25, 72770 Reutlingen

Otto Paul Burkhardt, Kulturredakteur; Immenhäuser Straße 16, 72127 Kusterdingen

Sabine Drecoll, Pfarrerin; Lindenstraße 4, 72138 Kirchentellinsfurt

Prof. Dr. Hermann Ehmer, Kirchenarchivdirektor i. R.; Reinsburgstraße 103, 70197 Stuttgart

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Thomas Gollhardt, Studiendirektor i. R.; August-Lämmle-Straße 3, 72127 Kusterdingen

Wolfgang Jaworek, Verleger; Liststraße 7 B, 70180 Stuttgart

Prof. Dr. Theodor Karst, Literaturwissenschaftler; Ganghoferstraße 92, 72764 Reutlingen

Christoph Kleiber M. A., Bauforscher und Denkmalpfleger; Städlenweg 3, 89075 Ulm

Barbara Krämer M. A., Kunsthistorikerin; Dorotheenweg 7, 72764 Reutlingen

Werner Krauß, Sonderschullehrer i. R.; Rheinstraße 79, 72768 Reutlingen

Gerald Kronberger, Diplom-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen; Baumgartenweg 9, 72764 Reutlingen

Bernhard Madel, Realschullehrer; Weihergärtenweg 5/1, 72762 Reutlingen

Hermann Josef Pretsch; Lindenhofweg 17, 89558 Böhmenkirch-Steinenkirch

Dr. Friedemann Schmoll, Kulturwissenschaftler; Achalmstraße 26, 72072 Tübingen

Harald Schneider, Studiendirektor i. R.; Steinenbolstraße 33, 72793 Pfullingen

Bernd Serger, Journalist; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Hermann Taigel, Studiendirektor i. R.; Stöffelbergweg 15, 72793 Pfullingen

Abbildungsnachweise

- S. 10: Foto: Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Pfullingen
- S. 14: Universitätsbibliothek Tübingen, Mh 466.3 (Vorlage: StadtA Rt.).
- S. 17: KreisA Rt., S 4 Nr. 106.
- S. 21: HStA Stuttgart, N 3 Nr. 1 Blatt 16.
- S. 22: KreisA Rt., S 4 Nr. 14.
- S. 24 oben: StadtA Rt., S 90 Nr. 412.
- S. 24 unten: KreisA Rt., S 4 Nr. 110.
- S. 26, 27 u. 28: HMR, Inv.-Nr. 155, Inv.-Nr. 67/10 u. Inv.-Nr. 167.
- S. 29: Aus: Die Schwäbische Alb. Eine Schilderung ihrer schönsten und interessantesten Punkte von Dr. Alb. Moll und A. L. Pleibel, Urach 1860, vor S. 33.
- S. 32: Württ. Landesbibl. Stuttgart, Inv.-Nr. 6553.
- S. 38: KreisA Rt., S 4 Nr. 71 und Nr. 87.
- S. 40: Württ. Landesbibl. Stuttgart.
- S. 42: Aus: Louis Rachel, Illustrierter Atlas des Königreiches Württemberg, Stuttgart 1869, Blatt 12.
- S. 43: HMR, Inv.-Nr. 72/3.
- S. 44: KreisA Rt., S 6 Nr. 159.
- S. 47: HMR, Inv.-Nr. 1988/392 und Inv.-Nr. 1987/3.
- S. 48: HMR, Inv.-Nr. 1998/233.
- S. 49: KreisA Rt., Bibliothek.
- S. 50: Aus: Ludwig Finckh, Der Bodenseher, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1914, S. 203.
- S. 51: Aus: Margarete Hannsmann, Pfauenschrei. Die Jahre mit Grieshaber, München/Hamburg 1986, zw. S. 16 u. 17. © VG Bild-Kunst, Bonn 2008.
- S. 52: HMR, Inv.-Nr. 1990/170.
- S. 53: KreisA Rt., Bibliothek.
- S. 54: Aus: Schwabenalb in Wort und Bild (Verlag des Schwäbischen Albvereins, Geschäftsstelle Tübingen), Druck der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart, 1914.
- S. 55: Privatbesitz Dr. I. Betz-Wischnath, Pfullingen.
- S. 56 u. 57 oben: KreisA Rt., S 4 Nr. 101.
- S. 57 unten: Aus: Die Schwäbische Alb in Dichtung und Malerei, Stuttgart 1963, Tafel 52.
- S. 58: KreisA Rt., S 4 Nr. 39.
- S. 59: Aus: Der Maler Wilhelm Kehrler, hrsg. von der Kreissparkasse Reutlingen, 1992, S. 19.
- S. 60: Privatbesitz Dr. I. Betz-Wischnath, Pfullingen.
- S. 62 u. 63: Aus: Gerhard Grimm – Zeichner, Maler, Holzschneider. Ausstellungskatalog, hrsg. vom Städtischen Kunstmuseum Spandau-Reutlingen und von der Hans-Thoma-Gesellschaft – Kunstverein Reutlingen, Reutlingen 1991, Katalog-Nr. 179, 109, 63.
- S. 64: Kunstsammlung des Landkreises Reutlingen, Nr. 568. Aufnahme: Manfred Herb.
- S. 65: Privatbesitz Dr. I. Betz-Wischnath, Pfullingen.
- S. 66: Aus: Margarete Hannsmann, Pfauenschrei. Die Jahre mit Grieshaber, München/Hamburg 1986, zw. S. 256 u. 257. © VG Bild-Kunst, Bonn 2008.
- S. 68: Aus: Grieshaber in Reutlingen. HAP Grieshaber zum siebzigsten Geburtstag. Ausstellungskatalog, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1979, S. 29. © VG Bild-Kunst, Bonn 2009.
- S. 70: Foto: Bürgermeisteramt Oberriexingen.
- S. 73: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 74: Original: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 76: Foto: Bürgermeisteramt Oberriexingen.
- S. 79: Original: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 83: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 85: Original: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 88 li.: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 88 re.: Foto: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 96: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 99: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 101: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 103: Original: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 105: Landeskirchliches Archiv Stuttgart.
- S. 107: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 111: Berlin Document Center.
- S. 118: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 121: StadtA Rt., Nachlass Sautter Nr. 6.
- S. 124: Original: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 129: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 132: Foto: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 134: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 139, 142 u. 145: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 148: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 150: Berlin Document Center.
- S. 152: StadtA Rt., S 100 Nr. 651/21.
- S. 154: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.
- S. 156: StadtA Rt., Hauptamt, Acc. 1986/10.
- S. 160: Berlin Document Center.
- S. 163: Stadtbibliothek Reutlingen.
- S. 165: Privatbesitz Verena Förster, Pfullingen.

- S. 171: StA Ludwigsburg, E 234 II Bü. 65.
 S. 173: Foto: W. Adler, Ulm.
 S. 177: Württ. Landesbibl. Stuttgart, Cod. Brev. 98 fol. 8^r.
 S. 181: Biblioteca Governativa di Lucca, Codex latinus 1942.
 S. 189: Württ. Landesbibl. Stuttgart, Cod. theol. et phil. 4^o 141 fol. 174^v.
 S. 191: Farbdiapositiv des Museum of Art in Cleveland/Ohio im Besitz des Verfassers.
 S. 199, 200 u. 207: Aufnahmen: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 208: Büro Kleiber, Basisvermessung: Tillman Kohnert, Zeichnung: Robert Endres.
 S. 210 u. 211: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 213, 214 u. 216: StadtA Rt.
 S. 218: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 220 u. 221: StadtA Rt.
 S. 223: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 224: StadtA Rt.
 S. 225: Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen.
 S. 227: Büro Kleiber, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres.
 S. 230: Aufnahme: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 231: Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen.
 S. 233, 234 u. 235: Büro Kleiber, Ulm, Basisvermessung: Tillman Kohnert, gezeichnet vor Ort: Robert Endres.
 S. 236 u. 237: StadtA Rt.
 S. 239 u. 240: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 242: StadtA Rt.
 S. 244: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 246 *oben*: Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen.
 S. 246 *unten*: StadtA Rt.
 S. 248: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 249: Registratur der Ev. Gesamtkirchengemeinde Reutlingen.
 S. 250: StadtA Rt.
 S. 252: Christoph Kleiber, Ulm.
 S. 253: StadtA Rt.